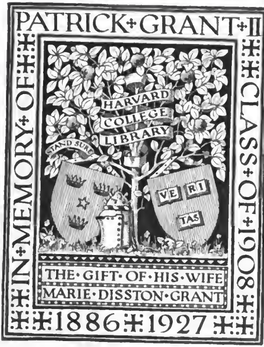


Die Bücherliebhaberei in ihrer Entwickelung bis zum Ende des ...

Otto Mühlbrecht


PATRICK GRANT II
IN MEMORY OF
CLASS OF 1908
HARVARD COLLEGE LIBRARY
STAND SURE
VE RI TAS
THE GIFT OF HIS WIFE
MARIE DISSTON GRANT
1886 1927

DIE BÜCHERLIEBHABEREI

DIE

BÜCHERLIEBHABEREI

in ihrer Entwickelung bis zum Ende des XIX. Jahrhunderts

EIN BEITRAG ZUR GESCHICHTE DES BUCHERWESENS

VON

OTTO MÜHLBRECHT

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage
mit 213 Illustrationen im Text und 11 Kunstbeilagen

„Eine ausgewählte Büchersammlung ist und bleibt der Brautschatz des Geistes und Gemütes."
Weber's Demokritos.

BIELEFELD und LEIPZIG
VERLAG VON VELHAGEN & KLASING
1898

Von diesem Werke ist für Liebhaber und Freunde besonders luxuriös ausgestatteter Bücher ausser der vorliegenden Ausgabe

eine numerierte Ausgabe

veranstaltet, von der nur 100 Exemplare auf feinstem Kunstdruckpapier gedruckt sind. Jedes Exemplar ist in der Presse sorgfältig numeriert (von 1—100) und in Ganz-Kalbleder gebunden. Der Preis eines solchen Exemplars beträgt 20 M. Ein Nachdruck dieser Ausgabe, auf welche jede Buchhandlung Bestellungen annimmt, wird nicht veranstaltet.

Die Verlagshandlung.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

VORREDE ZUR ZWEITEN AUFLAGE.

Die erste Auflage dieses Buches erschien im vorigen Jahre als ein leicht hingeworfener Fühler, um damit festzustellen, ob in Deutschland ein günstiger Boden für die Litteratur der Bücherliebhaberei vorhanden sei. Bei der skizzenhaften Anlage hafteten dem Buche Mängel an, die ich selbst sehr wohl kannte, und welche die Kritik scharf zu betonen nicht unterlassen hat. Trotzdem, und ganz gegen meine Erwartung, hat die erste Auflage eine so günstige Aufnahme im Publikum gefunden, dass schon nach einem Jahre sich das Bedürfnis nach einer neuen Auflage herausgestellt hat. Dies erfreut mich besonders deshalb, weil damit der Beweis geliefert ist, dass die Bücherliebhaberei in Deutschland bereits weiter verbreitet ist, als bei dem bisherigen Mangel jeglicher Litteratur darüber angenommen werden konnte. Inzwischen ist auch im Verlage von Velhagen & Klasing die von Fedor von Zobeltitz geleitete „Zeitschrift für Bücherfreunde" ins Leben gerufen, und ist die günstige Aufnahme dieser vornehm ausgestatteten Zeitschrift ein weiterer Beweis dafür, dass die Gemeinde der Bücherfreunde bei uns in einem erfreulichen Aufblühen begriffen ist. Diese Wahrnehmung veranlasste mich zur Herausgabe einer zweiten Auflage, bei deren Bearbeitung ich mich bemüht habe, strengeren Anforderungen an eine gründlichere Behandlung des Stoffes gerecht zu werden.

Gleich nach Erscheinen der ersten Auflage wurde das Buch von R. van der Meulen in Rotterdam in das Holländische übersetzt; der Text war von ihm allerdings vermehrt und von dem Verleger A. W. Sijthoff in Leiden reich mit Illustrationen ausgestattet. Ob dies aber ein ausreichender Grund dafür war, meinen Namen als Verfasser auf dem Titel der holländischen Ausgabe fortzulassen, will ich an dieser Stelle nicht untersuchen; es wäre zwecklos, denn es besteht kein Litterarvertrag zwischen Holland und Deutschland, der mich dagegen hätte schützen

können. Auch muss ich anerkennen, dass ich von van der Meulen manches gelernt habe, seine Erweiterungen waren z. B. die erste Quelle, welche sich mir für die Geschichte der Bücherliebhaberei in Holland erschlossen hat. Ich betrachte deshalb die Ergänzungen und Verbesserungen, die ich von van der Meulen übernommen habe, als eine wertvolle Bereicherung meines Buches. Ebenso bin ich dem holländischen Verleger A. W. Sijthoff sehr zu Dank dafür verpflichtet, dass er mir seine sämtlichen Illustrationen zur Benutzung für meine zweite Auflage freistellte.

Dem neuen Kapitel über die Bücherliebhaberei in Belgien und Holland habe ich ein ebenfalls neues über die Bücherliebhaberei in Deutschland beigefügt. Ich bitte, diese erste Darstellung mit Nachsicht aufzunehmen, denn es war schwierig, aus den Einzeldarstellungen, welche wohl zahlreich, aber zerstreut sich in der deutschen Fachlitteratur finden, eine abgerundete Arbeit in einem verhältnismässig so kleinen Rahmen zu liefern; es ist das eine Arbeit, die erst nach und nach ausreifen kann in dem Maasse, als die Kritik dem Autor dabei zu Hilfe kommt. Ein Einzelner kann dies ausgedehnte Gebiet kaum übersehen, das wird jeder erfahren haben, der sich mit der Geschichte des Buchhandels jemals beschäftigt hat.

Neu hinzugekommen ist ferner das Kapitel über die Bibliothekzeichen (Ex libris), die Druckerzeichen (Signete) und die Einbände. Ich habe dem Grafen von Leiningen-Westerburg dafür zu danken, dass er mir aus seiner Ex libris-Sammlung — wohl der reichsten, die gegenwärtig existiert — eine so interessante Auswahl zur Reproduktion überlassen hat, sie bildet einen hervorragenden Schmuck des Buches. Auch dem Freiherrn von Lipperheide bin ich dafür Dank schuldig, dass er mir ein so reiches Illustrationsmaterial aus dem Kataloge seiner kostbaren Büchersammlung zur Verfügung stellte. Der Bibliothekar der Lipperheide'schen Sammlung, Herr B. Jacobi, hat es sich in dankenswertester Weise angelegen sein lassen, mir bei der Verwertung dieses Materials behilflich zu sein.

Selbstverständlich habe ich das Buch in allen seinen Teilen einer gründlichen Revision unterzogen und überall, namentlich aber in den „Geschichtlichen Grundlagen", nach besten Kräften verbessert und vermehrt. Den ganzen zweiten Teil der ersten Auflage, die umfangreiche Bibliographie, das Verzeichnis der Drucker, ebenso das der Druckorte, habe ich als einen zu schweren Ballast für die Mehrzahl der Leser diesmal ausgelassen, auch an anderen Stellen vieles gekürzt und Neues hinzugefügt, sodass das Buch eine ganz andere Gestalt gewonnen hat. Viel haben hierzu

die Illustrationen beigetragen, welche die Verlagshandlung mit gewohnter Meisterschaft ausgeführt hat. Die Bibliothek des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler in Leipzig hat mir für den Bilderschmuck eine reiche Auswahl geboten, und will ich nicht unterlassen, dem verdienstlichen Bibliothekar Herrn K. Burger für seine wertvolle Hilfe bei der Auswahl des Geeigneten auch an dieser Stelle zu danken.

So möge denn das Buch in seiner neuen verbesserten Gestalt hinausgehen und versuchen, die Gunst der Bücherfreunde in immer weiteren Kreisen zu gewinnen.

GROSS-LICHTERFELDE, Oktober 1897.

OTTO MÜHLBRECHT.

INHALTSVERZEICHNIS.

LITTERATUR.

Baudet, P. J. H., Leven en werken van W. J. Blaeu. Utrecht 1871. 8.
Berjeau, J. Ph., Le Bibliophile illustré. Londres 1862. 8.
Bibelblätter. Hrsg. v. d. Bibelgesellschaft in Basel. Jahrg. 1896.
Bijdragen tot de geschiedenis van den Nederlandschen boekhandel. I. Amsterdam 1884. 8.
Börsenblatt f. d. deutschen Buchhandel. Leipzig. Jahrg. 1897.
Brockhaus' Konversations-Lexikon. 14. Aufl. Leipzig 1892—97. Lex.-8.
Brunet, Ch., Manuel du libraire. 5. éd. 5 vols. Paris 1878—80. 8.
Brunet, G., Du prix des livres rares vers la fin du 19. siècle. Bordeaux 1895. 8.
Copinger, W. A., Incunabula biblica. London 1892. 8.
Delpart, G. H. M., Verhandeling over de broederschap van G. Groote. Utrecht 1830. 8.
Dibdin, Th. Fr., Bibliomania. New edition. London 1876. 8.
Ebert, F. A., Allgem. bibliograph. Lexikon. 2 Bde. Leipzig 1821—30. 4.
Elton, C. M., Great book collectors. London 1893. 8.
Enschedé. De lettergieterij van Joh. Enschedé & Zonen. Gedenkschrift ter gelegenheid van haar 150jarig bestaan op 9. Maart 1893. Haarlem 1893. 4.
Falkenstein, C. K., Geschichte der Buchdruckerkunst. 2. Aufl. Leipzig 1856. 8.
Fertiault, F., Les amoureux du livre. Paris 1877. 8.
Fischer, Ludw., König Matthias Corvinus und seine Bibliothek. Wien 1878. 8.
Guigard, A., Armorial du bibliophile. 2 vols. Paris 1870—73. 4.
Hain, L., Repertorium bibliographicum. 2 Bde. Stuttgart 1826—28. Lex.-8.
von Hase, Osk., Die Koberger. 2. neubearb. Aufl. Leipzig 1885. 8.
Jacob, P. L. (Lacroix), Les amateurs de vieux livres. Paris 1880. 8.
— Ma république. Paris s. d. 8.
Jessen, P., Vorlesungen über die Kunst im Buchdruck, geh. in Berlin 1897.
Katalog d. Bibliothek des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. Leipzig 1885. 8.
Kirchhoff, Alb., Einleitung in die Bücherkunde. Leipzig 1855. 4. (Aus Rottner's Kontorwissenschaft.)
Konst- en Letterbode, Allgemeene. Jahrg. 1860.
Kruseman, A. C., Bouwstoffen voor een geschiedenis van den Nederlandschen boekhandel. 2 dln. Amsterdam 1887. 8.
— Aanteekeningen betreffende den boekhandel in Noord-Nederland in de 17. en 18. eeuw. Amsterdam 1893. 8.
Lalanne, L., Curiosités bibliographiques. Paris 1845. 8.
Ledeboer, A. M., Het geslacht van Waesberghe. 2. uitg. 'sGravenhage en Utrecht. 1869. 8.
Le Roux de Lincy, Recherches sur Jean Grolier. 1866. 8.
Lorck, C., Handb. der Geschichte der Buchdruckerkunst. 2 Tle. Leipzig 1882—83. 8.

Lowndes, W. Th., Bibliographer's manual. 6 vols. London 1857—64. 8.
Mahèrault, T. F., Catalogue raisonné et déscriptif des ouvrages de Moreau le jeune. Paris 1880. 8.
Martin, John, Bibliographical catalogue of privately printed books. 2. ed. London 1854. 8.
van der Meulen, R., Liefhebberij voor boeken. Leijden 1896. 8.
Meyer's Konversations-Lexikon. 5. Aufl. Leipzig 1893—97. Lex.-8.
Mühlbrecht, Otto, Der holländische Buchhandel seit Coster. Leipzig 1867. 8.
Nieuwsblad voor den Nederl. boekhandel. Amsterdam. Jaarg. 1865. 1868.
Nodier, Ch., Bibliographie des fous. Paris 1835. 8.
Peignot, G., Dictionaire des ouvrages, qui ont été brûlés. 2 vols. Paris 1806. 8.
— Répertoire de bibliographies spéciales. Paris 1810. 8.
Petzholdt, Jul., Bibliotheca bibliographica. Leipzig 1866. 8.
Quérard, J. M., Livres perdues et exemplaires uniques. Bordeaux 1872. 8.
— Livres à clef. 2 vols. Bordeaux 1873. 8.
Roberts, W., The book-hunter in London. London. 1895. 8.
— Rare books und their prices. London 1895. 8.
Ronveyre, E., Connaissances nécessaires à un bibliophile. 3. ed. Paris 1879. 8.
Salon, Der. Leipzig. Jahrg. 1874.
Schotel, G. D. J., Geschiedenis der Rederijkers in Nederland. 2. uitg. 2 dln. Rotterdam 1871. 8.
Schürmann, Aug., Rechtsverhältnisse der Autoren und Verleger. Halle 1889. 8.
Schwetschke, G., Codex Nundinarius. Halle 1850. 8.
Stockbauer, Abbildungen von Mustereinbänden. Leipzig 1881. 4.
Téchener, J. et L., Histoire de la Bibliophilie. Paris 1862—64. fol.
Thoinan, E., Les relieurs français 1500—1800. Paris 1893. 8.
Tromel, P., Bibliographische Privatdrucke. Dresden 1855. 8.
Uzanne, Oct., The book-hunter in Paris. London 1893. 8.
Willems, A., Les Elzevier. Histoire et annales typographiques. Bruxelles 1880. 8.

ERSTES KAPITEL.

EINLEITUNG.
DER IDEALE UND DER MATERIELLE WERT DER BÜCHER.

Das Thema „Bücherliebhaberei" wird vielleicht von manchem, der dies Buch in die Hand nimmt, mit Geringschätzung angesehen: was hat die Bücherliebhaberei neben den grossartigen Problemen unserer Zeit für eine Bedeutung? Diese Frage dürfte mehr noch in Deutschland aufgeworfen werden, als in England und Frankreich, wo die Bücherliebhaberei schon seit langer Zeit in einer Blüte steht, von der man bei uns im allgemeinen keine Ahnung hat.

Als Antwort auf solche, durchaus nicht unberechtigte Frage habe ich mir die Aufgabe gestellt, das Wesen der Bücherliebhaberei allgemein verständlich zu schildern. Diejenigen aber, welche prinzipiell die Bücherliebhaberei verwerfen oder tadeln, möchte ich doch darauf aufmerksam machen, dass das gedruckte Buch, so unscheinbar es auch äusserlich ist, oftmals eine gewaltige Macht von unberechenbarer Tragweite ist, eine Kulturerscheinung, mit der sich ernsthaft und eingehend zu beschäftigen wohl der Mühe lohnt. Hat sich doch die Macht der Buchdruckerpresse seit mehr als vierhundert Jahren so unzweideutig in der ganzen Welt geltend gemacht, dass daran wohl niemand mehr zu zweifeln wagt.

Die führenden Geister der Menschheit haben sie stets anerkannt. Als ein Beispiel dafür, welchen Respekt grosse Männer mitunter vor Büchern haben, sei nur auf den Ausspruch eines der Gewaltigsten unter den Grossen der Erde hingewiesen.

Napoleon I. äusserte sich gelegentlich folgendermaassen: „Die Buchdruckerei ist wie ein mit gefährlichen Waffen gefülltes Zeughaus, das man ungern in den Händen des ersten besten lässt. Die Buch-

druckerei ist kein Handelszweig, es genügen deshalb einfache Privilegien, um sie zu organisieren. Es handelt sich um einen Stand, an dessen Gedeihen der Staat ein Interesse hat, letzterer muss deshalb die Entscheidung in den Angelegenheiten dieses Standes haben. Der Buchdrucker kann ein geschickter, selbst ein gelehrter Mann sein, er ist aber kein Kaufmann, kein Fabrikant. Eben weil der Erfolg nicht von ihm selbst, sondern von der geistigen Spekulation anderer abhängt, kann nur eine gewisse Zahl von Buchdruckern existieren. Beschränkt der Staat nicht die Zahl und leidet infolge davon der Buchdrucker Not, so kann man nicht auf dessen rechtlichen Charakter zählen, und die Druckkunst ist eine zu gefährliche Waffe, um sie in den Händen von Notleidenden zu lassen. Gut situierte Bürger sind weniger geneigt gegen die Gesetze zu handeln, es ist deshalb ebenso human als politisch richtig, die Zahl der Buchdruckereien zu beschränken" u. s. w.

Napoleon steht nun zwar mit dieser seiner Anschauung nicht auf dem Boden unserer heutigen Gesetzgebung, und auch in anderer Beziehung ist der Ausspruch anfechtbar, aber er ist richtig in Bezug auf die Macht der Presse, die dem grossen Völkerbezwinger geradezu unheimlich erscheint. Es sei mir gestattet, diesen nüchternen Worten der hohen Politik einen anderen Ausspruch gegenüber zu stellen, den eines Bücherfreundes, der die Bücher nicht fürchtet, sondern sie liebt, der in ihnen nicht seine Feinde, sondern seine Freunde sieht. Der Italiener Edmondo de Amicis sagt in seinen „Pagine sparse": „Ein Haus ohne Bücher ist ungemütlich, es gleicht einem Wirtshause, einer Stadt ohne Buchhandlung, einem Dorfe ohne Schule, einem Briefe, der schlecht geschrieben ist, so dass man ihn nicht lesen kann. Wie behaglich ist dagegen ein Zimmer mit Büchern! Wie fesseln sie das Auge, und wieviel Genuss können sie jemandem verschaffen, er braucht gar kein Gelehrter zu sein, wenn er nur zu seinem Vergnügen liest und etwas Gefühl und Phantasie besitzt!

Da stehen sie in einem kleinen Raume für jeden erreichbar, die verführerischen Geistesfrüchte, die Gottesgaben, oft Resultate ernsten Nachdenkens und mühsamer Studien, die auf edeln Denkerstirnen tiefe Furchen eingegraben haben; die Früchte der reichsten Phantasie der ganzen Welt, in die Form einer Anzahl bedruckter Blätter Papier gebracht, auf Bretter gebannt, eingeteilt nach Ländern, Sprachen und Inhalt, geordnet wie eine Armee von Soldaten. Eine Abteilung versetzt dich in vergangene Jahrhunderte, eine andere führt dich in ferne Länder, diese spricht zu deinem Gemüt, jene zaubert ein Lächeln auf deine Lippen, eine dritte regt dich zum Nachdenken an, eine vierte lässt dich träumen,

eine fünfte lockt Thränen in dein Auge. Du kannst nach Herzenslust wählen. Eine Bibliothek ist eine sittliche Apotheke. Da sind Fächer mit Büchern für düstere, wehmütige, mutlose Tage, und für Tage, an denen sich unser ein leidenschaftlicher Arbeitseifer bemächtigt.

Und der Verschiedenheit des Inhalts entspricht auch die Verschiedenheit der äusseren Erscheinung. Die Riesenwörterbücher und die grossen Werke mit Abbildungen bilden die Balken und Sparren dieser kleinen Welt. Eine lange Reihe stattlicher Bände, in der Farbe des Einbandes verschossen, enthält alte Klassikerausgaben, äusserlich still und sittsam, innerlich aber voll blühender Lebenskraft, Bücher, die gleich ihren Autoren durch bleibende Vorzüge unsterblich sind. Daneben sehen wir Werke, die durch Format, Druck, Papier und Einband wie Aristokraten den Ehrenplatz in der Bibliothek einnehmen, in leuchtendem Leder mit goldenem Schnitt. Und wiederum in bunten Farben Hunderte von zierlichen Ausgaben, alle bemüht, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Und dann in langen Reihen einfache ärmliche Bändchen, man könnte sie die Proletarier der Bibliothek nennen, mit Gleichgültigkeit und wenig Achtung vom Besitzer behandelt. Und noch unscheinbarer stehen die Duodecimos da, ein unruhiges Völkchen, das gern überall mitgeht, von der Stadt aufs Land, auf die Eisenbahn und in den Omnibus, von der Rocktasche in den Reisekoffer, vom Koffer auf den Nachttisch, das schon zufrieden ist, wenn es nur als Lückenbüsser benutzt wird. In der ganzen Gesellschaft haben wir unsere Lieblinge, alte erprobte Freunde, Bekannte von gestern, Lehrmeister und Wohlthäter."

Das ist in der That ein anmutiges Loblied auf den idealen Wert der Bücher. Diesem idealen Werte steht der materielle gegenüber, wie verhält es sich damit?

Scheinbar haben Bücher gar keinen materiellen Handelswert; das geringe Quantum bedruckten Papieres kann der Laie nur zum Zwecke des Einstampfens nach Gewicht für wenige Pfennige verwerten. Aber wie ganz anders gestaltet sich der materielle Wert eines Buches in der Hand des gut unterrichteten Kenners, und doch auch wieder wie unberechenbar schwankend ist unter Kennern, unter den Bücherliebhabern der Preis des Buches, je nach Zufall, Laune oder Geschmacksrichtung der Zeit! Das mögen zwei Beispiele beweisen:

Perionius Dialogus, Paris 1554 ergab in der Auktion Anisson du Perron (Paris 1805) 5 Francs, in der Auktion Brunet (Paris 1868) dagegen 1150 Francs. Die Baliverneries d'Eutrapel ergaben in der Auktion Soubise (Paris 1788) 10 Francs, in derselben Auktion Brunet (Paris 1868) aber 2120 Francs.

Wer mag solchen Thatsachen gegenüber noch von Bücherpreisen reden, von einem auch nur einigermassen feststehenden materiellen Werte der älteren Druckerzeugnisse! Man kann nur sagen, dass diese einen ganz idealen, von den verschiedensten inneren und äusseren Umständen abhängigen Wert haben, der sich gar nicht definieren lässt, weil er nur zu häufig von dem Reichtum und den Neigungen der Käufer bestimmt wird. Im allgemeinen allerdings darf angenommen werden, dass Bücher um so höher im Preise steigen, je seltener sie werden. Aber was heisst „selten“?*)

Dies Epitheton, im weitesten Sinne genommen, könnte auf jedes Werk angewendet werden, das sich nicht leicht mehr im Buchhandel beschaffen lässt, also beinahe auf alle alten Bücher, besonders diejenigen, von denen nur eine Ausgabe veranstaltet wurde, die vergriffen ist. Aber so darf man den Begriff „selten“ nicht auslegen, sonst würden viele Werke dadurch geehrt, deren Leser oder Interessenten noch viel seltener wären, als sich Exemplare davon auffinden lassen. Verdienen doch viele Bücher gar nicht, dass sie überhaupt jemals das Licht der Welt erblickt haben. Die Auszeichnung „selten“ im bibliographischen Sinne sollte nur dann angewendet werden, wenn ein Buch, neben seinem seltenen Vorkommen im Handel, auch mehr oder weniger begehrt und gesucht und infolge dieses Umstandes mehr oder weniger wertvoll geworden ist.

Die Seltenheit der Bücher hat auch ihre Abstufung, sie ist absolut oder relativ je nach den Umständen. Absolut bei Büchern, von denen nur noch wenige Exemplare existieren, relativ, wenn z. B. die betreffenden Bücher wohl genügend in anderen Ländern, aber nicht in unserem Lande vorkommen, oder wenn die im Handel vorkommenden Exemplare, gleichviel ob in grosser oder kleiner Anzahl, für die Nachfrage nicht ausreichen. So kann ein Buch sehr wohl selten sein, ohne deshalb wertvoll zu sein. Begehrt sind von den Liebhabern in der Regel nur die seltenen Bücher von zugleich innerem oder äusserem Werte.

Eigentlich sollte der innere Wert allem übrigen vorangestellt werden, aber in der Praxis geschieht das nicht, und es giebt unendlich viele Ursachen, den Wert eines Buches zu steigern oder herabzudrücken. Haben doch die Bücher oft einen langen Weg zurückzulegen, und wie vielem Missgeschick sind sie mitunter ausgesetzt von dem Augenblicke ihres Erscheinens bis zu dem Zeitpunkte ihres Verschwindens von der Bildfläche!

---

*) Jacq. Charl. Brunet. Manuel du libraire. Préface.

Bei Büchern gewöhnlicher Art, wie sie das Gemeingut der Leser zu bilden pflegen, wird der Preis bei Erscheinen nach Massgabe des Honorars, des Umfanges, der Druckkosten, der Güte des Papiers und der Zahl der hergestellten Exemplare festgesetzt. Solche Werke haben viel Konkurrenz zu bestehen, ihr Preis pflegt deshalb von vornherein ein mässiger zu sein, und spätere erhebliche Schwankungen desselben sind ausgeschlossen. Anders liegt die Sache schon, wenn es sich um das Werk eines Verfassers handelt, der in der Wissenschaft oder der Litteratur einen hohen Rang einnimmt. Da wird sich der Preis des Buches in dem Verhältnis erhöhen, als der Verleger für die Erwerbung des Manuskriptes grössere Summen aufwenden musste. Dann können zwei Fälle eintreten, entweder das Werk hat Erfolg, erregt Aufsehen und kann infolgedessen im Preise steigen; oder es hat keinen Erfolg, wird vielleicht bei Erscheinen gar nicht bemerkt, erlebt keinen Neudruck und wird dann voraussichtlich nach einigen Jahren im Preise sinken.

Und doch kommen Fälle vor, dass Bücher, denen bei Erscheinen gar keine Aufmerksamkeit geschenkt wurde, später auf das eifrigste gesucht werden. Ein interessantes Beispiel hierfür liefern die bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen Werke von Arthur Schopenhauer. Bei Erscheinen wurden sie gar nicht beachtet, geschweige denn gekauft; nachdem sie dreissig Jahre auf der Niederlage geruht hatten, begann plötzlich eine so lebhafte Nachfrage nach ihnen, dass die Vorräte bald vergriffen waren und neu gedruckt werden mussten.

Wir bemerken ferner, dass wissenschaftliche Abhandlungen, die ganz ausser Gebrauch gekommen und in Vergessenheit geraten sind, nach Verlauf eines gewissen Zeitraumes wieder Wert erlangen, ja mitunter einen höheren, als sie bei Erscheinen besassen, weil sie ein nützliches Material für die Geschichte der geistigen Entwickelung bilden. Es ist eine tägliche Erscheinung, dass einzelne Werke plötzlich zum Range eines geschätzten Wertobjektes gelangen, weil man ihrer für Sammlungen, mit denen sie innerlich im Zusammenhange stehen, notwendig bedarf.

Am wenigsten sind solchen Wechselfällen des Glücks die gediegenen wissenschaftlichen Werke unterworfen, die in einer nicht zu grossen Auflage hergestellt wurden. Mögen sie auch anfänglich nur von wenigen Leuten beachtet sein, das Urteil kompetenter Richter belebt sie doch mit der Zeit, und der Erfolg pflegt dann um so nachhaltiger zu sein, je weniger gesucht er im Anfange war. Diese Gattung von Büchern, die nur selten in neuen Auflagen erscheinen, sind für die öffentlichen Bibliotheken, in denen sie stets mit Nutzen konsultiert werden, unentbehrlich, und wohlgeborgen beschliessen sie dort ihr Dasein.

Aber auch in der wissenschaftlichen Litteratur kommen doch mitunter erhebliche Schwankungen in den Bücherpreisen vor, in gleicher Weise, wie ja auch die wissenschaftlichen Strömungen einem fortwährenden Wechsel unterworfen sind.

Wir sehen, wie durch die Fortschritte der Wissenschaft ganze Kategorien von Büchern entwertet werden; mitunter wird der Studiengang ganzer Völker durch das Eingreifen einzelner bedeutender Persönlichkeiten total verändert. So dominierten im Anfange unseres Jahrhunderts die philosophischen und die philologischen Wissenschaften, dann traten die Naturwissenschaften und die Medizin in den Vordergrund, die Theologie dagegen verlor mehr und mehr an Bedeutung, namentlich in der jüngsten Zeit. (Im Sommer 1890 studierten auf den deutschen evangelischen Universitäten 4527 Theologie, im Sommersemester 1896 nur 2956, also ein Rückgang von rund 35 Prozent!) Die Rechtswissenschaft sucht überall das lokale Gewand möglichst abzustreifen und strebt nach internationaler Einheit. Und weiter sehen wir seit einigen Dezennien in der Litteratur der technischen Wissenschaften durch das Eingreifen der Elektrizität und anderer Entdeckungen der Neuzeit eine vollkommene Umwälzung sich vollziehen. Das alles ist natürlich nicht ohne Einfluss auf die Bücherpreise; die meisten älteren Werke sind durch die Resultate der neueren Forschungen entwertet, andere wieder erlangen neue Geltung als Denkmäler des früheren Standpunktes der wissenschaftlichen Forschung. Einige Beispiele mögen zur Erläuterung des Gesagten dienen.*)

Man kennt die „Acta Sanctorum“, die von 1643 bis 1793 in dreiundfünfzig schweren Foliobänden erschienen sind. Im vorigen Jahrhundert stand dies Werk hoch im Preise, nach der Aufhebung des Jesuitenordens aber im Jahre 1763 sank es sehr im Werte, und mehr noch bei dem zunehmenden Verfall der katholischen Kirche kurz vor und nach der französischen Revolution. Von dem damals kaum vollendeten dreiundfünfzigsten Bande wurde eine Menge von Exemplaren als Makulatur verkauft, ja später, zur Zeit des Kaiserreichs, sind viele vollständige Exemplare der Sammlung unter dem Gesetz der licenses als Schiffsballast eingenommen und, sobald man aus dem Hafen heraus war, über Bord in See geworfen. Von der Zeit an ist das Werk nach und nach wieder im Preise gestiegen. Im Jahre 1824 galt ein Exemplar auf der holländischen Auktion te Water 500 Gulden, 1840 zahlte man

*) Frederic Muller, Het nut van de kennis der prijzen van oude boeken. Nieuwsblad van den boekhandel. Jahrgang 1868.

1000 Gulden und im Jahre 1860 2000 Gulden. Im Jahre 1863 hat man erst den dreiundfünfzigsten Band, dann die ganze Sammlung mit glänzendem Erfolge neu gedruckt und fünf Jahre später sogar aus dem Lateinischen in das Französische übersetzt.

Die lateinischen Predigtsammlungen in Folio aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert galten seit Jahr und Tag gar nichts mehr, man würde es für unmöglich gehalten haben, dass sie sich noch einmal neu beleben könnten, und jetzt sieht man sie von Jahr zu Jahr wieder im Preise steigen.

Das grosse exegetische Bibelwerk des belgischen Jesuiten Cornelius van der Steen (auch a Lapide) umfasst zehn grosse Foliobände und ist im siebzehnten Jahrhundert mehrmals neu gedruckt. Am Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts war das Werk im Preise so gesunken, dass der Buchhändler de Bruyne in Mecheln zwei hohe Stapel Papier besass, bestehend aus den Titel- und einzelnen Textbogen dieses Werkes, die er nach Gewicht als Makulatur verkaufte. Im Jahre 1840 zahlte man schon wieder 100 Gulden für ein Exemplar, und im Jahre 1848 ist das Werk neu gedruckt!

Ist das Zufall, Laune, oder hat es nicht seinen triftigen Grund in dem veränderten Gange der theologischen Studien und Untersuchungen, in der Geschichte der katholischen Kirche, in der Entwickelung des Zeitgeistes? Für das Verständnis des fortwährend sich verändernden litterarischen Geschmacks, dieser interessanten Unterabteilung der allgemeinen Weltgeschichte, ist das Steigen und Fallen der Bücherpreise nicht ohne Bedeutung. Man wird gut thun, die Entwickelung der Litteratur eines Volkes in einem gegebenen Zeitraume nicht nur nach den in den betreffenden Jahren erschienenen Büchern zu beurteilen, für die richtige Würdigung des Wertes früher erschienener Bücher geben auch die Preise derselben einen guten Massstab. Auch in der Litteratur gilt Schiller's Ausspruch: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“

Aus den Bücherpreisen, oder besser gesagt aus den Schwankungen derselben, richtige Schlüsse zu ziehen, ist eine schwere Kunst, und die gewiegtesten Antiquare und Bücherkenner lernen darin nicht aus. Ein klassisches Beispiel dafür ist der berühmte Bibliograph Ch. Brunet. Er hatte 1820 eine neue Ausgabe seines Manuel gebracht, 1832 war ein Neudruck nötig; der veränderte Geschmack der Bücherliebhaber hatte jedoch inzwischen eine solche Umwälzung in den Preisen hervorgebracht, dass Brunet, wie er in der Vorrede zu seinen nouvelles recherches 1836 sagte, zögerte, die hohen und niedrigen Preise, die

er damals für eine vorübergehende Erscheinung hielt, die er zufälligen Umständen und der Laune einiger Liebhaber zuschrieb, in sein Manuel, den Leitfaden der Bibliophilen, aufzunehmen und damit als richtigen Massstab anzuerkennen. Er brachte deshalb keine neubearbeitete Ausgabe, sondern das intermediäre Werk: nouvelles recherches. Aber wie wurde seine Voraussetzung betrogen! Statt dass die Preise wieder sanken, stiegen sie höher und höher und er musste 1842 doch eine neue Ausgabe seines Werkes und später noch eine bringen, in denen diese Preisumwälzungen mehr und mehr befestigt wurden. Die Ursache der anfänglichen Zögerung war, dass Brunet die veränderte historische Richtung und die nationale Entwickelung seiner Zeit verkannte, dass er für die Studien seiner Zeitgenossen kein offenes Auge, dass er den Geist seiner Zeit nicht verstanden hatte.

Auch die Veränderungen, die die menschliche Gesellschaft ununterbrochen in der Regierungsform, in den Sitten und Gebräuchen, im Geschmack, in der Mode u. s. w., erleidet, sind ebenso viele Ursachen, die den Wert der Bücher mehr oder weniger beeinflussen. Eine politische Umwälzung z. B. erweckt Nachfrage nach historischen Werken, die ähnliche Zustände schildern wie die, in denen die Umwälzung sich vollzieht, Nachfrage nach Schriften, die die Theorien behandeln, mit denen die Geister sich gegenwärtig beschäftigen.

Ein Krieg, der Abschluss eines Bündnisses, eine wissenschaftliche Expedition, eine wichtige Entdeckung, eine Epidemie, irgend ein aussergewöhnliches Ereignis, ja einfache litterarische Streitigkeiten, das alles kann die Aufmerksamkeit wieder auf Werke lenken, die längst tot waren. Am häufigsten wird eine solche Wiederbelebung verursacht durch neue litterarische und philosophische Lehren, in der Wissenschaft und in der Theorie der schönen Künste. Denn, um bei unserem Jahrhundert zu bleiben, haben wir es nicht selbst erlebt, wie die eine philosophische Schule die andere in der Herrschaft ablöste, wie in der Litteratur, in der Malerei, der Bildhauerkunst und in der Architektur die eine klassische Epoche der anderen weichen musste?

Es wird aus diesem Grunde auch heute für den Privatmann, und wenn er noch so reich ist, immer schwieriger, sich eine Bibliothek zu schaffen, die nach allen Richtungen hin nur einigermassen vollständig sein soll. Eine Schwierigkeit, die vor hundert Jahren in dem Masse noch nicht bestand. Das ist auch der Grund, weshalb man sich in unserer Zeit bei Bücherankäufen gern auf begrenzte Specialfächer beschränkt, die dem Studium oder der persönlichen Liebhaberei des Käufers entsprechen. Angesichts der stets zunehmenden litterarischen

Überproduktion*) lässt sich mit Recht die Frage aufwerfen, was wird aus allen den Tausenden von Büchern werden, die jetzt in der Mode sind? Wie viele von ihnen werden wohl ihr Leben über die nächsten fünfundzwanzig Jahre hinaus fristen? Und wie wenige von ihnen werden nach fünfzig Jahren noch anderen Leuten als den Bibliothekaren bekannt sein? Es ist lehrreich für uns, dass von den sämtlichen Büchern aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, also aus der Incunabelnzeit, nicht mehr als etwa dreihundert noch von besonderer Wichtigkeit für den Büchersammler sind. Von den etwa 50000 besseren Erscheinungen des siebzehnten Jahrhunderts geniessen heute nur noch etwa 100 Werke ein unbestrittenes hohes Ansehen, und von den etwa 80000 hervorragenden Erscheinungen des achtzehnten Jahrhunderts hat man kaum 300 Werke in unserer Zeit für wert erachtet, durch einen Neudruck vor der Vergessenheit und dem Untergange bewahrt zu bleiben.

Der französische Bibliophile Peignot, der diese Berechnungen aufgestellt, giebt die Gesamtzahl der gedruckten Bücher annähernd folgendermassen an:

1. Jahrhundert	von	1456	bis	1536	· 42000	Werke
2. „	„	1536	„	1636	575000	„
3. „	„	1636	„	1736	1225000	„
4. „	„	1736	„	1822	1839000	„
				Total	3681000	Werke.

Charles Nodier bemerkt in seinen „Melanges de littérature et de critique“, er schätze die Gesamtzahl aller bis 1820 erschienenen Werke annähernd auf 3277000 Bände, er ist also von Peignot nicht weit entfernt. Nimmt man an, dass jedes Werk durchschnittlich in 300 Exemplaren gedruckt sei und dass jeder Band einen Zoll breit sei, so würden alle diese Bände nebeneinander gestellt eine Länge von etwa 18207 geographischen Meilen, also mehr als das Doppelte des Erdumfanges haben. Diese Berechnungen sind natürlich ganz unkontrollierbar, denn es ist unmöglich, die Zahl aller bisher erschienenen Werke jemals mit absoluter Sicherheit festzustellen. Daraus ergiebt sich dann aber auch die weitere Unmöglichkeit einer allgemeinen internationalen Bibliographie rückwärts bis zur Erfindung der Buckdruckerkunst, ein Gedanke, der nach dem Vorschlage des Herrn Jules Lermina aus Paris auf dem Kongresse der „Association littéraire et artistique inter-

*) Die litterarischen Erscheinungen des Jahres 1896 beziffern sich folgendermaassen: Deutschland 23339, Frankreich 12738, Italien 10110, England 6573, Amerika 5703.

nationale“ in Dresden 1895 ernsthaft diskutiert wurde. Von einer Beschlussfassung wurde abgesehen, denn es hätte sich wohl schwerlich jemand gefunden, der den Plan hätte ausführen können.

Bei der Bildung einer Privatbibliothek darf heute noch ein anderer wichtiger Umstand nicht übersehen werden, das ist die Platzfrage. Unsere heutigen Wohnungen haben wenig Raum für die Aufstellung grosser Büchervorräte. Ein moderner Gelehrter, wenn er nicht ein eigenes Haus bewohnt, wird in seiner Bibliothek kaum zwei- bis dreitausend Bände unterbringen können, wenn er überhaupt das Glück hat, sich dauernd einen Raum dafür sichern zu können. Das ist mit ein Grund dafür, dass der heutige Geschmack sich den Auszügen und Kompilationen, den Ausgaben in kleinem Format zuwendet, dass die Gunst sich von den Folianten und Quartanten abgewendet hat, die sonst die Grundbasis einer jeden guten Bibliothek bildeten. Wenn Werke in solchem Format nicht durch andere zu ersetzen sind, so sucht man sie in den öffentlichen Bibliotheken auf, aber man will sie nicht selbst mehr besitzen.

Unser heutiges Geschlecht wendet sich aus dem gleichen Grunde, d. h. wegen Mangel an Raum, den encyklopädischen Werken, einer Schöpfung der Neuzeit, zu. Man hat es in diesen mitunter umfangreichen Unternehmungen zu einer wahren Virtuosität gebracht, auf wenig Blättern viel zu bieten. Die Konversationslexika von Brockhaus und Meyer, um nur ein paar typische deutsche Werke zu nennen, werden von einem Generalstab tüchtiger Gelehrter geleitet, haben eine grosse Zahl von Mitarbeitern, die alle nach einheitlichem Plane thätig sind, und erzielen damit sowohl eine inhaltliche Vollständigkeit und gediegene Zuverlässigkeit, als auch eine Raumersparnis, die in jeder Beziehung staunenswert sind. Und derartige Encyklopädien haben wir heute auf allen Litteraturgebieten und in allen Kultursprachen, in der Theologie, Medizin und Rechtswissenschaft, in den Staatswissenschaften wie in der Landwirtschaft, Technik u. s. w. Der Fachmann ist heute in der Lage, durch die Anschaffung eines solchen Sammelwerkes eine ganze Bibliothek einzelner Werke entbehren zu können. Das hat die encyklopädischen Unternehmungen so beliebt gemacht und sie zu so hoher Vollkommenheit entwickelt.

Neben den hier angedeuteten mancherlei allgemeinen Ursachen, welche Einfluss auf den materiellen Wert der Bücher haben, giebt es noch eine ganze Reihe von Umständen, welche für die Liebhaber oder Fachmänner bei der Beurteilung der Seltenheit und des Wertes in Betracht kommen. Bevor ich jedoch in die Untersuchung dieser Gesichtspunkte eintrete, scheint es mir zweckmässig für das Verständnis der-

jenigen zu sein, welche mit der Materie nicht vertraut sind, einen kurzen Überblick über die Erfindung und Entwickelung der Buchdruckerkunst zu geben. Ich beabsichtige keineswegs, eine erschöpfende Darstellung zu versuchen, denn es existiert wohl keine andere menschliche Erfindung, über die so viel geschrieben wäre, wie über die Buchdruckerkunst, und ich möchte es nicht unternehmen, darüber etwas Neues sagen zu wollen, es würde mir nicht gelingen.

Aber es giebt gewisse Hauptpunkte in der Entwickelungsgeschichte des Buchdruckes und des Buchhandels, die man notwendig kennen muss, um das Wesen der Bücherliebhaberei zu verstehen. Ich werde deshalb ganz kurz einige wesentliche Momente hervorheben, von einigen wenigen berühmten Druckern und Verlegern sprechen und nur einige der berühmteren Ausgaben kennzeichnen, soweit sie für die Bücherliebhaberei besonders in Betracht kommen. Auf der so gewonnenen Grundlage wird sich ein leichteres Verständnis für die weitere Darstellung des eigentlichen Themas ergeben.

ZWEITES KAPITEL.

GESCHICHTLICHE GRUNDLAGEN.

Der Rahmen meiner Darstellungen erfordert eine Beschränkung auf die Erzeugnisse der Buchdruckerkunst, ausgeschlossen ist demnach das handschriftliche Bücherwesen des Mittelalters, wie entwickelt dasselbe auch zu jenen Zeiten bereits war. Dagegen dürfen wir die *Holztafeldrucke* (*Xylographa*), die unmittelbaren Vorläufer der Typographie, nicht mit Stillschweigen übergehen.

In der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts war es schon vielfach gebräuchlich, Holzplatten in der Grösse der Bücher derartig mit dem Messer oder Stichel zu bearbeiten, dass man entweder die Zeichnung oder den Text tief eingrub, oder die Drucklinien erhaben stehen liess und deren Umgebung hinwegstach. Zuerst schnitt man in dieser Weise nur Bilder, meistens Abbildungen von Heiligen ohne Text, bald aber versah man die Bilder mit kurzen textlichen Bemerkungen über Ablass und dergl., dann mit kleinen Sprüchen (Legenden), die auf Streifen gedruckt aus dem Munde der Heiligen kamen. Später wurde der begleitende Text unter die Bilder gesetzt, oder es wurden neben den Abbildungen ganze Seiten in Holz geschnittenen Textes angebracht, schliesslich wurden ganze, nur aus Text bestehende kleinere Werke in Holzplatten geschnitten und damit gedruckt (Blockbücher). Bücher mit Bildern bildeten jedoch die Mehrzahl. Auf diese Weise entstanden ziemlich umfangreiche Bilderwerke, zuweilen 50 bis 60 Seiten stark.

Als frühestes mit Jahreszahl versehenes Erzeugnis solcher Holztafel-
Abb. 1. drucke kennt man einen „*grossen Christoph*“, d. h. eine bildliche Darstellung des heiligen Christoph, welcher das Jesuskind auf der Schulter durch das Meer trägt, darunter eine auf das Bild bezügliche Inschrift mit der Jahreszahl 1423. Der Kunsthistoriker *von Heinecken* fand das Blatt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Bibliothek der

ehemaligen Karthause Burheim bei Memmingen auf die Innenseite der hinteren Einbanddecke einer Handschrift vom Jahre 1417 (Laus Virginis) aufgeklebt.

Ob diese Holztafeldrucke mit Hilfe einer Presse bewirkt, oder mit Hilfe eines Reibers hergestellt waren, hat sich mit Gewissheit nicht fest-



Abb. 1. Der heilige Christoph. Holzschnitt vom Jahre 1423.

stellen lassen. Von den Büchern, welche als Holztafeldrucke ohne Abbildungen hergestellt waren, sind die bekanntesten die sogenannten „Donate“, damals sehr beliebte Schulbücher und zwar ein kurzer Abb. 2. Auszug in Fibelform der Sprachlehre des römischen Grammatikers Aelius Donatus. Auf einen solchen Donatus hat man in Holland lange den Anspruch auf die Priorität der Erfindung der Buchdrucker-

kunst begründet, indem man behauptete, ein holländischer Drucker, Coster in Haarlem, habe vor Gutenberg einen Donatus mit beweglichen Lettern gedruckt. Ich werde hierauf später noch zurückkommen. Hier genüge die Bemerkung, dass es nirgends erwiesen ist, dass der Druck

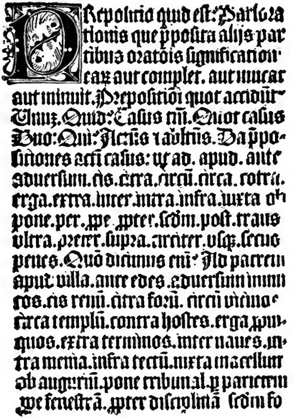

Prepositio quid est? Pars ora
tionis que pposita aliis par
tibus oratōis significatiou
eaꝝ aut complet. aut mutat
aut minuit. Prepositiōi quot accidūt
Unuꝫ. Quid? Casus tm̄. Quot casus
Duo. Qui? Actus 1 ablt̄us. Da ppo-
sitiones actī casus: ut ad. apud. ante
aduersum. cis. citra. circū. circa. cotra.
erga. extra. inter. intra. infra. iuxta ob
pone. per. pe. pter. scd̄m. post. trans
ultra. preter. supra. circiter. usq;. secus
penes. Quō dicimus eni? Ad patrem
apud villa. ante edes. aduersum inimi
cos. cis renū. citra forū. circū vicinos
circa templū. contra hostes. erga ppin-
quos. extra terminos. inter naues. in-
tra menia. infra tectū. iuxta macellum
ob auguriū. pone tribunal. p parietem
pe fenestrā. pter disciplinā scd̄m fo

Abb. 2. Blattseite eines Donatus, wovon der ursprüngliche Stich in der Nationalbibliothek zu Paris aufbewahrt wird.

der an vielen Orten gebräuchlichen Donate schon vor Gutenberg stattgefunden habe, während andererseits feststeht, dass man sich der

Abb. 3. Holztafeln noch lange nach Erfindung der beweglichen Typen bediente. Man scheint sogar von typographisch hergestellten Donaten Überdrucke auf Holz gemacht, und die Platten dann nach diesen geschnitten zu haben, ähnlich unserem heutigen Stereotypverfahren.

Die meist einseitigen Blätter der Holztafeldrucke pflegte man mit den leeren Seiten aneinander zu kleben, doch existieren auch aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts doppelseitige Tafeldrucke. Nach-



Abb. 3. Historia S. Joannis Evangelistae. Holztafeldruck um 1465. Unterar rechter Teil von Bl. 46a: Johannes ruft Drusiana, eine getaufte Christin, wieder ins Leben.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

weislich kommen Xylographa bis 1475, ja sogar noch 1504 vor. In jener Zeit, wo der Buchdrucker auch sein eigener Schriftgiesser sein musste, und es dem Formschneider wohlfeiler zu stehen kam, ein einzelnes kleines Buch in Holztafeln herzustellen, als sich deshalb eine

Beilage I (S. 16/17).
Abb. 4.

Buchdruckerwerkstatt anzuschaffen, kann eine so späte Anwendung des Holzdruckes nicht befremden, sie gewährte dem Drucker Vorteile.

Falkenstein giebt in seiner „Geschichte der Buchdruckerkunst“ eine genaue Beschreibung von dreissig der hervorragendsten Holztafeldrucke, begleitet von Faksimileabdrücken der Abbildungen, welche den Werken beigefügt sind.

Eines der besten Dokumente dieser primitiven Druckkunst ist die
Abb. 5. berühmte „Armenbibel“, oder „Biblia pauperum“, eine Sammlung von vierzig Bildern, nach den Glasbildern der Fenster im Kloster zu Hirschau angefertigt. Jedes Bild enthält einige Darstellungen aus der biblischen Geschichte, um welche herum sich eine kurze Erläuterung befindet, ein Hinweis auf den darauf bezüglichen Bibeltext.



Abb. 4. Buchstabengiesser aus der Mitte des XVI. Jahrhunderts. Stich von Jost Amman.

Aus derselben Zeit datiert auch der „Heilsspiegel“
Abb. 6. („speculum humanae salvationis“, Spieghel der menschelyke behoudenis“),
Abb. 7. die „ars moriendi“ (die Kunst selig zu sterben), das
Abb. 8. „Hohelied“ („canticum canticorum“), die „Offenbarung“ („apocalypsis“),
Abb. 9. die „ars memorandi“ (die Kunst, die Erzählungen der vier Evangelisten in der Erinnerung zu behalten[1], der „Beichtspiegel“ („confessionale“) der „Entkrist“ (Legende von dem falschen Messias), „die Legende des heiligen Meinrad“ u. s. w. Zu den beliebtesten Darstellungen, auch noch aus den ersten Jahren nach Erfindung der Buchdruckerkunst,
Abb. 10 u. 11. gehören auch die Totentänze, Abbildungen, durch welche die Herrschaft des Todes über die ganze Menschheit, ob hoch oder niedrig gestellt, veranschaulicht wurde.

Alle Holztafeldrucke, insbesondere vollständige Exemplare der grösseren Werke gehören zu den Seltenheiten ersten Ranges, denn gerade diese Volksbücher sind fast alle verloren gegangen. Sie sind schon



Historia S. Ioannis Evangelistae.

16. Blatt: Uebergang von der Apokalypse zu der Geschichte des Antichrists.

Nach der mittelrheinischen Ausgabe.

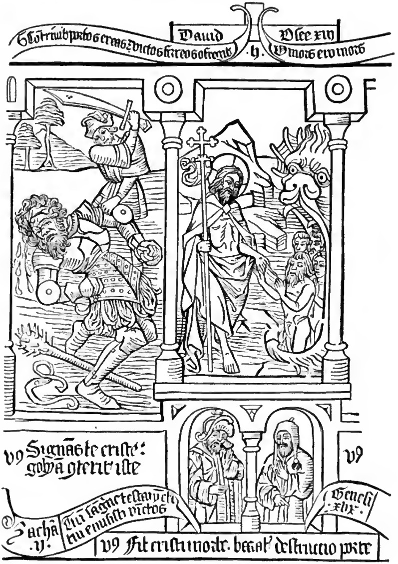


Abb. 5. Faksimile-Fragment einer Seite aus der Armenbibel.

deshalb von besonderer Bedeutung, weil ihre hochentwickelte Technik in der Herstellung den Übergang von der Handschrift zu den beweglichen Typen bildet; dieses Druckverfahren musste sich ja mit zwingen-

der Konsequenz daraus entwickeln, die Erfindung desselben lag gewissermaassen in der Luft und harrte nur der erlösenden That. Den letzten entscheidenden Schritt zu dem Verfahren, den gebrauchten Satz auseinander zu nehmen und für ein anderes Werk wieder neu zusammenzufügen, hat dann Gutenberg gethan. Er hat zuerst die naheliegende

Jhesus ductus est ad pylatum·Scd'm oms euangelistas. Da wirt Jhesus gefürt für den richter Pylatum.



Abb. 6. Speculum humanae salvationis. (Augsburg, Günther Zainer, 1472?) Bl. 236a: Jesus vor Pilatus. Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

Idee ausgeführt und damit der Welt einen unschätzbar grossen Dienst geleistet.

Abb. 12 bis 14. Johannes Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, stammt aus dem Geschlecht der Mainzer Patrizierfamilie Gensfleisch, die sich bis Ende des dreizehnten Jahrhunderts zurückverfolgen lässt. Man nimmt an, dass er 1400 (nach anderen 1398) in Mainz geboren wurde. Von seiner Jugend weiss man nichts. 1420 war er infolge eines in der Stadt ausgebrochenen Aufstandes gezwungen zu fliehen. Wo er die folgenden vierzehn Jahre zugebracht, ist nicht bekannt, sein Name taucht

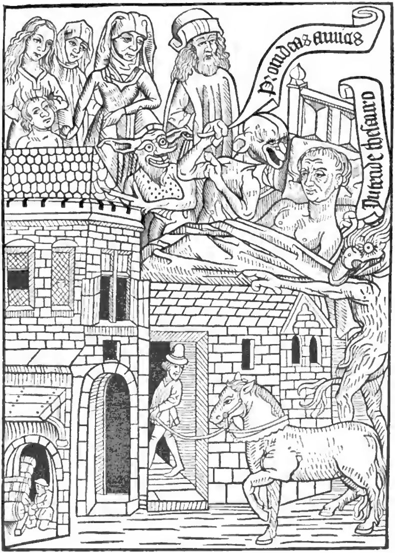


Abb. 7. Faksimile vom fünften Druck der ersten Ausgabe des Buches, betitelt „Ars moriendi" oder „Das Sterbebuch".

zuerst wieder 1434 in Strassburg auf, wo er sich nachweislich zwei Jahre darauf mit dem Schneiden von Edelsteinen und dem Schleifen

von Spiegeln beschäftigte. Im Jahre 1436 schloss er mit Johann Riffe einen Vertrag zum Betriebe einer „geheimen Kunst", in welche Gesellschaft dann noch Andreas Dritzehn und Anton Heilmann aufgenommen wurden. Diese geheime Kunst war die Buchdruckerkunst, wie sich bald ergab. Denn als nach Dritzehns Tode im Jahre 1438 die Gesellschaft aufgelöst wurde, verlangten dessen Brüder Georg und Claus von Gutenberg, dass er sie entweder als Gesellschafter aufnehmen oder ihnen eine Abstandssumme von 100 Gulden zahlen solle. Es kam zum Prozess, im Verlauf dessen eine Menge von Zeugen vernommen wurde,



Abb. 8 Erstes Blatt aus dem „Canticum".

der damit endigte, dass Gutenberg den Erben Dritzehns 15 Gulden herauszahlen musste. Bei diesen Zeugenvernehmungen finden die Kunst des Buchdrucks mit beweglichen Lettern und die Ausdrücke „Pressen", „Formen" und „Drucke" zuerst und wiederholte Erwähnung. Dieser wichtige Umstand war bis 1745 unbekannt geblieben, in welchem Jahre Wenkler und Schöpflin in dem alten „Pfennigturm" in Strassburg die Prozessakten entdeckten. Der Text dieser Akten ist von Schöpflin in seinem Werke „Vindiciae typographicae" veröffentlicht. Dieser wichtige Text ist dann von allen, die sich späterhin mit der Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst beschäftigt haben, in der willkürlichsten Weise interpretiert, je nachdem die Betreffenden für oder gegen Gutenberg Partei nehmen wollten. Gutenberg blieb noch einige Jahre in Strassburg und kehrte

1445 oder 1446 nach Mainz zurück, wo er schon 1443 ein Haus „Zum Jungen" gemietet hatte, um dort seine Pressen aufzustellen. Die von Abb. 15. ihm bis dahin angestellten Versuche hatten viel Geld gekostet und ihn mit verschiedenen Mitarbeitern zusammengeführt, so auch mit Procop



Abb. 9. Holzschnitt aus der „Ars memorandi".

Waldvoghel, der ums Jahr 1444 in Avignon Versuche mit der von Gutenberg abgesehenen Kunst anstellte. Gutenbergs Vermögen war, als er nach Mainz kam, wieder einmal erschöpft, und er sah sich dadurch gezwungen, 1450 mit dem reichen Mainzer Johann Fust einen Vertrag zu schliessen, dessen Text uns ebenfalls erhalten geblieben ist. Fust streckte Gutenberg die Summe von 800 Gulden vor zur Beschaffung

der für die Druckerei nötigen Utensilien und Instrumente, und weitere 300 Gulden zur Deckung der Unkosten wie Gehalt, Miete, Heizung, Papier, Tinte u. s. w.

Man war übereingekommen, dass bei Auflösung der Gesellschaft Gutenberg an Fust 800 Gulden zurückzahlen sollte. Anfänglich scheinen sich die beiden auf das Drucken mit Holzplatten beschränkt zu haben, erst 1452 oder 1453 gingen sie zum Drucken im grösseren Massstabe mit beweglichen Lettern über, wobei dann ihr Gehilfe Peter Schöffer bedeutende Verbesserungen im Schnitt der Buchstaben vornahm. Um diese Zeit, man nimmt das Jahr 1454 an, erschien das erste uns bekannt gewordene, leider undatierte Erzeugnis von Gutenbergs Drucker-



Abb. 10. Totentanz von Guyot Marchant, 1486. „Der Papst und der Kaiser."

Abb. 16. presse, ein Ablassbrief, wie ihn der Papst Nikolaus V. am 12. August 1451 allen Christen, die Geld zur Unterstützung des Krieges gegen die Türken spendeten, bewilligt hatte. Diese Ablassbriefe wurden in Mainz gedruckt und in Deutschland von Paulinus Zapp vertrieben. Nach dem 1. Mai 1455 waren diese Urkunden wertlos, denn der päpstliche Ablass war nur für die Zeit vom 1. Mai 1452 bis 1. Mai 1455 erteilt, nach diesem Termin sind die Pergamentblätter nicht mehr bewahrt und verloren gegangen bis auf dreiundzwanzig dieser ältesten Denkmale der Typographie, alle aus dem Zeitraume vom 25. November 1454 bis zum 30. April 1455 stammend. Auf dem gedruckten Ablassformular waren nämlich die Stellen für den Ort, das Datum und den Namen des Inhabers offen gelassen und wurden bei der Ausstellung handschriftlich ausgefüllt, daher die Datierung dieser Drucke. Es ergiebt sich aus diesen, dass Gutenberg


Todten-Tantz/
Wie derselbe in der löb-
lichen vnd weitberühmten
Statt Basel/
Als ein Spiegel Menschlicher
Beschaffenheit/gantz künstlich ge-
mahlet zu sehen ist:
Mit beygefügten/ auß H. Schrifft vnd
denen Alten Kirchenlehrern gezogenen/ Er-
innerungen/ vom Tod/Aufferstehung/Jüngsten
Gericht/ Verdammnuß der Gottlosen/
vnd dem Ewigen Leben.
Nach dem Original in Kupffer gebracht/
vnd heraus gegeben/ Durch
MATTHÆUM MERIAN
den Eltern.
Franckfurt.
Im Jahr M DC XLIX.

Abb. 11. Merian. Todten-Tantz, wie derselbe in Basel gemahlet zu sehen ist. Frankfurt a. M. 1649. Titel. Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

im Jahre 1454 mindestens zwei Schriftgattungen besessen hat, die grosse Donattype und eine kleinere, die er jedoch bei keinem Buche benutzt hat.

Gutenberg beschäftigte sich damals mit dem Drucke zweier Bibelausgaben, über deren Priorität immer noch Meinungsverschiedenheit obwaltet; die zweiundvierzigzeilige, sogenannte Mazarinbibel — nach



Abb. 12. Statue von Johannes Gutenberg von Bertel Thorwaldsen in Mainz.

dem ersten in der Bibliothek des Kardinals Mazarin entdeckten Exemplare benannt —, und die sogenannte Schellhornsche Bibel — der Superintendent Schellhorn hat sich besonders bemüht, ihr Recht als erstes Werk Gutenbergs zu wahren —, die sechsunddreissigzeilige. Welchen von beiden gebührt die Priorität? beide sind nicht



Abb. 13. Bisher wenig bekannte Medaille auf Johannes Gutenberg. Nach dem Original im Königl. Museum zu Berlin.

datiert. Früher hielt man allgemein die zweiundvierzigzeilige für die ältere, und die sechsunddreissigzeilige für einen Druck Alb. Pfisters in Bamberg. Alle neueren Forscher jedoch, wie Didot, Weigel und Zestermann, Madden, de Vinne, van der Linde u. a. sind einig darin, dass die sechsunddreissigzeilige Bibel die erste sei und ebenfalls aus Gutenbergs Offizin stamme. Die sechsunddreissigzeilige Bibel umfasst 881 Blätter oder 1762 zweispaltige Seiten und ist in der Regel in drei Bände eingebunden. Die Räume für die grossen Initialen sind zum Zweck der handschriftlichen Ergänzung derselben freigeblieben. Das Druckjahr ist nicht zu entdecken gewesen. Nach Lorck,*) dem ich diese Darstellung entnehme, sollen schon im Jahre 1460 Blätter dieser Bibel als Makulatur benutzt sein.

Die zweiundvierzigzeilige Bibel ist ein zweibändiger Foliant von 324 und 317, im ganzen also 641 Blättern von zweispaltigen Seiten. Ein rubriziertes (d. h. handschriftlich in den Blattzahlen, Signaturen und Initialen ergänztes) Exemplar ist mit dem Datum 24. August 1456 bezeichnet. Es sind damals im ganzen einhundert Exemplare gedruckt, wovon ein Drittel auf Pergament. Von den Pergamentexemplaren kennt man heute noch sechs (davon auch in Berlin und Leipzig), sie sind mit brillant gemalten Initialen geschmückt neben vielen anderen Goldverzierungen. Die auf Papier gedruckten, von denen uns noch neun Exemplare erhalten sind



Abb. 14. Siegel Johannes Gutenbergs. Nach dem Original in der Börsenvereins-Bibliothek der Deutschen Buchhändler in Leipzig.

*) C. Lorck, Gesch. der Buchdruckerkunst. Bd. I. S. 30. Lpzg. 1882. 8.

(davon auch in Frankfurt a. M., Leipzig, München, Wien), haben abwechselnd rote und blaue Initialen. Gutenberg gebrauchte damals für die Herstellung seiner Bibeln drei Jahre, heute liefert eine Rotationsmaschine zwanzigtausend Druck in einer Stunde!

Auch in Mainz geriet Gutenberg im Jahre 1455 mit seinem Mitarbeiter Fust in Prozess, er verlor denselben und damit sein ganzes Druckmaterial, das in Fust's Händen blieb. Dieser verband sich darauf mit dem sehr tüchtigen Peter Schöffer, und diese beiden druckten dann gemeinschaftlich mit Gutenbergs Materialien und Pressen das berühmte „Psalterium" vom Jahre 1457, das erste Druckwerk der Welt, das durch die Namhaftmachung des Druckers und des Druckortes, nebst Angabe des Jahres und des Tages des Erscheinens nicht nur die vollständige Datierung, sondern auch die frühesten eingedruckten Initialen enthält, und an Schönheit der letzteren nur von wenigen typographischen Erzeugnissen der späteren Zeit übertroffen ist. Dieses kostbare Dokument ist nicht sowohl ein eigentlicher Psalter, als vielmehr ein Breviarium und enthält nur einen Teil der Psalnen, mit Antiphonien, Responsorien, Kollekten u. s. w. vermischt nach der Folge der Sonn- und Festtage geordnet, an welchen sie im Chore abgesungen wurden. Die Schicksale der hier genannten Gutenbergbibeln wie des Psalteriums werden uns weiterhin noch beschäftigen, an dieser Stelle sei nur ihrer Entstehungsgeschichte gedacht.



Abb. 15. Der „Hot zum Jungen" in Mainz. (1443.) Aus Alfred Börckel, „Gutenberg. Sein Leben, sein Werk, sein Ruhm" Zur Erinnerung an die 500jährige Geburt des Erfinders der Buchdruckerkunst. Verlag von Emil Roth in Giessen.

Fünf Jahre später, am 14. August 1462, vollendeten Fust und Schöffer den Druck der ersten vollständig datierten Bibel, zwei Bände

in Grossfolio, welche wegen dieses Umstandes, mehr aber noch wegen ihrer hervorragenden typographischen Schönheit unter allen gedruckten Bibeln den höchsten Rang einnimmt. Kurz nach Vollendung dieses Prachtwerkes, in der Nacht vom 27. auf den 28. Oktober 1462, wurde die Stadt Mainz durch den Grafen Adolf von Nassau, der mit dem vom Kaiser und Papst abgesetzten Erzbischof Diether von Isenburg in Fehde lag, erobert, geplündert und in Brand gesteckt, wobei auch die

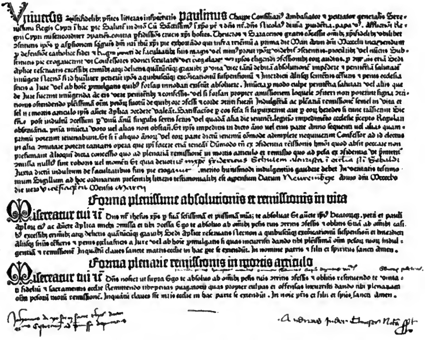


Abb. 16. Ablassbrief vom Jahre 1455, gedruckt von Gutenberg auf seiner ersten Presse.

Druckoffizin zerstört ward. Die zahlreichen Gehilfen derselben zerstreuten sich in alle Winde und trugen so, obgleich sie eidlich zur Geheimhaltung des Kunstgeheimnisses verpflichtet waren, die Kunst des Buchdruckes in nahe und ferne Länder.

Fust und Schöffer setzten nach der Katastrophe die Druckerei fort, Fust starb 1466, und Schöffer verlegte noch mit grossem Erfolge namentlich theologische Werke, daneben die berühmte „Sachsenchronik“ (1492) und „Breydenbach Reisen“ (1486), bis auch er 1503 starb. Sein Sohn führte das Geschäft noch bis 1531 weiter. Das

Abb. 17. Druckerzeichen der Offizin, das älteste bekannt gewordene, sind zwei durch eine Schlinge miteinander verbundene, an einem Ast hängende Schilde.

Gutenbergs Thätigkeit war nie von Gelderfolgen begleitet, er hat das Los so vieler Erfinder teilen müssen, die von der eigenen Erfindung selbst keinen Nutzen zogen; finanzieller Ruin war wiederholt der Lohn seiner Arbeit, und es hat sich nicht feststellen lassen, was er selbst und allein geleistet hat. Nach dem gegen Fust verlorenen Prozesse verliess er Mainz und siedelte nach Eltville an den erzbischöflichen Hof über, wo er 1467 oder 1468 starb. Bestimmtes über seine letzten Lebens-



Pñs hoc opusculũ finitũ ac cõpletũ · et ad
eusebiã dei industrie in ciuitate Maguntĩ
per Johannẽ fust ciuẽ · et Petrũ schoiffher de
gernshẽym clericũ diocef eiusdẽ est consũ-
matũ. Anno incarnacõis dñice · M · cccc · lxij ·
Jn vigilia assumpcõis glose virginis marie.

Abb. 17. Druckerzeichen von Fust und Schöffer. (Druck von der im Jahre 1462 von Fust und Schöffer gedruckten Bibel.)

jahre und seinen Tod ist nicht bekannt geworden, der grosse Erfinder starb arm und kinderlos.

Gutenberg hat sich selbst nie als den Erfinder der Buchdruckerkunst bezeichnet, seine Zeitgenossen aber erwiesen ihm einstimmig diese Ehre, und während des fünfzehnten Jahrhunderts ist dieselbe niemals bestritten. Erst im sechzehnten Jahrhundert, als die Bedeutung der Buchdruckerkunst mehr und mehr erkannt wurde, fanden sich Städte, die für sich die Priorität der Erfindung reklamierten, so Strassburg für Mentel, Bamberg für Pfister, Mainz für Fust und Schöffer, Castaldi für Feltre, und in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts Haarlem für Coster. Alle diese Ansprüche werden aber heute nicht mehr ernst genommen, sie sind zurückzuführen auf die Menge von Mitarbeitern und Gehilfen, die Gutenberg hatte, und die als seine Jünger die Verbreitung

seiner Kunst sich angelegen sein liessen. Am zähesten hat Holland für Coster gestritten; in den Werken von Koning, Meerman, de Vries, van Westreenen, Schinkel, Noordziek, Gockinga und des Franzosen Paeille sind die scharfsinnigsten Beweisführungen

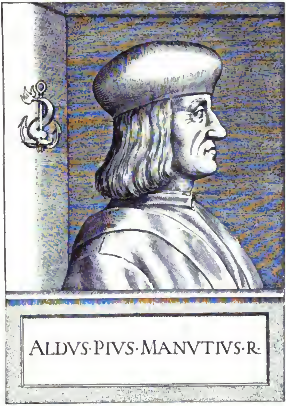


Abb. 18. Aldus Manutius. Der Delphin im Anker bedeutet das Druckerzeichen der Familie.

für die Priorität Costers versucht. Nachdem aber van der Linde in seinem Werke „De Costerlegende" (2. Ausg. 's Gravenhage 1870) und Campbell in seinen „Annales de la typographie Néerlandaise" (La Haye 1874) den unanfechtbaren Nachweis geliefert, dass der vielgenannte angebliche holländische Erfinder Laurenz Janszoon Coster thatsächlich niemals gelebt hat, haben sich die Holländer darein ergeben, dass sie keinen Anspruch mehr auf den Ruhm der Erfindung



Abb. 18. Abb. 19. Druckerzeichen des Aldus Manutius.

der Buchdruckerkunst erheben können. Das Denkmal aber, das Coster auf dem Marktplatz in Haarlem errichtet ist, hat man stehen lassen, und dem Herrn van der Linde ist der Boden in seinem Vaterlande so heiss gemacht, dass er von Holland nach Wiesbaden übergesiedelt ist, wo er im Sommer 1897 starb.

Von hervorragendster Bedeutung unter den ältesten Erzeugnissen der Buchdruckerkunst sind die Aldinen, so nennt man die Drucke aus den Offizinen der venezianischen Druckerfamilie Manutius (auch Manuzzi, Manucci, Mannucci). Der Begründer derselben, Aldus Manutius, errichtete 1494 seine erste Druckerei in Venedig, sein erstes Druckwerk ist Constantin Lascaris' griechische Grammatik aus dem Jahre 1495. Er ist der Begründer des Ruhmes seines Geschlechts, und nach ihm werden die Drucke Aldinen genannt; sie sind durch inneren Wert wie äussere Ausstattung gleichmässig ausgezeichnet; man zählt unter ihnen achtundzwanzig Erstausgaben (editiones principes) griechischer und römischer Klassiker, hervorragend durch zuverlässige Korrektheit des Druckes und in der Geschichte der Buchdruckerkunst epochemachend durch die eigenartigen Typen, die Aldus dafür erfand, die berühmte schrägliegende, nach dem Muster der üblichen Cancellaresca Romana Cursiva geschnittene Schrift, für die Petrarca's Handschrift als Vorbild gedient haben soll. Diese Schrift behielt in Deutschland den Namen Cursiv, in Frankreich hiess sie Italique, in England Italic.



Abb. 20. Druckerzeichen des Luc Antonio Giunta von Venedig.

Das hohe Ansehen, dessen sich die Aldiner Ausgaben von jeher erfreut haben, beruht, was ihnen zur besonderen Ehre gereicht, mehr auf den reellen inneren Vorzügen, als auf den äusseren Schönheiten, denn bei aller Originalität der Cursivtype, die von den Aldus mit Vorliebe sowohl für die lateinischen wie italienischen Textausgaben verwendet wurde, sind diese doch für das Auge auf die Dauer nicht

angenehm, sie stehen in ihrer Erscheinung z. B. den späteren französischen Drucken nach. Aber die Bücher haben besonderen Wert durch den korrekten Druck und das zur Verwendung gelangte vorzügliche Papier, und die Pergamentdrucke sind geradezu unübertrefflich schön. Es wird erzählt, der Papst Leo X. habe sich erboten, jeden Druckfehler, der ihm in den Aldinen nachgewiesen werde, mit Gold zu belegen. Die Sorgfalt des Aldus in der Interpunktation, die gerade bei den alten Klassikern von Bedeutung ist, weil sie zum richtigen Verständnis ihrer Werke viel beiträgt, kann heute noch als Muster für viele Gelehrte dienen.



Abb. 21. Matthys Elsevier. Nach A. de Reume „Recherches historiques, généalogiques et bibliographiques sur les Elsevier". Ad. Wahlen et Cie., Bruxelles.

Manche alte Handschrift hat Aldus aus den düsteren Klosterbibliotheken an das Licht gebracht und sich das Verdienst erworben, durch schöne und elegante Druckausführung die Klassiker auch in höheren Kreisen, bis zu den fürstlichen hinauf, einzubürgern, so dass es zu seiner Zeit schon zum guten Ton gehörte, römische und griechische Autoren, herrlich gedruckt und in kostbaren Pergamenteinbänden auf Prunktafeln zu zeigen. Die gelehrte Erziehung der italienischen Fürsten hatte zur Folge, dass die Aldinen nicht nur als eine Zierde der Zimmer oder Bibliotheken dienten, sondern auch wirklich gelesen wurden.

Aldus hatte anfänglich die Gewohnheit, den ersten und letzten Buchstaben jedes Kapitels mit roter oder blauer Farbe zu drucken, er

ging aber bald davon ab, weil zu viel Zeit damit verloren ging. Nach den Mitteilungen seiner Zeitgenossen, von denen besonders Erasmus und Giovanni Pico zu nennen, liess es sich Aldus besonders angelegen sein, gute, weniger bekannte Autoren einzuführen. Über die Alten vergass er aber auch die Lebenden nicht, man braucht nur hinzuweisen auf seine Ausgaben des Erasmus, Dante, Petrarca, Lascaris u. a.



Abb. 22. Titel in Kupferstich einer Elzevierausgabe des Livius vom Jahre 1654.

Insbesondere sind es aber doch die griechischen Ausgaben, welche den Ruhm der Manutius unvergänglich machen und namentlich des älteren Aldus, der selbst ein unermüdlicher Gelehrter und Beförderer der Studien der griechischen Litteratur war. Mit rastlosem Eifer z. B. schuf Aldus in den Jahren 1495 bis 1498 eine griechische Ausgabe von Aristoteles, die bis dahin noch nicht existierte. Um sich von dem Umfange und den Schwierigkeiten dieses Unternehmens ein Bild zu machen, vergegenwärtige man sich, dass der Inhalt der fünf Foliobände aus zahlreichen noch nicht herausgegebenen Abhandlungen in verschiedenen, oft unleserlichen oder durch die Unwissenheit der Schreiber entstellten Manuskripten zusammengestellt werden musste, ohne dass der Herausgeber eine frühere Ausgabe als Leitfaden benutzen konnte.

Diese griechischen Erstausgaben sind jedoch, obgleich von den Gelehrten sehr gesucht und in den Bibliotheken sorgfältig gehütet, meistenteils nicht so selten, als viele lateinische Ausgaben der Alduspressen. Diese Ausgaben, z. B. der Virgil von 1501 und der von 1505, wie der Horaz von 1501, waren damals zum Gebrauch für die studierende Jugend bestimmt, wurden stark verbraucht und sind infolgedessen beinahe ganz verschwunden. Von den griechischen Ausgaben verdienen eigentlich nur noch die Galeomyamachia (ein griechisches Gedicht von Theodor Prodomos) und die Scholien des Nikander, nebst

dem Dioscorides von 1499 die Bezeichnung „sehr selten“. Selten sind auch noch eine Anzahl von Werken und Flugschriften untergeordneter Art, die während eines Jahrhunderts nach und nach aus den Aldiner Pressen hervorgegangen. Ohne inneren Wert, könnten sie ruhig der Vergessenheit anheimfallen, aber sie behaupten sich trotzdem als materiell wertvoll, weil sie zur Vollständigkeit jeder Manutius-Sammlung unentbehrlich sind.

Aldus der ältere erfreute sich wegen seiner grossen Verdienste nicht nur der Achtung berühmter Fürsten und Gelehrten seiner Zeit, sondern auch Privilegien wurden ihm von den Päpsten Alexander VI., Julius II. und Leo X. verliehen. Er verstand es, einen Kreis gelehrter Männer um sich zu versammeln, die von demselben wissenschaftlichen Eifer, wie er selbst, erfüllt waren und sich mit ihm der Aufgabe widmeten, ihren Zeitgenossen die Schätze der älteren Litteratur zugänglich zu machen. Es war stets eine grosse Anzahl dieser Männer in seinem Hause, ganz von ihm unterhalten. Auch mit vielen auswärtigen Gelehrten stand er in Verbindung, besonders mit Erasmus, mit dem er lange eng befreundet, später aber arg verfeindet war. Man huldigte ihm von allen Seiten, doch waren die Besuche von Freunden, Bekannten und Fremden so häufig und der dadurch herbeigeführte Zeitverlust ihm schliesslich so lästig, dass er eine Tafel in seinem Geschäft aufhing, welche in lateinischer Sprache die Bitte enthielt, dass „Jeder, wer es auch sei, von Aldus höflich ersucht werde, sein Geschäft möglichst rasch zu erledigen und sich dann zu entfernen, mit Ausnahme derjenigen, welche ihre Kenntnisse vermehren wollten“.



Abb. 23. Titel der Elzevier-Ausgabe „De Imitatione Christi“ von Thomas a Kempis.

Das Jahr 1515 wurde für Aldus verhängnisvoll. Als er Ende Januar eines Nachts spät zu Hause ging, überfielen ihn Meuchelmörder; er entkam ihnen mit genauer Not, starb aber am 7. Februar an den erhaltenen schweren Wunden.*) Die Offizin blieb über hundert Jahre im Besitz der Familie, nach dem Tode des vierten Inhabers derselben ging
Abb. 19. sie im Jahre 1597 ein. Das Druckerzeichen der Manutius war ein Anker, um den sich ein Delphin schlingt. Die Beliebtheit, deren sich die Aldiner Ausgaben vom ersten Erscheinen an erfreuten, hatte zur Folge, dass die Lyoner Drucker schon im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts schlechte Nachdrucke davon veranstalteten, auch die Giunta's druckten dem Aldus nicht nur seine Bücher, sondern sogar sein Druckerzeichen widerrechtlich nach.



Abb. 24. Druckerzeichen der Elzeviere von Leiden und Amsterdam.

Die Giunta's (auch Junta, Giunti, Zonta) waren gleichfalls eine berühmte alte Druckerfamilie, für Florenz von ähnlicher Bedeutung, wie die Manutius für Venedig. Sie stammte nicht, wie man behauptet hat, aus Lyon, sondern aus Florenz und begründete anfänglich in Venedig und Florenz, später auch in Lyon, Burgos, Salamanca und Madrid sowohl Buchdruckereien wie Buchhandlungen. Der erste Lucantonio Giunta siedelte 1480 von Florenz nach Venedig über, richtete dort eine Buchhandlung ein und verband 1510 eine Buchdruckerei damit. Die Thätigkeit seiner Nachkommen lässt sich durch mehrere Geschlechter bis 1657 verfolgen. Der bedeutendste der Giunta's war Filippo (geboren 1450, gestorben 1517), der in seiner Druckerei in Florenz den Ruhm der Familie zur höchsten Blüte führte. Er war es allerdings auch, der die Aldiner Ausgaben nachdruckte. Sein erster datierter Druck erschien 1497, die „Epitome Proverbiorum" des Zenobius; ferner zeichnete er sich durch die Herausgabe griechischer, lateinischer und italienischer Klassiker aus, alle mit schönen, der Aldiner Cursiv nachgebildeten Typen gedruckt, meist in Klein-Oktavformat.

*) Louis D. Petit, Jets over Aldus Manutius in „Bijdragen tot de geschiedenis van den Nederlandschen boekhandel I". Amsterdam 1884.

Sein Sohn Bernhard druckte die berühmte Quartausgabe von Boccaccio's Decamerone, die als Prototyp aller späteren Ausgaben diente, bis die Entdeckung eines im Jahre 1384 angefertigten Manuskriptes den Wert seiner Ausgabe verringerte, die er zu enorm hohem Preise auf den Markt gebracht hatte.

Die Florentiner Offizin bestand bis etwa 1623. Die Thätigkeit der weitverzweigten Familie an den oben genannten Orten erstreckte sich bis an das Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Das Druckerzeichen der Giunta's ist eine von zweiflügellosen Engeln getragene heraldische Lilie, deren drei Blätter von vier natürlichen Lilienstengeln eingefasst sind. Eine andere Form enthält nicht die Engel, sondern nur die heraldische Lilie, zwischen deren drei Blättern zwei Lilienstengel aufschiessen. Die Drucke der Venetianer Linie trugen ausserdem meist die Buchstaben L. A. (Lucantonio).



Abb. 25. Robert Stephanus.

Abb. 20.

Ich wende mich nun einer Druckerfamilie zu, deren Presserzeugnisse durch schöne typographische Ausführung eine fast populäre Berühmtheit erlangt haben, einem Geschlecht, dessen Name auch bei Laien einen guten Klang hat, dem der Elzeviere (auch Elsevier, Elzevirius). Diese berühmte holländische Buchhändler- und Buchdruckerfamilie ist von 1592, zuerst in Leyden (bis 1712), dann in Amsterdam (bis 1681) thätig gewesen. Der Stammvater der Familie, Ludwig E. (geboren 1540, gestorben 1617), war Buchhändler und zugleich Pedell bei der Universität in Leyden, sein Name als Drucker kommt zuerst im Jahre 1592 auf einer von P. Merula besorgten Ausgabe des Eutropius

Abb. 21. M. MANILI

ASTRONOMICΩN LIBRI

QVINQVE.

IOSEPHVS SCALIGER

IVL. CAES. F. RECENSVIT,

ac pristino ordini suo restituit.

Eiusdem IOS. SCALIGERI *Commentarius in eosdem libros, & Castigationum explicationes.*



LVTETIÆ,

Apud Mamertum Patissonium Typographum Regium, in officina Roberti Stephani.

M. D. LXXIX.

CVM PRIVILEGIO REGIS.

Pauli Tchaarij,
amstelodami.
1640.

Abb. 26. Titel mit dem Druckerzeichen des Robert Stephanus von Paris vom Jahre 1579.

vor. Er hinterliess zwei Söhne, Matthys und Gilles. Jener erscheint als Buchdrucker und Nachfolger des Vaters in Leyden, dieser betrieb im Haag einen Buchhandel. Die vier Söhne des Matthys waren: Isaak, Abraham, Bonaventura und Jakob. Das Druckerzeichen des alten Ludwig war zuerst ein Engel mit einem Buche in der einen und einer Fackel in der andern Hand, später ein Adler auf einer Säule, ein Bündel von sieben Pfeilen in den Klauen haltend, mit der Devise der holländischen Republik: „Concordia res parvae crescunt."

Der eigentliche Begründer des Ruhmes der Elzeviere war Isaak, der 1617 eine Druckerei anlegte, die er durch den Ankauf des Schriftenmaterials von Th. Erpenius bereicherte. Er arbeitete mit sechs Pressen und verstand es, seine Druckerei auf eine ansehnliche Höhe zu bringen. Obschon sein Name auf einer Anzahl von Werken auch als Verleger vorkommt, war er doch meist für seinen Oheim und dessen Teilhaber, seinen Bruder Abraham, thätig, die zuerst nur als Verleger arbeiteten und denen er 1625 seine Druckerei übergab. Sein und ihr Druckerzeichen war eine Ulme, welche

von einem Rebstock voller Trauben umschlungen wird, mit einem Einsiedler daneben und den Worten „non solus“.

Die Handlichkeit und Billigkeit der gleichmässig gut ausgestatteten Duodezausgaben machten die Elzevierdrucke von vornherein sehr beliebt. Können die Ausgaben auch dem Vorwurfe der Inkorrektheit nicht entgehen, so stehen sie doch an Eleganz der Typen, Schönheit des Papieres und Anordnung des Satzes, wenn man die griechischen und hebräischen Drucke der Etienne's in Paris ausnimmt, keinen Büchern nach, die zu gleicher Zeit und zu gleichem Zwecke in anderen Ländern erschienen sind.

Man schätzt heute noch besonders die Sammlung der kleinen Republiken („res publicae“), d. h. statistische Nachrichten über verschiedene einzelne Länder, eine Kollektion, für welche die Elzeviers am 15. Mai 1626 von den Generalstaaten von Holland ein Privilegium erhielten; dann die lateinischen Klassiker und auch Ausgaben moderner Schriftsteller der damaligen Zeit. Jeder Band der Duodezausgaben von etwa fünfhundert Seiten kostete bei Erscheinen einen holländischen Gulden. Die schönsten Erzeugnisse der Leydener Pressen waren die 1634—1656 erschienenen Ausgaben des Livius, Tacitus, Plinius, Cäsar und Virgil; der Ausgabe des letzteren von 1636 wird allerdings der Vorwurf grosser Inkorrektheit gemacht. Da die Elzeviere Universitätsbuchdrucker waren und als solche eine ansehnliche jährliche Unterstützung bezogen, so nahmen sie Rücksicht auf die Leydener Orthodoxen, und liessen nicht wenige ihrer Druckwerke, die bei der Geistlichkeit hätten Anstoss erregen können, unter falscher Firma erscheinen. Das hat die Elzevierausgaben zum Gegenstande gründlichster Forschungen und Untersuchungen verschiedener Gelehrten gemacht, doch sind diese verwickelten Fragen wohl noch immer nicht völlig gelöst.



Abb. 22.

Abb. 27. William Caxton. Aus Charles Knight „William Caxton, the first english Printer“, William Clowes & Sons, London.

Denn wie die Elzeviere einerseits Verlagsartikel in Brüssel, Lüttich und Amsterdam herstellen liessen, die als Druckorte und Verleger Namen trugen, die niemals existiert haben, so waren sie andererseits mit ihrer Firma gern bereit, die Vaterschaft von in anderen Städten

hergestellten Büchern zu verschleiern, deren Drucker oder Verleger sich aus Gründen mancherlei Art nicht offen dazu bekennen mochten. Daher ist es nicht immer leicht, einen echten Elzevier von einem unechten zu unterscheiden, wennschon das vortreffliche Werk von A. Willems*) grosse Klarheit über die verschiedenen Ausgaben gebracht hat.



Abb. 28. Kopfverzierung von William Caxton.

Eine noch sehr gesuchte Ausgabe ist die „De Imitatione Christi"
Abb. 23. von Thomas a Kempis, von Jan und Daniel, den Nachfolgern von

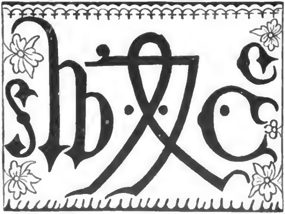


Abb. 29. Monogramm von William Caxton.

Bonaventura und Abraham, in Leyden ungefähr 1653 gedruckt und bekannt als die „Ausgabe ohne Jahreszahl". Von den Meisterwerken aus der Amsterdamer Zeit sei ferner noch das „Corpus juris civilis" von 1663, 2 Bände Folio, und die französische Bibel von

*) A. Willems, Les Elzevier. Histoire et annales typograph. Bruxelles 1880. 8.

1669, 2 Bände Folio, erwähnt. Das Druckerzeichen aus dem Ende dieser Zeit war ein Ölbaum, unter dem links eine Eule, rechts Minerva steht mit der Ägis in der einen und einem Bande in der anderen Hand; die Devise lautete: „ne extra oleas.“ Die Zahl der Elzevierausgaben Abb. 24. beläuft sich auf reichlich zweitausend.

In den letzten Jahren ist der Wert der Elzeviere nicht im gleichen Verhältnis gestiegen, wie dies bei anderen berühmten Druckwerken stattgefunden hat; wenn aber der Fall eintritt, dass ein unzweifelhaft echter Elzevier uneingebunden und gar völlig unbeschnitten irgendwo zum Vorschein kommt, so verbreitet sich eine Aufregung unter den Bibliophilen, es tritt sofort eine scharfe Konkurrenz und erhebliche Preissteigerung des betreffenden Bandes ein.

In der Geschichte der Elzevierausgaben sind die sonderbarsten Preiserscheinungen vorgekommen; es sei mir gestattet ein Beispiel davon hier mitzuteilen, zugleich als Probe moderner Preissteigerungen überhaupt.*) Die Elzeviere druckten in Amsterdam 1655 eine Ausgabe des damals ganz unbedeutenden, ziemlich inhaltlosen Buches, betitelt: „Le Pastissier francois“ (kl. 12^{mo}, VI und 252 S.), ein Nachdruck der französischen Originalausgabe, Paris, Jean Gaillard. Im Verlagskataloge von Daniel Elzevier, 1675, ist das Buch mit dem Preise von 12 Stüber angesetzt. Kein Sammler des siebzehnten oder achtzehnten Jahrhunderts würde das Buch in seine Sammlung aufgenommen haben, es war durch den Gebrauch der Industriellen, für die es bestimmt war, der Pastetenbäcker, völlig absorbiert und wurde nicht neu gedruckt. Infolgedessen ward es selten und man kam zu der Ansicht, dass keine Elzeviersammlung von Bedeutung das Buch entbehren könne. Dieser Ruf besonderer Seltenheit hat sich allerdings vermindert, nachdem Willems in seinem vorher citierten Werke ungefähr dreissig Exemplare des Buches mit Angabe der gegenwärtigen Besitzer nachgewiesen hat. Aber bevor dieses bekannt wurde, hat ein erbitterter Kampf um das Werk, so oft es im Handel vorkam, unter den Bibliophilen stattgefunden. So figuriert ein Exemplar von Montesson abstammend, von Trautz-Bauzonnet reich eingebunden, in der Auktion der Buchhandlung L. Potier in Paris (März 1870) mit dem Preise von 2910 Francs, dann in der Auktion Bentzon (April 1875) mit 3255 Francs und wurde im März 1877 in Paris für



Abb. 30.
Christoph Plantin.

*) G. Brunet, Du prix des livres. Bordeaux 1895.

2200 Francs nochmals verkauft. Ein anderes Exemplar aus der Bibliothek von La Villestreux galt im April 1872 1200 Francs, war im Kata-

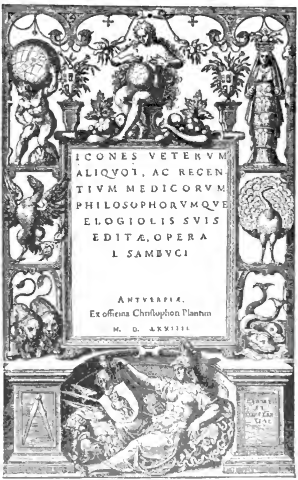


Abb. 31. Titel in Kupferstich einer Ausgabe von Plantin, 1574

loge von Fontaine in Paris 1874 mit 3000 Francs angesetzt und befindet sich heute im Besitz des Herzogs von Chartres.

Ein drittes Exemplar wurde im April 1847 in Paris für 325 Francs verkauft; nachdem es von Trautz-Bauzonnet reich eingebunden, ging es

auf der Auktion Yemenitz (1867) an den Londoner Buchhändler Bohn für 1050 Francs über.

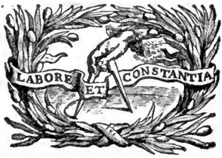


Abb. 32. Druckerzeichen des Balthasar Moretus II. (1615—1674).
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

Ein anderes Exemplar, ebenfalls von Trautz eingebunden, war von Fontaine 1875 in seinem Kataloge mit 4500 Francs angesetzt. Ein weiteres Exemplar wurde von der Firma Bachelin-Deflorenne in Paris im November 1876 für 5500 Francs verkauft, und endlich hatte die Firma Morgand et Fatout noch ein Exemplar in Italien entdeckt, das in ihrem Kataloge mit 10000 Francs angesetzt und dafür verkauft wurde. Wie gesagt, ein inhaltlich ganz belangloses Buch etwa im Range unserer besseren Kochbücher, aber es war „sehr selten“ und man bedurfte seiner für die Elzevierkollektionen!

Man wolle aus diesem Beispiele nicht folgern, dass die Elzevierausgaben im allgemeinen, selbst die besseren davon, besonders selten seien. Keineswegs, aber was sie trotzdem sehr gesucht und wertvoll machen kann, das ist eine gute Erhaltung derselben, namentlich des Schnittes; eine Linie mehr oder weniger hoch und breit macht einen grossen Preisunterschied. So gehören denn diese kleinen, für den Gebrauch so handlichen, schönen Drucke, bei ihren, einem mittleren Reichtume angepassten mässigen Preisen als sogenannte „Seltenheiten“ zu den unter den Bibliophilen am meisten verbreiteten, wozu sich jeder gern bekennt. Eine der ersten Fragen, die man an jemanden zu richten pflegt, der in dem Rufe steht, ein Liebhaber schöner Bücher zu sein, ist die, ob er Elzevierausgaben besitzt. Es verlegen sich denn auch immer wieder aufs neue Liebhaber darauf, Elzevierkollektionen zusammenzubringen, die doch niemals den Wünschen entsprechend vollständig sein können, und in denen nur zu oft die Quantität die



Abb. 33. Druckerzeichen der Plantin.

Qualität der Bücher überwiegt. Um solch eine Sammlung zu vervollständigen, werden oft hohe Preise für Bücher gezahlt, denen diese Ehre gar nicht zukommt.



Abb. 34. Willem Jansz. Blaeu. Nach P. J. H. Baudet „Leven en Werken van Willem Jansz. Blaeu", C. van der Post Jr., Utrecht.

Vor kurzem gab der Buchhändler Morgand in Paris den Katalog einer köstlichen Elzeviersammlung heraus, deren Kaufpreis 125000 Francs betrug. Diese Sammlung begeisterte Ferd. Brunetière, den Chefredakteur der „Revue des deux mondes" zu einem bemerkenswerten Aufsatze: „Une dynastie de libraires", der zuerst in „Le Temps"

am 3. Juni 1896 erschien und später als Vorrede in den erwähnten Katalog aufgenommen wurde. Ich kann es mir nicht versagen, den Artikel hier abzudrucken, weil er zeigt, in welch' hohem Ansehen die Elzeviere heute noch nicht nur wegen ihrer Meisterwerke der Typographie, sondern auch wegen ihrer grossen Verdienste um die Litteratur und die Wissenschaften stehen.

»Ich glaube nicht,« sagt Brunetière, »dass es in der ganzen Geschichte der Buchdruckerkunst ein berühmteres Geschlecht giebt, noch einen anderen Namen, der sein Ansehen so lange behauptet hat. Freilich verwechseln wir häufig miteinander die von Leyden und die von Amsterdam, die von Utrecht und die vom Haag, den Isaak und Bonaventura, Ludwig und Daniel, Abraham und Jakob, nicht zu reden von deren Frauen und Kindern, aber gerade in diesem Wirrwarr liegt der Triumph ihrer Popularität. Ist es nicht thatsächlich so, dass wir erst dann wirklich berühmt heissen können, wenn wir aufhören, uns selbst anzugehören, um weiter nichts zu sein, als das „Symbol" unseres Werkes? . . . A. Willems sagt in seinem Werke über die Elzeviere, dass nicht sie selbst die Erfinder ihrer Lettern waren, die so zart in ihren Linien, so sauber und schön in ihrem Maass, so vollkommen in ihrem Verhältnis zu einander waren, die ihren Ausgaben einen so einheitlichen Charakter gaben. Der Stempelschneider, dem sie ihren Ruhm verdanken, habe Christoffel van Dyk geheissen, ein Namen, der erst seit 1880 durch Willems bekannt geworden ist.



Abb. 35. Druckerzeichen des Willem Jansz. Blaeu von Amsterdam.

Aber woher stammt denn ihre Berühmtheit? Denn die Namen von Aldus Manutius, Stephanus Etienne oder von Dolet, die doch Gelehrte waren oder „Humanisten" ebenso wie Buchdrucker, jedenfalls mehr als gewöhnliche Geschäftsmänner, sie sind heute nur noch wenig bekannt, sie haben in der Geschichte ihrer Kunst keinen tiefen Eindruck hinterlassen . . . . Die Elzeviere haben zunächst das Glück

gehabt, in einer Zeit zu leben, wo das noch von dem Ruhm der Siege über Spanien und England erfüllte Holland dem Frankreich des grossen Kardinals und Ludwigs XIV. den Vorrang auf geistigem Gebiete streitig machte und in Europa tonangebend war. Die Generalstaaten hatten ihnen gewissermaassen den Weltmarkt eröffnet, und nun ist doch mindestens anzuerkennen, dass, wenn auch den holländischen Druckereien eine schöne, ja einzige Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Kräfte geboten war, die Elzeviere es verstanden haben, durch Tüchtigkeit und mit Geschicklichkeit ihren Vorteil daraus zu ziehen.


De twaelf boecken Aeneas / ghenaemt int Latijn AEneidos, beschreven door den gheleerden ende vermaerden Poët VIRGILIVS MARO:

In Duytscher talen door Cornelis van Ghistele Rhetorijckelijc overghezet: plaisant ende weerdich om lesen.

T'ANTWERPEN.

By Jan van Waesberghe inde Kamerstrate / inden Schilt van Vlaendren, 1589.

Abb. 36. Titel in Buchdruck einer Ausgabe von Jan van Waesberghe, 1589.

Der Ersatz der grossen unhandlichen Formate durch ihre Duodecimos, sagt Willems, brachte in dem Buchhandel eine Umwälzung hervor, ähnlich derjenigen, zu der in unseren Tagen das Format Charpentier in Frankreich das Signal gegeben; man könnte fast sagen, dass die Elzeviere den Buchhandel „demokratisiert“ haben. Man weiss, dass zur gleichen Zeit die holländischen Maler die Kunst „demokratisierten“ oder „naturalisierten“ und dieselbe, wenn auch nicht gerade in den Dienst der grossen Menge stellten, so doch der Bürgerschaft zugänglich machten. Denn diese solide, reiche Bürgerschaft liess sich nicht mehr darauf ein,

gegenüber ihren eigenen Porträts oder den Darstellungen aus ihrer täglichen Beschäftigung den üppigen Mythologien der italienischen Kunst oder der jansenistischen Strenge der französischen Malerei wie bisher den Vorzug einzuräumen. Der Umschwung, den die Elzeviere in der



Abb. 37. Eines der Druckerzeichen der van Waesberghe's von Amsterdam.

Bücherwelt hervorbrachten, hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem damaligen Umschwunge in der Malerei.

Freilich, wäre ich ein Zeitgenosse ihrer Duodecimos gewesen, die Verdrängung der alten Folianten würde mir vielleicht leid gethan haben, dieser ehrwürdigen Folianten, deren Umfang und ganze Erscheinung der monumentalen Würde entsprach, welche dem Drucke eines Titus Livius oder dem Wortreichtum eines Cicero zukam. Ich würde das grosse

Buch betrauert haben, das man freilich nicht in die Tasche stecken oder gemütlich unter dem Arme tragen konnte, das man nicht in der Hand durchblättern, sondern lesen musste, dessen weisse Ränder man mit Anmerkungen bedeckte, dessen grosser Druck die Augen nicht verdarb. Aber die Elzeviere zeigten sich als gute Kaufleute, denn mit der Verkleinerung des Formates ging die Ermässigung des Preises Hand in Hand.

Vor ihrer Zeit war es nur den Fürsten der Gelehrsamkeit — modern gesagt: den Nabobs der Litteratur vergönnt gewesen, eine Bibliothek zu besitzen. Kosteten die Folianten schon an und für sich viel Geld, so kostete es noch viel mehr, sie im Hause würdig unterzubringen, aber vor allen Dingen: sie waren schwerfällig und mühsam zu gebrauchen. Die allgemeine Ausbreitung des Studiums hatte den Gelehrten schon manches alte Vorrecht genommen, die Elzevierausgaben boten dem zahlreichen Publikum, das nicht dem Stande der Gelehrten angehörte, die Möglichkeit, auch die Klassiker zu lesen, die bis dahin nur den Gelehrten zugänglich waren.



Abb. 38. Eines der Druckerzeichen der van Waesberghe's von Amsterdam.

Ich nehme den Vergleich wieder auf. Wenn die holländischen Maler mit ihrem „Naturalismus", in dem so viel Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit sich mit der Nachahmung der Natur verband, keinen weiteren Erfolg gehabt hätten, als die Kunstwelt für Augen zu entdecken, welche bisher keine Ahnung von deren Existenz hatten, so müsste man ihnen schon dafür dankbar sein. Ebenso ist es mit den Elzevieren. Man kann ihnen keinen Vorwurf daraus machen, mit ihren Duodecimos die Folianten entfernt zu haben, der Wechsel war voraussichtlich unvermeidlich, und es ist ihnen hoch anzurechnen, dass sie die Gewinnsucht nicht abgehalten hat, Künstler in ihrem Beruf zu bleiben. Mag van Dyk die Stempel für ihre Lettern geschnitten haben, aber sie trafen seine Wahl doch selbst, und wer weiss denn, wie viele Modelle der Formschneider ihnen erst gezeigt hat, ehe sie demjenigen zustimmten, dessen wunderbare Eleganz zur Befestigung ihres Ruhmes so viel beigetragen hat?

Es ist bemerkenswert, dass die Buchdruckerkunst, nachdem sie seit ihrer Erfindung zu so hoher Vollkommenheit gelangt war, plötzlich gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, wenn auch nicht gerade in Verfall geriet, so doch weit unter den erreichten Standpunkt herabsank, auf den die Werkstätten der grossen Druckereien der Renaissance sie ge-



Abb. 39. Izaak Enschedé. Nach „De Lettergieterij van Joh. Enschedé en Zonen" Joh. Enschedé en Zonen, Harlem. 1893.

hoben hatten. Was immer die Ursache davon gewesen sein mag, sicher ist, dass den Elzevieren die Ehre gebührt, dem beginnenden Verfall entgegengearbeitet zu haben und, zur bleibenden Freude der Bücherliebhaber, die Unscheinbarkeit ihres kleinen Formates durch Sauberkeit, Schönheit und Zierlichkeit der typographischen Ausführung ausgeglichen zu haben. Man rühmt von den vielen Meisterwerken ihrer Pressen besonders den Cäsar, Plinius und Terentius von 1653, das Psalmenbuch von 1653 und den heiligen Augustinus von 1675. Wie viele

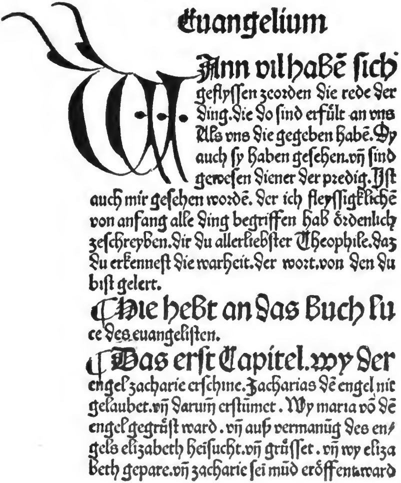
andere könnte man noch nennen, von denen man ungern das Auge wendet, die man trotz des wenig anziehenden Inhalts lediglich wegen der Schönheit des Drucks gern liest! Die „Charactères des Passions“ von Cureau de la Chambre z. B. haben es nur den Elzevieren zu danken, dass sie heute noch von neugierigen Liebhabern



Abb. 40. Johannes Enschedé. Nach „De Lettergieterij van Joh. Enschedé en Zonen“, Joh. Enschedé en Zonen, Harlem. 1893.

durchblättert werden. Die „Bücherkaufleute“ besassen Geschmack für viele Autoren, die selbst keinen hatten. Sie begriffen, dass es für den Leser eine Strafe ist, einen guten Text in schlechtem Druck lesen zu müssen. Bei ihren Ausgaben befinden sich Format, Lettern, Papier, Kopfleisten, Vignetten und Fleurons so in Übereinstimmung, dass man nicht an eine Berechnung, sondern an eine Inspiration denkt, denn diese Übereinstimmung ist nicht nur Sache der Präzision, sondern eine wirkliche Kunst.

„L'art s'estend et se resserre avec égale louange de l'artisan" schrieb Balzac in einem Briefe, den er an „Messieurs les Elseviers" adressierte,


Euangelium

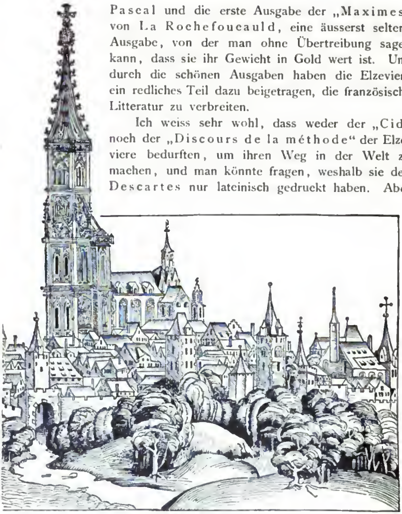
WAnn vil habē sich geflyssen zeorden die rede der ding. die do sind erfült an vns Als vns die gegeben habē. Dy auch sy haben gesehen. vn̄ sind gewesen diener der predig. Ist auch mir gesehen wordē. der ich fleyssigklichē von anfang alle ding begriffen hab ordenlich zeschreyben. dir du allerliebster Theophile. daz du erkennest die warheit. der wort. von den du bist gelert.

Hie hebt an das Buch Luce des euangelisten.

Das erst Capitel. wy der engel zacharie erschine. Zacharias dē engel nit gelaubet. vn̄ darum̄ erstümet. Wy maria vō dē engel gegrüst ward. vn̄ auß vermanūg des engels elizabeth heisucht. vn̄ grüsset. vn̄ wy elizabeth gepare. vn̄ zacharie sei mūd eröffent ward

Abb. 41. Textprobe: Bl. 494b, Sp. II aus der Anton Koberger'schen Bibel, 1483. Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

um sich dafür zu bedanken, dass sie ihn aufgenommen hatten „au nombre de leurs auteurs". So haben sie den Burgersdicius, den Triglandius und den Zevecotius gedruckt, aber sie druckten auch den Balzac, Descartes, Corneille, Molière, die „Pensées" von



Pascal und die erste Ausgabe der „Maximes“ von La Rochefoucauld, eine äusserst seltene Ausgabe, von der man ohne Übertreibung sagen kann, dass sie ihr Gewicht in Gold wert ist. Und durch die schönen Ausgaben haben die Elzeviere ein redliches Teil dazu beigetragen, die französische Litteratur zu verbreiten.

Ich weiss sehr wohl, dass weder der „Cid“ noch der „Discours de la méthode“ der Elzeviere bedurften, um ihren Weg in der Welt zu machen, und man könnte fragen, weshalb sie den Descartes nur lateinisch gedruckt haben. Aber

Abb. 42. Das Strassburger Münster. Illustrationsprobe aus der von Anton Koberger, 1493, gedruckten Hartmann Schedel's Chronik.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

sie haben doch aus ihren Offizinen in Leyden und Amsterdam Centralplätze des französischen Einflusses in Europa gemacht. Von 1644 bis 1677 haben sie nicht weniger als fünf Ausgaben der Werke des Descartes und von 1638 bis 1656 auch fünf vom „Cid“ gebracht. Wenn man doch wüsste, wie gross die Auflagen damals gewesen sind!



Abb. 43. Die Auffindung Mosis. Illustrationsprobe aus dem Koberger'schen „Schatzbehalter", 1491, geschnitten von Michael Wohlgemuth.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

Die Elzeviere waren es, die zuerst seit 1644 unter dem Titel „Illustre Théatre“ fünf Stücke von Corneille vereinigt haben, und — merkwürdig genug — gerade diese fünf sind klassisch geworden,



Abb. 44. Die Schöpfung der Frau. Koberger'sche Illustrationsprobe aus dem „Schatzbehalter“, 1491, geschnitten von Michael Wohlgemuth.

nämlich: „le Cid,“ „Horace,“ „Cinna,“ „Polyeucte“ und „Mort de Pompée“. Diese Sammlung ist sehr selten, man kennt davon nur noch sieben oder acht Exemplare und das letztverkaufte kostete 6000 Francs. Nicht weniger haben sie für die Verbreitung von Molière gethan; Daniel Elzevier veröffentlichte 1675 die erste Gesamtausgabe, die man kennt,

vier Jahre später, 1679, war schon ein Neudruck davon nötig. Das kann man wohl ein Verdienst um die französische Litteratur nennen, von um

Die neuntzehend figur



Abb. 45. Die Tochter von Jephta. Koberger'sche Illustrationsprobe aus dem „Schatzbehalter", 1491 geschnitten von Michael Wohlgemuth.

so grösserer Bedeutung, als die Pariser Buchhändler zu jener Zeit wenig oder keine Handelsverbindungen im Auslande unterhielten. Die Elzeviere waren in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts thatsächlich die Verbreiter der französischen Litteratur in ganz Europa und haben zur

Ausbreitung des Ruhmes ihrer grossen Dichter wesentlich beigetragen. Noch sei zur Ehre der Elzeviere erwähnt, dass sie zu einer Zeit, als die freie Meinungsäusserung auf religiösem wie staatlichem Gebiete so gut wie gefesselt war und Autoren wie Drucker gewisse Fragen gar nicht zu erörtern wagten, dass sie trotzdem gerade den „gefährlichen Stoff“



Abb. 46. Der heilige Ambrosius. Illustrationsprobe aus dem „Passional“, Nürnberg, Anton Koberger, 1488
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

von ihren Autoren ruhig behandeln liessen, so dass bei ihren Zeitgenossen wie bei ihren Nachkommen das Aufblühen der Gedankenfreiheit mit ihren Namen ehrenvoll verbunden ist. Sie haben weder obscöne Bücher — mit Ausnahme des „Ragionamenti“ von Aretino vom Jahre 1660 — noch Schmähschriften gedruckt, aber andere Bedenken kannten sie nicht, sie druckten, was alle Druckereien in Frankreich und England nicht drucken wollten oder konnten. So haben sie beinahe ein ganzes Jahrhundert hindurch auch das Beispiel freien Mannesmutes gegeben,

das schöne Beispiel eines Familiengeschlechtes, das mit Eifer und Fleiss die ihm liebgewordene Kunst pflegte« . . . Mit diesem anerkennenden Urteil des Franzosen wollen wir Abschied von den Elzevieren nehmen.

Neben den Geschlechtern der Manutius und Elzeviere verdienen in erster Reihe die Etienne's (auch Estienne) genannt zu werden, die



Abb. 47. Johannes Froben.

im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert in Frankreich während 170 Jahren die Typographie in ganz hervorragender Weise gefördert haben. Das Haupt der Familie, Heinrich Etienne, verwandelte seinen Namen nach der Sitte der damaligen Zeit in das lateinische Stephanus, welcher Name dann von seinen Nachkommen weitergeführt wurde. Er war von 1509 bis 1520 in Paris als Drucker thätig und förderte ungefähr 130 Werke zu Tage, deren Inhalt beinahe aus-

schliesslich theologischer und philosophischer Art war, denn die klassische Litteratur war noch immer die Domäne der Italiener und hatte sich noch nicht den Weg nach Frankreich gebahnt.

Von den siebzehn Mitgliedern dieser grossen Buchdruckerfamilie ist Abb. 25. der Hervorragendste Robert Stephanus, der von 1526 bis 1559 thätig war, anfänglich zu Paris. Er druckte hauptsächlich Elementarbücher für das Studium der alten Sprachen, vor allem aber beschäftigte ihn die Herausgabe der heiligen Schriften in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache. Im Jahre 1532 brachte er eine schöne Ausgabe einer lateinischen Bibel, für die er neue, geschmackvolle Typen Abb. 26. erfand, die lange Zeit als ein Muster von Schönheit galten. Aber diese Bibel zog ihm die Verfolgung der Sorbonne zu, gegen die ihn nur die Protektion des Königs Franz I. zu schützen vermochte; dieser liess ihn das Versprechen geben, ohne Zustimmung der katholischen Fakultät keine religiöse Schriften mehr zu drucken. Darauf wandte er sich den griechischen und römischen Klassikern zu und schuf die wegen ihrer Korrektheit sehr beliebten Ausgaben des Quintilian, Plinius, Justin, Cäsar, Eutrop, Lucan, Ammian Marcellin, Sueton, Herodian, Valerius Maximus, Horaz, Virgil, Juvenal, Eusebius und Dio Cassius, vor allem aber den berühmten „Thesaurus linguae latinae".



Abb. 48. Eines der Druckerzeichen von Johannes Froben. Nach Paul Heitz „Basler Büchermarken bis zum Anfang des XVII. Jahrhunderts", J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel), Strassburg

Als Anhänger der von Deutschland ausgegangenen Glaubensbewegung war er der französischen Geistlichkeit schon lange verhasst und deren Verfolgung ausgesetzt. Als er nun 1545 wiederum eine neue Bibelausgabe erscheinen liess, sah er sein Leben in Paris bedroht und floh deshalb im Jahre 1551 nach Genf, wo er zur reformierten Kirche übertrat, eine neue Offizin gründete und bis zu seinem Tode im Jahre 1559 noch eine Menge vortrefflicher Werke druckte. Sein Sohn Henricus Stephanus setzte das Geschäft fort, geriet aber in Geldverlegenheiten und nahm eine jährliche Unterstützung der Augsburger Fugger an, wofür er sich bis 1568 auf seinen Drucken als „Jll. viri Hulrichi Fuggeri typographus" bezeichnete. Er setzte den Thesaurus seines Vaters fort und liess ihn 1572 in neuer Auflage erscheinen. Mit Ausnahme seines Sohnes, Robert II., der ihm nachfolgte, reichen die übrigen Mitglieder des Geschlechts nicht an die Bedeutung von Robert und Henricus heran; der letzte, Robert III., starb 1674, achtzig Jahre

alt, erblindet, im Hôtel-Dieu in Paris. Die Leistungen dieser ausgezeichneten Familie hat der bekannte Bibliograph A. Renouard in seinen „Annales de l'imprimerie des Etiennes", Paris 1838, vortrefflich geschildert; auch Mittaire's „Historia Stephanorum", London 1709, ist bemerkenswert, und der griechischen Type der Etiennes hat Bernard ein besonderes Werk gewidmet: „Les Etiennes et les types grecs de Francois I." Paris 1856.



Abb. 49. Sebastian Gryphius.

Von den schönen Ausgaben der berühmten Druckereien aus den verschiedenen Jahrhunderten sind die Erzeugnisse der Aldus und der Elzeviere beinahe die einzigen, von denen Sammler allenfalls noch Kollektionen bilden. Und doch verdienten auch die Etienne's, sowohl wegen des litterarischen Wertes, wie der Schönheit ihrer Drucke halber, eine solche Huldigung. Vielleicht bringt man ihnen später einmal den Zoll der Dankbarkeit dar, und steigen dann auch wieder die gegenwärtig sehr niedrigen Preise derselben zu den höheren Werten, die sie eigentlich niemals hätten einbüssen sollen.

In England geniesst neben den bisher genannten berühmten alten Buchdruckerfamilien der erste Buchdrucker Englands das grösste Ansehen: William Caxton. Caxton (geboren 1421, gestorben 1491) erhielt bei einem reichen Kaufmann in London eine gute Ausbildung in allen Zweigen des Handels. Im Jahre 1442 wurde er als dessen Agent nach den Niederlanden gesandt, lebte seit 1450 in Brügge und zeichnete sich durch seine Gewandtheit so aus, dass König Eduard IV. ihn beauftragte, einen Handels-



Abb. 27 bis 29.

Abb. 50. Druckerzeichen des Sebastian Gryphius.

vertrag mit dem Herzog Philipp von Burgund abzuschliessen. Nach 1468 erscheint er im Gefolge Margareta's von York, der Schwester Eduard's und Gemahlin Karl's des Kühnen, und übersetzte auf deren Veranlassung seit 1469 die damals sehr beliebte Sagensammlung



Abb. 51. Hans Lufft, Luthers Bibeldrucker, gestorben zu Wittenberg 1584, 89 Jahre alt. Nach dem Bildnis in der Roth-Scholtze'schen Sammlung von Buchdruckerporträts vom Jahre 1726.

des Hofkaplans Raoul le Fevre „Recueil des histoires de Troyes“ in das Englische, übernahm auch 1471 den Druck des Werkes, nachdem er die Kunst wahrscheinlich bei Ulrich Zell in Köln (nach anderen bei Colard Mansion in Brügge) erlernt. Er hatte so viel Freude an der Buchdruckerkunst gefunden, dass er sich einen vollständigen Apparat verschaffte und damit nach England zurückkehrte, wo er in der Westminsterabtei in London die erste englische Druckerei

Vnd Gott sprach/L
die sey ein vnterscheid zw
ste/vnd scheidet das wa
sten/Vnd es geschach a
ward aus abend vnd mo
Vnd Gott sprach/
sondere örter/das man t
Gott nennet das trocker
Meere/Vnd Gott sahe e
Vnd Gott sprach/L
sich besame / vnd fruch
frucht trage/vnd habe
Vnd es geschach also/V
das sich besamet/ein jgl
trugen/vnd jren eigen sa
ner art/Vnd Gott sahe i
gen der dritte tag.
Vnd Gott sprach/
vnd scheiden tag vnd n
jare/vnd seien liecher an
den/Vnd es geschach al
grosliecht/das den tag
re/dazu auch sternen/V
sie schienen auff die erde
deten liecht vnd finsterni
abend vnd morgen der v
Vnd Gott sprach/
bendigen thiern/vnd mi
mels fleuget/Vnd Gott
da lebt vnd webt/vnd v
art/vnd allerley gefidert
sahe es fur gut an/vnd s
ret euch/vnd erfüllet da
auff erden/Da ward au
Vnd Gott sprach/
lichs nach seiner art/vie



Bib

ersten vollst

Nach

Es werde eine feste zwisschen den wassern/vnd
visschen den wassern/Da macht Gott die Fe-
fer hunden/von dem wasser droben an der Fe-
lso/Vnd Gott nennet die Festen/Himel/Da
rgen der ander tag.
Es samle sich das wasser vnter dem himel/an
das trocken sehe/vnd es geschach also/Vnd
/Erde/vnd die samlung der wasser nennet er/
es fur gut an.
Es lasse die erde auff gehen gras vnd kraut/das
ytbare beume/da ein iglicher nach seiner art
seinen eigen samen bey im selbs/auff erden/
nd die erde lies auff gehen/gras vnd kraut/
ichs nach seiner art/vnd beume die da frucht
men bey sich selbs hatten/ein iglicher nach sei
es fur gut an/Da ward aus abend vnd mor-

Es werden Liechter an der Feste des Himels/
nacht/vnd geben/zeichen/monden/tage vnd
der Festen des himels/das sie scheinen auff er-
lso/Vnd Gott macht zwey grosse liechter/Ein
regire/vnd ein klein liecht/das die nacht regi-
nd Gott setzt sie an die Feste des himels/das
/vnd den tag vnd die nacht regirten/vnd schei-
s/Vnd Gott sahe es fur gut an/Da ward aus
ierde tag.
Es errege sich das wasser mit webenden vnd le-
t geuogel das auff erden vnter der Feste des hi
schuff grosse walfische vnd allerley thier/das
om wasser erregt ward/ein iglichs nach seiner
s geuogel/ein iglichs nach seiner art/Vnd Got
egnet sie/vnd sprach/Seid fruchtbar vnd meh
s wasser im meer/vnd das geuogel mehre sich
is abend vnd morgen der funffte tag.
Die erde bringe erfur lebendige thier/ein ig-
ch/gewürm vnd thier auff erden/ein iglichs
A nach

Zeichen/ als der sonnen/vnd mon-den finsternis/ vnd andere wun-der am himel.
Monden/ als die Jar feste/als new monden/vol mon-den etc.
Tage/ als die O-stern/ Pfingsten/ etc. vnd bey vns die Quatember/ vnd andere nam-hafftige tage im jar.

Erste Seite des ersten Druckes der
ändigen Bibelübersetzung Luthers aus dem Jahre 1534.
dem Exemplar der fürstlichen Bibliothek zu Wernigerode.

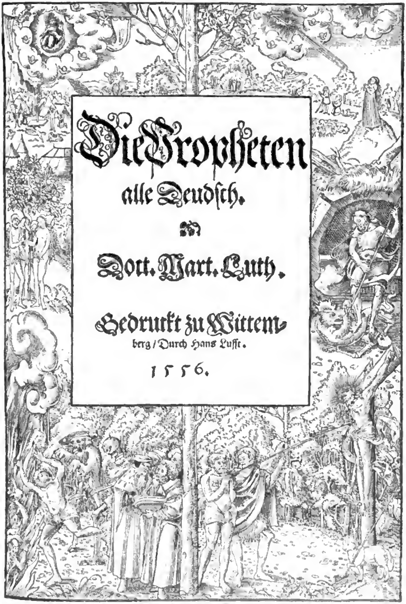


Abb. 52. Luther's Bibel, gedruckt von Hans Lufft, 1556. Titel zu Bd. II.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

errichtete. Das erste aus seiner Offizin 1474 hervorgegangene Buch führt den Titel „The game and playe of the chesse“, es ist eine von Caxton selbst nach dem französischen Texte des bekannten ursprünglich lateinisch geschriebenen Werkes von Jacobus de Cessolis bearbeitete Übersetzung. Caxton war dann bis zu seinem Tode 1491 als Übersetzer und Drucker noch unermüdlich thätig. Wie gross auch sein Verdienst um die Einführung und Verbreitung der Buchdruckerkunst in England ist, so halten seine Werke doch keinen Vergleich mit anderen Drucken seiner Zeit aus.

Caxton's Nachfolger, Wynkin de Worde, der zweite Buchdrucker Englands, war ein geborener Holländer und hiess eigentlich Wynand van Woerden. Er druckte anfänglich, gleich seinem Vorgänger, Ausgaben von Übersetzungen, ging dann aber zu allen möglichen anderen, für Jung und Alt aller Klassen bestimmten Werken über. Auch seine Werke sind, wie die von Caxton, selten geworden und werden heute mit hohen Preisen bezahlt.



Abb. 53.
Lufft's Druckerzeichen.

Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts that sich in Antwerpen eine Druckerei auf, die nicht nur alle zeitgenössischen Druckereien in Holland und Belgien verdunkelte, sondern, der Grossartigkeit der Offizin wegen, allgemein als ein Weltwunder angesehen
Abb. 30. wurde, es war Christoph Plantin (geboren 1514, gestorben 1589). Zu Montlouis unweit Tours in Frankreich geboren, mit Sprachkenntnissen und anderen Wissenschaften ausgerüstet, erlernte er wahrschein-
Abb. 31. lich in einer der berühmten Pariser Werkstätten die Typographie, machte alsdann, um sich darin zu vervollkommnen, viele Kunstreisen, liess sich in Antwerpen, der damals durch Gewerbfleiss und Handel blühendsten Stadt, 1549 als Buchbinder nieder, erregte durch seine künstlerisch schönen Lederarbeiten Aufsehen und eröffnete 1555 eine Buchdruckerei und Verlagshandlung, welche bald einen Umfang erreichte, dem eine ähnliche nicht an die Seite gestellt werden konnte. In allen damals in Europa bekannten Sprachen konnte bei ihm gedruckt werden, denn bei Plantin waren alle Lettern zu finden.

Die Chronik berichtet, dass er mehr als zwanzig Pressen unterhielt und an seine Arbeiter einen täglichen Lohn von über hundert Dukaten auszuzahlen hatte. Er unterhielt mit Deutschland, England, Frankreich, Italien und Spanien einen regen Handelsverkehr und wusste seinen Ausgaben überall Eingang zu verschaffen.

Plantin folgte der damaligen Zeitrichtung und verlegte meistens wissenschaftliche Werke, namentlich auf den Gebieten der Rechtswissenschaft, Sprachkunde, Geschichte und Mathematik. Eines seiner schönsten Werke ist die im Auftrage der spanischen Regierung hergestellte Polyglottenbibel in fünf Sprachen, von 1569 bis 1572 in acht Foliobänden erschienen, über deren Druck der gelehrte spanische Theologe Montanus die Aufsicht führte und die ihm von Philipp II. den Titel eines königlichen „Architypographen" verschaffte. Diese Bibel begründete den Ruhm und den Reichtum seines Hauses.



Abb. 54. Christoph Froschauer.

Seine Drucke gehören jetzt noch zu den typographischen Meisterwerken, sie zeichnen sich ebenso durch äussere Eleganz der Typen und des Papieres, wie durch Korrektheit aus; die Typen Plantin's halten den Vergleich mit denen seiner Zeitgenossen Aldus Manutius und Heinrich Stephanus vollkommen aus. Seine Cursivschrift ist besonders elegant und nicht der Schreibschrift so ähnlich, wie die Aldiner. Die Antiqua ist etwas derb und breit, jedoch für das Auge gefällig, leicht lesbar und den Schriften des Stephanus vollkommen ebenbürtig.

Plantin liess seine Drucke von Gelehrten ersten Ranges korrigieren, Männer wie der berühmte Cornelius van Kiel (auch Kilianus), Pulman, Giselinus, Joh. Gubernator u. a. waren für ihn thätig. Er pflegte die durchgesehenen und verbesserten Bogen auch noch vor seiner Thür auszuhängen und jedem, der noch einen Fehler darin entdeckte, eine Belohnung zu zahlen. Aber mehr noch, als seine klassischen Ausgaben, verschafften ihm die mit Illustrationen versehenen Werke Ruhm, er übertraf darin alle Zeitgenossen. Die Zahl seiner Verlagswerke beträgt über 1500, wofür er ungefähr 1000 Kupferstiche und 10000 Holzschnitte hatte anfertigen lassen.

Das erste, 1555 von Plantin angenommene Druckerzeichen war ein Baumstamm, um welchen sich ein Weinstock schlingt mit zwischen den Zweigen herabhängenden Trauben. Ein Weinbauer ist damit beschäftigt, die schlechten Zweige abzuschneiden, als Umschrift liest man: „Excerce imperium et ramos compesce fluentes.“ Von 1558 an wählte er ein anderes Druckerzeichen, das ganz seiner Persönlichkeit entsprach: eine Hand
Abb. 32 u. 33. mit einem ausgespannten Zirkel und der Devise: „labore et constantia.“



Abb. 55. Ältestes Druckerzeichen des Christoph Froschauer, 1521. Nach Paul Heitz „Die Zürcher Büchermarken bis zum Anfang des XVII. Jahrhunderts“, Fäsi & Beer, vorm. S. Höhr, Zürich.

Als Plantin sich 1582 in Leyden häuslich niederliess, um nach langjähriger fleissiger Arbeit Ruhe zu finden, übergab er das Geschäft in Antwerpen seinem Schwiegersohne, dem gelehrten Franz Raphelingius (auch Ravelingen). Bei seinem Tode im Jahre 1589 hinterliess er drei verschiedene Geschäfte, in Antwerpen, Leyden und Paris, die von seinen drei Schwiegersöhnen Raphelingius, Jan van Moerentorf (bekannter unter dem Namen Moretus) und Gilles Beys noch eine Zeitlang fortgesetzt, aber nicht auf der früheren Höhe erhalten wurden. Die Firma Plantin-Moretus ist erst in unserer Zeit erloschen, im Jahre 1876, als die Familie das Geschäftshaus mit allen darin enthaltenen Einrichtungen und Sammlungen für 1 200 000 Francs an die Stadt Antwerpen käuflich überliess. Diese hütet jetzt das „Musée Plantin“ als eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Keine andere Stadt der Welt hat ein so wohl erhaltenes, so reich ausgestattetes Patrizierhaus aus dem Mittelalter aufzuweisen, dessen hochinteressante Sammlungen in verschiedener Hinsicht, namentlich aber für die Entwickelungsgeschichte der Buchdruckerkunst, von der höchsten Bedeutung sind.

Neben Plantin und den Elzevieren verdienen auch die Blaeu's*),

*) P. J. H. Baudet, Leven en werken van W. J. Blaeu. Utrecht 1871. 8.

die von 1618 bis 1672 in Amsterdam thätig waren, eine ehrenvolle Erwähnung. Sie erwarben sich besondere Verdienste durch die Herausgabe prachtvoller Atlanten und Karten, die heute noch sehr gesucht sind und teuer bezahlt werden.



Abb. 56. Jüngeres Druckerzeichen des Christoph Froschauer von 1531.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

Der Begründer des Geschäfts, Willem Janszoon Blaeu, wurde 1571 in Alkmaar, oder Uitgeest in der Nähe von Alkmaar, geboren; er muss schon sehr jung in Amsterdam Handel getrieben haben, denn P. C. Hooft schreibt an Hugo Grotius am 29. Oktober 1616 einen Brief, worin er Blaeu als Drucker und Verleger empfiehlt. Auf einer Abb. 34. Abb. 35.

Reise war er in Dänemark mit dem gelehrten Tycho Brahe bekannt geworden und vertiefte sich mit diesem in das Studium der mathematischen Wissenschaften, namentlich der Himmelskunde, auch erwarb er tüchtige Kenntnisse in der Länder- und Völkerkunde, wie in der Geschichte.



Abb. 57. Ambroise Firmin-Didot (1790—1876). Nach M. Alkan d. Ältere „Les gravures de Portraits en France", Émile Martinet, Paris.

Von seinen Reisen zurückgekehrt, etablierte er sich in Amsterdam als „globen-en kaartenmaker" und zwar so gut vorbereitet, dass seine Ausgaben von vornherein alle bisherigen an Tüchtigkeit und Schönheit der Ausführung weit übertrafen. Der von ihm selbst entworfene und ausgeführte „Zeespiegel" (1623) und sein „Licht der Zeevaert" (1643) waren von hervorragender Bedeutung. Schon zuvor (1618) hatte er einen grossen Erfolg durch die Herausgabe des „Journael van de reys om de wereld van J. Le Maire en G. Schouten" erzielt, ein Werk, das nicht nur in andere Sprachen übersetzt, sondern in Amsterdam selbst von Konkurrenten nachgedruckt wurde. Hugo Grotius nennt Blaeu „den naerstigsten (fleissigsten, betriebsamsten) boeckdrucker van sijnen tijd", die Generalstaaten ehrten ihn durch ein Geschenk von zweihundert Gulden und später durch den Titel „Kaartenmaker der Republiek".

Blaeu beschränkte sich keineswegs auf sein Lieblingsfach allein, er war in verschiedenen Richtungen einer der grössesten Drucker-Verleger seiner Zeit. Neben der grossen Anzahl von Werken über Schiffahrts-

kunde, Astronomie und Mathematik, Atlanten und Karten, die bei ihm und unter seiner persönlichen Mitarbeiterschaft erschienen, widmete er sich ebenso eifrig der Herausgabe der Werke von Hooft, Heinsius, Hugo Grotius, van Baerle und anderer Berühmtheiten. Auch von Vondel hat er Dichtungen gedruckt und verlegt, so dessen Prachtwerk in Folio mit Kupferstichen, die „Herscheppinge“ nach Ovid.

Sein Geschäft war berühmt im In- und Auslande und beschickte die fremden Messen mit glänzenden Erfolgen. Seine beiden tüchtigen Söhne Johann und Cornelius, die er 1633 als Teilnehmer aufnahm, halfen ihrem Vater den lange vorbereiteten kühnen Plan verwirklichen, die Herausgabe eines Weltatlasses, der unter dem Titel „Tooneel des Aertrycx“ im Jahre 1648 zu erscheinen begann und die Grundlage bildete des „Atlas major sive cosmographia Blaviana“, ein Werk von elf Grossfoliobänden, mit prächtigen Titeln, Ornamenten, Wappen und auf die verschiedenen Länder bezüglichen Abbildungen. Die erste vollständige Ausgabe des später so berühmt gewordenen, gegenwärtig noch gesuchten und in schönen Exemplaren sehr teuer bezahlten Atlas erschien 1662 in lateinischer Sprache; eine holländische Ausgabe in neun Bänden erschien 1664 bis 1665, während später noch eine französische und eine spanische Ausgabe, letztere in zehn Bänden, von ihm herausgegeben wurde. Ungefähr gleichzeitig mit der holländischen Ausgabe erschien das „Theatrum civitatum Belgici“ (Groot Stedenboek) in zwei Teilen Grossfolio, eine Sammlung von sorgfältig gezeichneten und dabei schön verzierten Plänen der Städte der siebzehn Provinzen.



Abb. 58. Giambattista Bodoni.

Willem Janszoon Blaeu, der die Grundlagen dieser prächtigen Unternehmungen geschaffen hatte, sollte die Vollendung derselben nicht erleben; er starb 1638, und auch sein Sohn Cornelius wurde bald darauf dem Geschäft plötzlich entrissen, so dass Johann der alleinige Besitzer des angesehenen Handelshauses wurde. Er breitete sein Arbeitsfeld immer weiter aus, legte neben der Buchdruckerei eine Letterngiesserei und Kartendruckerei in so grossem Maassstabe und mit so vortrefflichen Leistungen an, dass König Adolf von Schweden ihn zu

seinem Hofbuchdrucker ernannte und ein französischer Reisender von der Druckerei sagte: „on la tient pour la plus belle de l'Europe.“

Als 1662 der Atlas vollständig wurde, war schon lange festgestellt, dass dieses Werk in der ganzen Welt ein begehrter Artikel war; das spornte Johann Blaeu an, um mit Hilfe von Gelehrten noch allerlei Nebenkarten und Abbildungen hinzuzufügen. So wuchsen einige Exemplare zu einer grossen Zahl von Bänden an und vermehrte sich ihr Wert, je nachdem sie durch Umfang und farbige Handmalereien von Künstlerhand „Unica“ wurden. Es wird erzählt, dass die Erzherzogin von Toscana ein aus Amsterdam stammendes Exemplar mit 30000 Gulden bezahlte.*)



Abb. 59.
Geheimer Oberhofbuchdrucker Rudolf von Decker.

Im Jahre 1672 zerstörte ein heftiges Feuer die Gebäude, Magazine und Druckereien, ein grosser Teil des Inhaltes ging rettungslos verloren. Johann Blaeu starb ein Jahr darauf, sein Geschäft zwei Söhnen hinterlassend. Von diesen ging die Firma an Johannes van Keulen über und wurde dieselbe noch bis vor wenigen Jahren als Buchhandlung für Seefahrtskunde unter der Firma Wed. G. Hulst van Keulen in Amsterdam fortgesetzt.

Die holländischen Druckereien haben sich auch im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert immer auf einer achtungswerten Höhe gehalten, wenn auch der Ruhm der Elzeviere, Plantin's und Blaeu's nicht wieder erreicht wurde. Dem Geschlechte der Waesberghe's z. B. hat Ledeboer eine vortreffliche Monographie gewidmet.*) Die Van Waesberghe's (auch van Waesberge, van Waesbergen) waren lange Zeit hin-

*) A. C. Kruseman, Aanteekenigen betreffende den boekhandel in Nord-Nederland in de 17. en 18. eeuw. Amsterdam 1893. 8.

*) A. M. Ledeboer, Het geslacht van Waesberghe. Een bijdrage tot de geschiedenis der boekdrukkunst en van den boekhandel in Nederland. 2. uitg. 's Gravenhage en Utrecht. 1869. 8.

durch thätig. Der Erste, Jan, betrieb seine Druckerei von 1557 bis 1589 in Antwerpen und siedelte dann nach Rotterdam über. Von diesem Abb. 36 bis 38. Stammsitz des Geschlechts ging im Laufe dreier Jahrhunderte die achtbare Zahl von achtundzwanzig Nachkommen aus, von denen sechzehn in Rotterdam blieben, neun in Amsterdam, einer in Utrecht, einer in Breda und einer in Danzig sich niederliessen, alle als Buchdrucker in hervorragender Weise thätig. Der bedeutendste ist Joannes Janssonius van Waesberghe, der von 1651 bis 1681 in Amsterdam als Drucker, Verleger, Buch- und Kunsthändler thätig war. Er hatte einen bedeutenden



Abb. 60. Textillustration des „Terentius". Herausgegeben von Trischel von Lyon, 1493. Stellt den mit Schreiben beschäftigten Verfasser dar.

Verlag, Hunderte von Erzeugnissen der Pressen der Firma wetteiferten mit denen der Elzeviere und Blaeu's und verkündeten den Ruhm der holländischen Gelehrsamkeit, wie z. B. „Vossius' Etymologicum linguae latinae", Hugo Grotius' „de jure belli", G. Brandt's „leven van de Ruiter", Vauban's „manière de fortifier", van Hoogstraten's „Groot woordenboek" in zehn Foliobänden u. a., die von grossem Unternehmungsgeist zeugen.

Eine ähnliche langandauernde Thätigkeit entwickelte auch das Geschlecht der Enschedé's in Haarlem. Diese angesehene Druckerfamilie, mit ihrer reichen Vergangenheit von beinahe zwei Jahrhunderten, lebt und blüht heute noch in ihrer sechsten Generation kräftiger als je. Nach

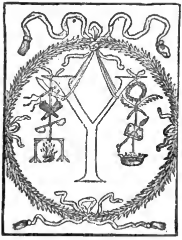


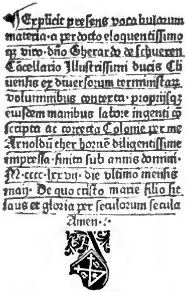
Abb. 61. Initial aus der Inkunabelnzeit.

Abb. 39.

dem Erlöschen der Elzeviere giebt es in der Geschichte der holländischen Buchdruckerkunst kein anderes Geschlecht, das so viele talentvolle, tüchtige Männer aufzuweisen hätte, als die Enschedé's. Der Stammvater Isaak Enschedé, 1681 in Haarlem geboren, errichtete dort 1703 eine Druckerei und kaufte eine der ältesten Zeitungen, die überhaupt existieren, den seit 1656 erscheinenden „Haarlemer Courant", der heute noch in derselben Druckerei gedruckt wird und immer noch eins der in Holland am meisten gelesensten politischen Blätter ist.

Abb. 40.

Die beiden Söhne des Genannten, Izaak und Johannes, fügten im Jahre 1743 der Druckerei eine Letterngiesserei hinzu, deren Grundstock die von Wetstein angekaufte war. Die Stempel dieser altberühmten Giesserei waren grösstenteils von dem bekannten Stempelschneider Fleischmann geschnitten, dazu kauften die Enschedé's noch eine ganze Reihe anderer Giessereien an, so 1780 die der Blaeu's, später auch der Elzeviere u. a. m. Auf diese Weise glückte es den Besitzern, fast alle Originalschriftarten aus der Blütezeit der holländischen Buchdruckerkunst in ihrer Hand zu vereinigen, und diese Sammlung ist durch die späteren Geschlechter immer dem Geschmacke der Zeit entsprechend vermehrt. Fleischmann hatte 1758 für Johannes Enschedé seine grösseste Arbeit begonnen, den Schnitt von Stempeln für den Musiknotendruck, etwa zweihundert Matrizen, um mit daraus gegossenen Typen alle möglichen Musikalien zu setzen. Obschon bereits im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts



Explicit presens vocabulorum
materia a perdocto eloquentissimo
que viro dño Gherardo de schueren
Cācellario Illustrissimi ducis Cli
uensis ex diversorum terminista
voluminibus conserta, propriisque
eiusdem manibus labore ingenti cō
scripta ac correcta Colonie per me
Arnoldū ther hornē diligentissime
impressa finita sub annis domini
M.cccc.lxxvij. die vltimo mensis
maij. De quo cristo marie filio sit
laus et gloria per seculorum secula
Amen.:

Abb. 62. Impressum von Gerard van den Schuerens „Teuthonista", gedruckt von Arnold ther Horne te Keulen, 1477.

die Kunst, Musiknoten auf der Buchdruckerpresse zu drucken durch Octaviano dei Petrucci in Venedig erfunden war, dessen Verfahren 1610 von François Jaques Saleque in Paris sehr verbessert wurde, so bediente man sich doch im allgemeinen für Musikalien der Kupferplatten, da es bislang noch nicht erreicht war, alle vorkommenden Bezeichnungen durch bewegliche Typen wiederzugeben. Dies gelang erst Breitkopf in Leipzig im Jahre 1755, und die von ihm 1756 herausgegebenen „Berlinische Oden und Lieder" gaben der Haarlemer Giesserei die Veranlassung zur selbständigen Herstellung des ersten vollständigen Satzes von Notentypen in Holland, mit dem 1761 die Ausgabe der „Haarlemse Zangen" gedruckt wurde. Die Giesserei und Druckerei von Enschedé in Haarlem hatten damals einen Weltruf und wurden von Fremden als eine Sehenswürdigkeit der Stadt aufgesucht. In neuerer Zeit hat die Firma sich besonders die Anfertigung von Schriften der östlichen Länder, der javanischen, arabischen, indischen u. s. w. Sprachen angelegen sein lassen, und ist dadurch zu neuem Ansehen gelangt. In der gleichen Richtung bewegt sich heute noch die Offizin von Brill in Leyden, welche 1848 aus dem altberühmten Druckergeschlecht der Luchtman's hervorgegangen ist, welche Firma 1683 in Leyden gegründet wurde. Die Enschedé's haben

¶ Tot loue gods eñ tot heyl eñ sa-
licheyt alre kersten menschen soe is
hier voleẏnt dat eerwaerdighe boec
vanden leuen woerden passie verri-
senisse eñ gloriose opuaert ons herē
ihesu xpristi met addicien van scgo-
nen moralen eñ gheestheliken leerin
ghen eñ deuoten meditacien eñ ghe
beden int eynde der capittelen An
derweruen gheprent in die zeer ver
maerde coopstadt Tantwerpen. bẏ
mẏ Claes leeu Int iaer ons heeren
M CCCC lxxxviij. den twintichstē
dach in nouembri. Deo gracias



Abb. 63. Ludolphus de Saxonia, Chartusiensis. Das Leben Christi. Antwerpen 1488. Schlussschrift und Signet des Claes Leeu.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlnng in Berlin.

es sich, solange das Geschäft existiert, angelegen sein lassen, den Beweis zu führen, dass Coster der Erfinder der Buchdruckerkunst vor Gutenberg gewesen sei. Das ist ihnen nun zwar, wie ich schon früher ausführte, nicht gelungen, es hat dies Bemühen aber doch den Erfolg ge-



Abb. 64. Vignette. Gestochen von Baccio Baldini für „El monte santo di Dio". Gedruckt in Florenz, 1477.

habt, dass die Familie eine kostbare Büchersammlung, reich an Inkunabeln, darunter ein bisher unbekannter Donatus und ein Horarium, nebst seltenen Stempeln und Matrizen aus dem fünfzehnten bis siebzehnten Jahrhundert, zusammengebracht hat, eine Sammlung, die leider 1867 wegen Erbteilung zur Versteigerung kam. Eine bei Gelegenheit

der Feier des hundertundfünfzigjährigen Bestehens der Giesserei im Jahre 1893 veröffentlichte Festschrift*) ist leider von den Geschäftsinhabern nicht in den Handel gebracht, sie bietet eine Fülle interessanter Mitteilungen und bildlicher Darstellungen.

INFERNO.



Abb. 65. Illustration aus „Dante" von Bonino von Bononi. Brescia, 1487.

Neben diesen führenden Geschlechtern im Reiche der Typographie, die wir im vorhergehenden kennen lernten, giebt es noch verschiedene, die ebenfalls Ausgezeichnetes in ihrem Beruf leisteten, wenn auch ihre

*) De Lettergieterij van Joh. Enschedé & Zonen. Gedenkschrift ter gelegenheid van haar 150jarig bestaan op 9 Maart 1893. Haarlem 1893. 4.

Verdienste nicht so bahnbrechend gewirkt haben, wie bei den bisher genannten. So war einer der hervorragendsten Männer unter den ersten deutschen Druckern Anton Koberger (auch Koburger, Coberger), geboren 1440, gestorben 1513, der von 1470 bis 1513 in Nürnberg eine Buchdruckerei betrieb und Ausgezeichnetes leistete. Ein Freund der Wissenschaft und Kunst, angesehen, reich und gelehrt, wusste er seinem Geschäfte eine solche Ausdehnung zu geben, dass ihn schon seine Zeitgenossen den „König der Buchdrucker" nannten. In seiner Offizin waren täglich vierundzwanzig Pressen im Gange und über hundert Gesellen als Setzer, Korrektoren, Drucker, Buchbinder, Posselierer und Illuministen beschäftigt. Zugleich Buchhändler, unterhielt er in Nürnberg, Frankfurt a. M., Venedig, Hamburg, Ulm, Augsburg, Basel, Erfurt und



Abb. 66. Buchdrucktitel vom „Theuerdank".

Wien und an anderen Orten offene Geschäfte mit besonderen Faktoren, und liess daneben noch in auswärtigen Druckereien z. B. in Basel bei Johann Amerbach und in Lyon bei Jakob Sacon für seinen Verlag drucken. Er selbst verwendete als Drucker beinahe ausschliesslich die gotische Type und legte einen ganz besonderen Wert auf Illustrationswerke, für die er die tüchtigsten Holzschneider anstellte. Korrektheit und Eleganz zeichnen alle seine Werke aus, deren man über zweihundert zählt. Unter seinen Korrektoren waren Männer wie Friedrich Pistorius und Johann Beckenhaub, und von seinen Holzschneidern seien Mich. Wohlgemuth, Albrecht Dürer's Lehrmeister, und Pleydenwurf genannt, die unter anderem eine 1483 in deutscher Sprache er-
Abb. 41. schienene Bibel in Grossfolio illustrierten, die Lichtenberger die schönste
Abb. 42. aller alten deutschen Bibeln nennt, ebenso Schedel's „Weltchronik" vom Jahre 1493, bekannt als die „Nürnberger Chronik" mit mehr als zweitausend Abbildungen; dann Fridolin's „Schatzbehalter oder Schrein der wahren Reichtümer des Heils und ewiger

Seligkeit" vom Jahre 1491 mit 96 Holzschnitten nach Zeichnungen von Michel Wohlgemuth; das Buch enthält deren etwa hundert, Abb. 43 bis 46.



Abb. 67. Theuerdank (Maximilian) in einem Jagdabenteuer.

jedes eine ganze Folioseite gross. Anton Koberger starb 1513, einer seiner Söhne setzte das Geschäft fort, die Firma erlosch aber schon im Jahre 1532. Wer sich für das Leben und Wirken dieses bedeutenden Mannes, der im fünfzehnten Jahrhundert das grösste Verlagsgeschäft von

barbarum ac ſerum legibus ad cultioré uitæ.uſum traductū in formā prouinciæ redegit.

.FINIS.

Hiſtorias.ueteres peregrinaq; geſta reuoluo
Iuſtinus.lege me:ſum trogus ipſe breuis.
Me gallus ueneta Ienſon Nicolaus in urbe
Formauit:Mauro principe Chriſtophoro.

IVSTINI HISTORICI CLARISSIMI IN TROGI POMPEII HISTORIAS LIBER XLIIII. FELICITER EXPLICIT.

:M.CCCC.LXX.

Abb. 68. Lateinische Buchstaben von 1470, die bis heutigen Tages in Gebrauch sind.

europäischem Rufe allein und mit kräftiger Hand führte, näher interessiert, den verweise ich auf die ausgezeichnete Monographie von Dr. Oscar von Hase über die Koberger*), die eine vortreffliche Darstellung des deutschen Buchhandels in der Zeit des Überganges von der scholastischen Wissenschaft zur Reformation enthält.

Neben Koberger sei auch seines ebenso tüchtigen Zeitgenossen Jo-
Abb. 47. hannes Froben (geboren 1460, gestorben 1527) gedacht. Zu Hammelburg in Franken geboren und auf der hohen Schule in Basel ausgebildet war er zuerst als Korrektor in den Offizinen von Johann Amerbach und Hans Petri von Langendorff thätig, und gründete dann 1491 in Basel seine eigene Druckerei. Sein erster Druck war nach damaliger Sitte eine lateinische Bibel, darauf folgte das von seinem Freunde Erasmus von Rotterdam besorgte griechisch-lateinische Testament in Folio, Quart und Duodez, sein Augustin und mehrere andere Kirchenväter und Klassiker. Seine Hauptthätigkeit begann zu der Zeit (1514), als Erasmus nach Basel zog und seine Wohnung im Froben'schen Hause nahm, wo er, mit wenigen Unterbrechungen, bis zu seinem Tode blieb.

*) Oscar von Hase, Die Koberger. 2. neubearb. Aufl. Leipzig 1885. 8.

Froben druckte erst mit vier, dann mit sieben Pressen über dreihundert, meist bedeutende Werke, darunter die erste griechische Ausgabe des Neuen Testaments.

Froben war einer der ersten in Deutschland und der Schweiz, der Geschmack und Genauigkeit der technischen Ausführung mit einer glücklichen Auswahl guter Schriftsteller zu verbinden wusste, bei seinen Drucken wendete er mit Vorliebe die von Aldus Manutius erfundene Form der lateinischen Schrift, sowohl die gerade (antiqua), wie die geneigte (cursiv) an. Seine Druckwerke erregten bei Erscheinen die Bewunderung der Bücherkäufer wegen des von ihm verwandten schönen Papieres und des korrekten Druckes. Froben war aber nicht nur ein tüchtiger Drucker und Verleger, er war zugleich ein tüchtiger Gelehrter. Sein Haus war der Sammelplatz aller gebildeten Männer von Basel und mit vielen auswärtigen Gelehrten stand er in regem freundschaftlichen Verkehr. Sein Freund Erasmus liess bei ihm seine gesammelten Werke in neun Foliobänden erscheinen, und kein Geringerer als Hans Holbein zeichnete und schnitt die Titeleinfassungen und Randverzierungen vieler seiner Bücher. Übrigens erweckte sein Verhältnis zu Erasmus grossen Neid bei seinen Kollegen. Aber nicht nur mit dem Ausflusse dieses Neides, auch mit vielen anderen geschäftlichen Sorgen, insbesondere mit dem Nachdrucke seiner Bücher hatte Froben schwer zu kämpfen. Er verlor sein Leben infolge eines Falles von der Leiter; sein Sohn Hieronymus Froben (geboren 1501, gestorben 1563) hielt das intime Verhältnis zu Erasmus aufrecht, der, wie vorerwähnt, in Froben's Hause „zur Luft“ im Jahre 1536 siebzig Jahre alt starb. Hieronymus druckte später noch im Verein mit seinem Schwager Nikolaus Episcopius (Bischoff) und seinen Söhnen Ambrosius und Aurelius Froben eine Reihe von bedeutenden Werken. Interessante Mitteilungen über die geschäftlichen Verbindungen der Firma enthält das



Abb. 69. Papiermacher. XVI. Jahrhundert. Nach Jost Amman.

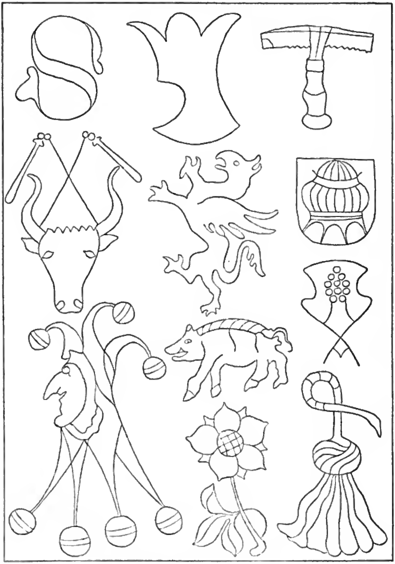


Abb. 70. Ältere Wasserzeichen des Papiers.

in Basel 1881 erschienene „Rechnungsbuch des Froben und Episcopius 1537 bis 1564“. Das Druckerzeichen war eine Taube
Abb. 48. auf einem mit zwei gekrönten Schlangen umwundenen Stabe.

Publij Virgilij marōis opera.



Abb. 71. Titel zu Virgilius, Opera. Strassburg, 1582: „Virgil unter seinen Zeitgenossen."
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

Hier sei ferner ein anderer Deutscher genannt, der gleich Froben
die Gutenberg'sche Kunst im Auslande zur Geltung brachte: Sebastian
Abb. 49. Gryphius (geboren 1493, gestorben 1556). Aus Reutlingen gebürtig,
kam er jung nach Lyon, war dort von 1524 bis 1556 als Drucker thätig,
und gab über dreihundert Werke heraus, herrliche Drucke, wozu er mit
Vorliebe die Aldiner Cursivschrift verwendete. Er druckte hebräisch,
griechisch und lateinisch, wenig aber französisch. Seine berühmtesten
Werke sind der „Thesaurus linguae sanctae" von S. Pagninus
(1529) in hebräischer Sprache, und eine lateinische Bibel in Folio von
1550, diese hat den stärksten Typenschnitt, der bis dahin bekannt war,
Abb. 50. eine scharfe, grosse und gut gerundete Antiqua; sie bildet einen der
schönsten Prachtdrucke, die bis zu jener Zeit von der heiligen Schrift
erschienen sind. Sein Sohn Anton Gryphius setzte das Geschäft
fort und wusste den Ruhm seines Vaters aufrecht zu erhalten.

Man kann nicht von den hervorragenden deutschen Typographen
des sechzehnten Jahrhunderts reden ohne dabei auch des „Bibeldruckers"
Abb. 51. Hans Lufft (geboren 1495, gestorben 1584) zu gedenken. Als ein
wandernder Buchdruckergeselle nach Wittenberg gekommen, wurde er
von dem Prior des dortigen Augustinerklosters, Eberhard Brissger,
bald hierher bald dorthin geschickt, um kleinere Drucke auszuführen,
Abb. 52. bis er 1523 seine eigene Offizin in Wittenberg errichtete. Es ging ihm
anfangs kümmerlich und seine Druckerei nahm erst im Jahre 1534 einen
lebhaften Aufschwung, als Martin Luther ihm den Druck seiner deut-
schen Bibelübersetzung anvertraute, welches Werk er dann 1541, 1545
Beilage II und 1546 in schnell aufeinander folgenden neuen Auflagen drucken musste.
(S. 58/59). Da der grosse Reformator auch seine Haus- und Kirchenpostille und
fast alle seine übrigen Werke bei ihm drucken liess, so hob sich sein
Geschäft zu ungewöhnlicher Höhe und erwarb ihm ein bedeutendes Ver-
mögen. Mit dem Bibeldrucke allein waren viele Jahre lang täglich drei
bis vier Pressen ausschliesslich beschäftigt, und man hat berechnet, dass
in einem Zeitraum von fünfzig Jahren gegen 100000 Bibeln aus seiner
Offizin hervorgegangen seien. Man nannte ihn deshalb den „Bibel-
drucker". Seine Drucke sind nicht reich ausgestattet, aber der Satz ist
sorgfältig, korrekt und sauber gedruckt. Sein Druckerzeichen war ein
von zwei Händen gehaltenes, und von zwei, in die eine Hand beissen-
Abb. 53. den Schlangen umringeltes Schwert mit einem Herzen an der Spitze.

Wie bei Lufft, so bildete in ähnlicher Weise bei einem anderen
Drucker die Bibel den Mittelpunkt der geschäftlichen Thätigkeit, und zwar
Abb. 54. bei Christoph Froschauer (geboren ?, gestorben 1564), der eine
ähnliche Stellung zu den Schweizer Reformatoren einnahm, wie Lufft zu

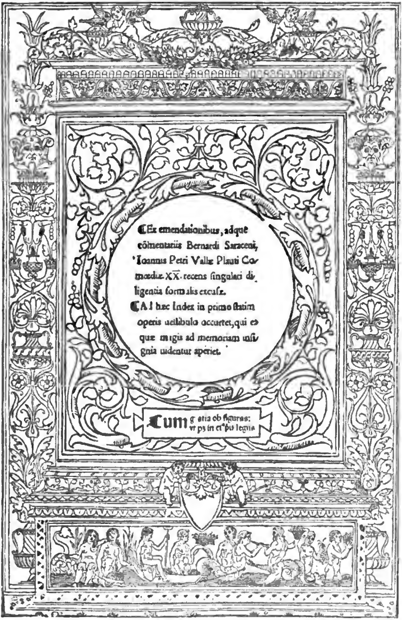


Abb. 72. Titel vom Jahre 1511. Plautus. Comoediae. Venedig.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

Luther. Er stammte aus Neuburg bei Öttingen in Bayern. Über seine Jugendzeit ist nichts bekannt, sein Name kommt zuerst 1519 vor, in welchem Jahre er das Bürgerrecht in Zürich erhielt und auch wohl seine Druckerei errichtet hat. Er entwickelte von da ab eine bedeutende Wirksamkeit, sein Name findet sich stets in Verbindung mit Zwingli's Schriften, die er, der Reformation selbst eifrig zugethan, beinahe alle druckte. Auch ging aus seinen Pressen 1524 bis 1529 die erste in der Schweiz gedruckte Ausgabe der Bibel in Schweizerdeutsch hervor, wie er denn die Bibel, ähnlich wie Hans Lufft, in einundzwanzig verschiedenen Ausgaben in allen Formaten, sechzehn in deutscher und fünf in lateinischer Sprache verlegte; er stattete sie aber besser aus als Lufft und liess besonders die Illustrationen von den besten Künstlern herstellen. Sein Ruf als Bibeldrucker war so gross, dass er von England aus den Auftrag erhielt, die erste Bibel in englischer Sprache zu drucken; sie wurde von Moses Coverdale besorgt und erschien in Folio 1535, nur die Zueignung und das Vorwort sind in London gedruckt, sie ist mit Holzschnitten von Hans Sebald Beham geziert.

Ausserdem druckte er eine Menge vortrefflicher Werke der damals lebenden Reformatoren und anderer Gelehrter, wie Zwingli, Bullinger, Bibliander, Pellikan, Peter Martyr, Leo Jud, Conrad Gesner, Hans Stumpf, Rudolf Gwalter u. a. m. Sein Druckerzeichen hat er mehrfach geändert, immer aber behielt er den Frosch darin bei, in der ältesten Ausführung wird dieser von einem behelmten Knaben geritten, der in der Linken den Zaum, in der Rechten Abb. 55 u. 56. eine Fahne mit der Inschrift Cr. Fr. hält. Die Frankfurter Messe besuchte Froschauer eine lange Reihe von Jahren zweimal jährlich und machte dort mit seinem Verlage vorteilhafte Geschäfte; auch stand er mit den Gelehrten des In- und Auslandes auf freundschaftlichem Fusse und zeigte sich ihnen gefällig, wo er konnte, beispielsweise räumte er ein ihm gehörendes Haus flüchtigen englischen Gelehrten, die sich mehrere Jahre hindurch in Zürich aufhielten, vollständig ein.

An seinem Bruder Eustach und dessen Söhnen Eustach und Christoph hatte er noch bei Lebzeiten treue Gehilfen und nach seinem Tode, 1564, an letzterem einen thätigen Nachfolger. Die Offizin kaufte nach dem Ableben von Christoph im Jahre 1585 Johann Wolf, und diese nämliche ist es, die nach vielen Schicksalen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts an Conrad Orell, den Begründer der heute noch bestehenden Firma Orell, Füssli & Co. in Zürich überging. Die Offizin besitzt heute noch grosse Anfangsbuchstaben von Froschauer's Zeit her.

Die Ritterlich vñ lobwir

dig rayß des gestrengen vñ über all ander weyt erfarnen ritters
vnd Lantfarers herren Ludowico vartomans võ Bolonia
Sagent võ den landen/ Egypto/ Syria võ bayden Arabia
Persia India Vñ Ethiopia võ den gestaltẽ/ sytẽ vñ dero
menschen leben vnd gelauben/ Auch von manigerlay
thyeren vöglen vnd vil andern in den selben landen
seltzamen wũderparlichen sachen/ Das alles er
selbs erfaren vñ in aygner person gesehen hat.



Abb. 73. Titel vom Jahre 1515. Barthoma's (Vartoman's) Reisen. Augsburg, Hans Miller.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

Wenden wir uns den Fortschritten der Typographie im achtzehnten Jahrhundert in anderen Ländern zu, so tritt uns um die Mitte des Jahrhunderts in Frankreich eine Familie von Typographen entgegen, welche sich den Aldus, Giunta's, Plantin's, Elzevieren und Stephanus' nicht nur im Buchdruck würdig anschliesst, sondern die auf die Schriftschneide- und Schriftgiesserkunst bis zu einer vorher nicht erreichten Höhe entwickelt hat. Es ist die Familie Didot, die noch jetzt in der schönsten Blüte der Kraft wirkt, rastlos schafft und die Kunst ihrer grösstmöglichen Vollendung entgegenführt. Das ganze Sein dieser Familie durch alle Generationen ist von einem so edlen Geiste durchdrungen, alles, was sie geschaffen, trägt so sehr den Stempel der Gediegenheit, dass der Name Didot noch lange Zeit als ein Stern erster Grösse glänzen wird.


Lentree de la Royne en sa ville & Cite de Paris, Imprimee par le Commãdemẽt du Roy nostre Sire.

On la vend a Paris en la Rue Sainct Iacques deuant Lescu De Basle, & deuant Leglise de la Magdaleine, A Lenseigne du Pot Casse. Auec Priuilege.

Abb. 74. Verzierter Titel. Gedruckt von Geoffroy Tory. Paris, 1531.

Der Stammvater des Geschlechts ist François Ambroise Didot (geboren 1730, gestorben 1804), Sohn des wenig bekannten Buchdruckers François Didot, der seine Buchdruckerei 1713 in Paris errichtet hatte. In der Offizin seines Vaters gebildet, überflügelte er diesen bald; aus seiner Hand gingen die schönsten Typen hervor, die man bis dahin nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa gesehen hatte. Seine aufrechtstehende lateinische Schrift (antiqua) zeigt ein solches Ebenmaass, solche Zartheit und Schärfe, dass sie den Charakter des Kupferstichs nachahmt, während die früheren Lettern mehr dem Holzschnitt gleichen.

Epochemachend war auch seine im Jahre 1777 gemachte Erfindung



Abb. 75. Titel „Der Alten Weisen Exempel" vom Jahre 1548 mit Holzschnitt: „David mit Bathseba".
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

der Buchdruckerpresse mit einem Zuge, statt der bisher gebräuchlichen zwei Züge. Die Didot-Drucke zeichneten sich stets durch hervorragende Schönheit, Korrektheit des Textes und Gleichheit in der Recht-

6*

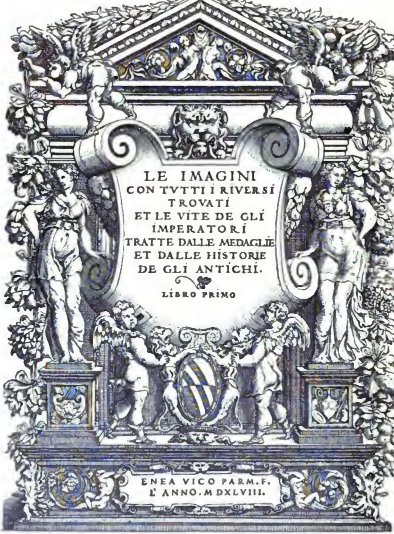


Abb. 76. Titel: Vico „Le imagini degli imperatori" vom Jahre 1548.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

schreibung aus. Bemerkenswert sind von den Unternehmungen die „Collection d'Artois", 64 Bände in 18°-Format, die prachtvollen „Editions du Louvre", Folioformat, der Virgil (1798), Horaz

(1799), Racine, 3 Bände (1801—1805) und Lafontaine's Fabeln. Fr. Ambr. Didot starb am 1. Juli 1804. Sein Bruder Pierre François Didot hatte weniger Verdienste, aber dessen Sohn, Pierre Didot,



Abb. 77. Blattseite aus „Métamorphoses von Ovid" mit Umrahmung und Vignette in Kupferstich. Von Petit Bernardi, 1564.

steigerte inmitten aller Wirren der Revolution die technische Vollendung der Druckwerke bis zu einem Punkte, der in den Annalen der Typographie noch unerreicht dastand. Der vorerwähnte Virgil von 1798, der Horaz von 1799 und der dreibändige Racine wurden von einer

in Paris niedergesetzten Kunstjury für das schönste Erzeugnis typographischer Kunst aller Länder und Zeiten erklärt.

In der Schriftgiesserei verdankt man ihm achtzehn verschiedene Abb. 57. Typengattungen. Sein Bruder Firmin Didot erfand 1795 das Stereotypieren, das er zuerst bei dem Druck von Callet's Logarithmentafeln anwendete; noch zwei andere Didot's, Henri und Jules, haben sich in gleicher Weise um die Entwickelung ihrer Offizin verdient gemacht. In neuerer Zeit sind umfangreiche Meisterwerke aus den Didot'schen Pressen hervorgegangen, z. B. die „Bibliothèque grecque“, 70 Bände, die „Encyclopédie moderne“, 44 Bände, das „Dictionnaire de la conversation et de la lecture“, 21 Bände, die „Nouvelle biographie générale“, 46 Bände, „l'Univers pittoresque“, 66 Bände, u. a. m. Ein staunenswertes Unternehmen in seiner Art ist auch das Didot-Bottin'sche Werk „Annuaire-Almanach du Commerce“, von welchem einige neunzig Jahrgänge vorliegen; es umfasst die Adressen der bedeutenderen Handelsfirmen aller Kulturländer. Das Unternehmen ist jetzt in den Händen einer Gesellschaft, die es mit einem Betriebskapital von $7^1/_2$ Millionen Francs fortführt. Die Firma Didot wurde im Jahre 1896 in eine Kommanditgesellschaft auf Aktien mit einem Betriebskapital von 4 Millionen Francs umgewandelt, an deren Spitze Alfred Firmin Didot und Jos. M. Firmin Didot stehen. Die Druckerei hat sich in letzter Zeit in hervorragender Weise den modernen Illustrationsmethoden zugewandt. So ist das Haus Didot gegenwärtig eines der bedeutendsten Druck- und Verlagsgeschäfte nicht nur von Frankreich, sondern aller Länder der Welt.

Wie die Didot's in Frankreich, so erhob im achtzehnten Jahrhundert Abb. 58. in Italien Giambattista Bodoni (geboren 1740, gestorben 1813) die Buchdruckerkunst zu ungeahnter Höhe. Er gehört noch zu den Künstlern der alten Schule, die durch Geist, Kenntnis und Geschmack in einfacher, aber dabei doch grossartiger Eleganz die Schrift zu verbessern sich angelegen sein liessen. Die Verbesserungen der Neuzeit in der Typographie sind alle mehr oder weniger darauf gerichtet gewesen, das Druckverfahren zu erleichtern, die Schnelligkeit der Vervielfältigung, die Leistungsfähigkeit der Pressen zu steigern, die Fortschritte der Technik, aber weniger die Entwickelung der Schriftkunst zu fördern. Darin sind die alten Meister der Typographie von den jüngeren der Neuzeit nicht überholt. Einer dieser Meister ersten Ranges war Bodoni. Als Sohn eines armen Buchdruckers in Saluzzo in Piemont geboren und schon als Knabe im Holzschneiden geübt, fand er als Setzer in der Druckerei der Propaganda in Rom Beschäftigung und Gelegenheit, sich in fremden Sprachen, nament-



Abb. 78. Titel: „Griso, Künstlicher Bericht" etc. vom Jahre 1580. Augsburg
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

lich den orientalischen, auszubilden. In Parma hatte Herzog Ferdinand im Jahre 1766 neben anderen wissenschaftlichen Anstalten auch eine Druckerei errichtet und ihm die Leitung derselben angeboten. Hier fand sein Talent einen freien Wirkungskreis, und bald erhob er das ihm anvertraute Institut zu einem der ersten dieser Art in Europa und erwarb sich den Ruhm, alles, was seine Kunst früher an prachtvollen Werken geliefert, übertroffen zu haben. In der einfachen Regelmässigkeit suchte und fand er das Prinzip des wahren Schönen sowohl im Schnitt der Typen, als in der Anordnung des Satzes. In der Schwärze der Farbe, der Güte des Papieres und der Gleichheit des Druckes ist er weder von seinen Zeitgenossen, noch von späteren Typographen übertroffen worden.

Die grösste Fertigkeit besass er im Schriftschneiden. Er lieferte allein hundertdreiundvierzig Alphabete Antiqua mit ihren Cursiv und ihren Kapitälchen, welche Alphabete so vom kleinsten bis zum grössten aufeinander folgen, dass die Steigerung kaum sichtbar ist. Die hervorragendsten seiner Drucke sind die Iliade in 3 Bänden (1808) und ein Virgil in 2 Bänden (1793), die Krone seiner Werke aber dürfte das „Vater Unser“ in hundertfünfundfünfzig verschiedenen Sprachen und Typenformen sein, das im Jahre 1806 unter dem Titel „Oratio dominica in CLV linguas versa et exoticis characteribus plerumque expressa“ in Folio erschien. Leider nur haben seine Druckwerke den grossen Fehler, dass sie meist textlich inkorrekt sind. Er starb zu Padua hochgeehrt im Jahre 1813.

Von den englischen Druckern des achtzehnten Jahrhunderts ist noch John Baskerville (geboren 1706, gestorben 1775) zu nennen, der, ursprünglich Schreiblehrer, im Jahre 1750 in Birmingham eine Druckerei errichtete und in seinen Bestrebungen seitens der Universität Cambridge kräftigste Unterstützung fand. Er schnitt für seinen eigenen Gebrauch eine vortreffliche Type, die nach ihm nur von Bodoni und Didot übertroffen wurde, namentlich in der lateinischen Cursivschrift war er ein Meister eleganter Einfachheit. Von seinen Werken schätzt man besonders einen Virgil in Quartformat (1756), ein Neues Testament vom Jahre 1763, nebst Ausgaben lateinischer, englischer (Milton) und italienischer Klassiker. Baskerville war ein englischer Sonderling, er war z. B. ein Feind des äusseren Gottesdienstes, den er in jeder Form für Aberglauben erklärte; auch hatte er die Eigentümlichkeit, sich sein ganzes Druckgerät, bis auf Papier und Schwärze, selbst anzufertigen. Mit seinen Lettern druckte Beaumarchais in Kehl, der sie aus Baskerville's Nachlasse im Jahre 1779 für 3700 £ käuflich erworben hatte, die Prachtausgabe von Voltaire in 70 Bänden.

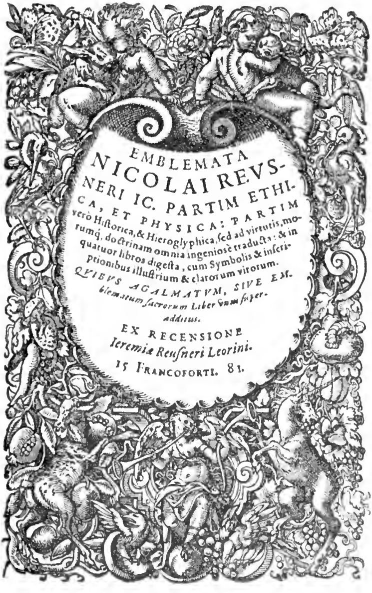
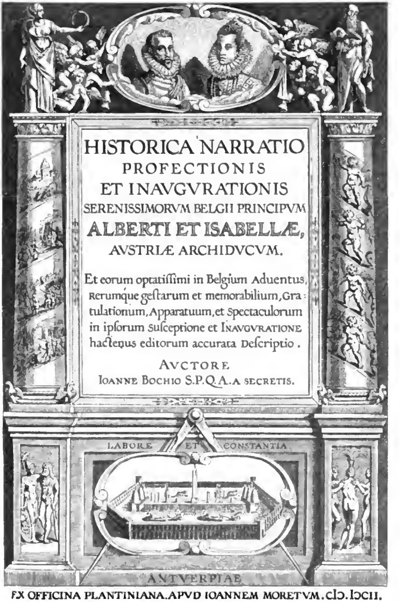


Abb. 79. Titel in Holzschnittumrahmung vom Jahre 1581. Reusner, Emblemata. Frankfurt.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

Unter den Druckern Spaniens im achtzehnten Jahrhundert sehen wir Joaquin Ibarra (geboren 1725, gestorben 1785) hervorragen, der in seiner Druckerei in Madrid als der Reformator der Typographie in Spanien thätig war und die Kunst in seinem Vaterlande auf eine bis dahin nicht erreichte Höhe brachte. Aus seinen Pressen gingen u. a. hervor die Prachtausgabe einer lateinischen Bibel (1780), Mariana's „Historia di Espana“ in 2 Bänden (1780), Cervantes' „Don Quichote“ in 4 Bänden (1780) und eine spanische Übersetzung des Sallust (1772), welche den Infanten Don Gabriel zum Verfasser hatte, sämtlich in Folio, welche Werke noch jetzt den Meisterwerken von Baskerville, Bodoni, Didot u. a. rühmlich zur Seite stehen.

Ich möchte die Aufzählung von Koryphäen der Typographie mit einem hervorragenden deutschen Druckergeschlecht der Neuzeit beschliessen, mit Decker. Die Familie stammt ursprünglich aus Eisfeld in Thüringen. Die erste Presse dieser hervorragenden Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie war 1635 von Georg Decker in Basel errichtet. Ein Nachkomme desselben, Georg Jakob Decker (geboren 1732, gestorben 1799), ging nach Berlin und übernahm dort im Jahre 1755 die Grynaeus'sche Universitätsbuchdruckerei mit derartig gutem Erfolge, dass er 1782 zum Geheimen Oberhofbuchdrucker ernannt und ihm im königlichen Schlosse eine besondere Buchdruckerei eingerichtet wurde. Hier druckte er 1787 bis 1789 die Werke Friedrich des Grossen in 25 Bänden. Von seinen Enkeln, die das Geschäft bedeutend erweitert hatten, wurde 1846 bis 1857 davon eine neue Prachtausgabe veranstaltet: „Oeuvres de Fréderic le Grand“ in 30 Bänden, grösstes Quartformat, mit vielen künstlerischen Beilagen, auf Befehl Friedrich Wilhelms IV. in nur 200 Exemplaren gedruckt.

Eine Seltenheit ersten Ranges ist das bei Gelegenheit der ersten Industrieausstellung in London im Jahre 1851 in der Decker'schen Offizin in nur 80 Exemplaren gedruckte „Neue Testament“, deutsch von M. Luther nach der Ausgabe von 1545, mit Holzschnitten nach Peter Cornelius und Kaulbach in Olifant-Folioformat (Ladenpreis bei Erscheinen 875 Mark pro Exemplar), und Graf Stillfried's Prachtwerk über die Krönung König Wilhelms I. in Königsberg 1861 (1868 erschienen, Ladenpreis damals 750 Mark pro Exemplar). Das sind monumentale Werke, denen so leicht keine andere Druckerei der Neuzeit ähnliche wird an die Seite stellen können. Der letzte Inhaber der Firma, Rudolf
Abb. 59. Ludwig von Decker, geboren 1804, starb 1877. Am 1. Juli desselben Jahres wurden die Decker'schen Grundstücke in der Wilhelmstrasse und die „Geheime Oberhofbuchdruckerei“ an das Deutsche Reich für



HISTORICA NARRATIO
PROFECTIONIS
ET INAVGVRATIONIS
SERENISSIMORVM BELGII PRINCIPVM
ALBERTI ET ISABELLÆ,
AVSTRIÆ ARCHIDVCVM.

Et eorum optatiſſimi in Belgium Aduentus, Rerumque geſtarum et memorabilium, Gratulationum, Apparatuum, et Spectaculorum in ipſorum Suſceptione et INAVGVRATIONE hactenus editorum accurata Deſcriptio.

AVCTORE
IOANNE BOCHIO S.P.Q.A. A SECRETIS.

LABORE ET CONSTANTIA.

ANTVERPIAE
EX OFFICINA PLANTINIANA. APVD IOANNEM MORETVM. CIↃ.IↃCII.

Abb. 80. Titel: „Bochius, Narratio inaugurationis Alberti et Isabellæ. Antwerpen" vom Jahre 1602. Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

die Summe von 6780000 Mark verkauft und am 1. April 1879 mit der „Königlich Preussischen Staatsdruckerei", die ebenfalls am 1. April 1879 für die Summe von 3573000 Mark von Preussen für das Reich erworben war, verschmolzen und aus beiden die heutige „Reichsdruckerei" gebildet. —

Ehe ich dieses Kapitel abschliesse, möchte ich noch einige Mitteilungen machen über die allgemeinen charakteristischen Eigentümlichkeiten, welche das Äussere der Bücher vom fünfzehnten Jahrhundert bis zum Beginn des unserigen kennzeichnen.*)

Die ersten Drucker sahen bekanntlich ihren vornehmlichen Zweck darin, die geschriebenen Bücher zu ersetzen. Die Anlage und Dekoration der Manuskripte war daher in allen Stücken, auch für das Druckwerk maassgebend; wer die früheren Druckwerke verstehen will, muss zunächst die handschriftliche Dekoration und ihre Lage zur Zeit der Erfindung des Buchdrucks ins Auge fassen.

Wir können uns heute nur schwer vorstellen, dass es eine Zeit der Kultur gegeben hat, in der alle Litteratur geschrieben war, wo alle Errungenschaften der Wissenschaft, die Werke der Dichter und Denker
Abb. 60. nur durch den Schreiber vermittelt wurden. Aber der ideale Wert des geschriebenen Buches macht es begreiflich, dass man auch auf die Form, auf Material, Schrift und Zierat, so unsägliche Liebe, Mühe und Sorgfalt verwendet. Fast jede Epoche des Mittelalters hatte ihr Teil dazu beigetragen, um die Kunst der Buchausstattung von Stufe zu Stufe zu heben und zu entwickeln.

Die ältesten Schreiber der ausgehenden Römerzeit hatten zunächst dem Texte jene klare, gleichmässige Gestalt gegeben, die wir bei dem Studium ihrer Schriften bewundern. Während in den ersten Jahrhunderten ausser den rotgemalten (rubrizierten) Überschriften dem Text nur Illustrationen beigegeben wurden, fanden dann die Mönche der irischen Klöster Musse und künstlerische Andacht, um die eigentümliche Bandornamentik germanisch-keltischer Abkunft zu Anfangsbuchstaben, Kopfzeilen, Rändern oder ganzen Seiten in immer neuen Gedulds- und Phantasiespielen zu verarbeiten. Gleichzeitig bildeten die Byzantiner die illustrative Seite des Buchschmuckes weiter aus.

Die Karolingerzeit übernahm die Initialornamentik der Iren und pflegte auch die Illustration auf selbständigen, westeuropäischen Wegen. Neue reizvolle Motive aus seinem Ornamentenschatz brachte der roma-

*) P. Jessen, Vorlesungen über „die Kunst im Buchdruck" gehalten in Berlin 1897 und R. van der Meulen, liefhebberij voor boeken. Leyden 1896. 8.



Abh. 81. Holländischer Titel vom Jahre 1682. Nievhofs, Reize.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

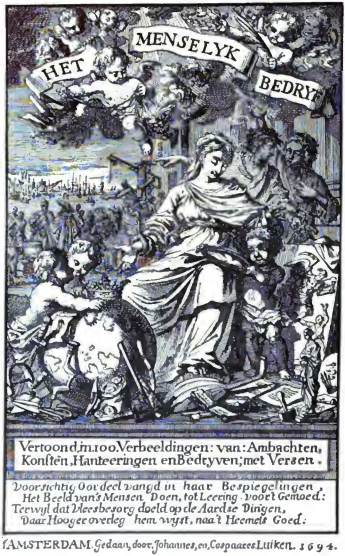


Abb. 82. Holländischer Titel in Kupferstich vom Jahre 1694: Luiken, menschelyk bedryf.

nische Stil. Zierliches Blättergeranke spielt in den Buchstaben und ihren seitlichen Ausläufern, gern sind auch kleine Bilder in die Initialen eingefügt.

Die Gotik führte alle diese Errungenschaften zum höchsten Ziele zusammen. Der Text fest geschlossen, mit kräftigen Buchstaben; die



Abb. 83. Französischer Titel in Kupferstich aus dem XVII. Jahrhundert: Valladier, Metanealogie.

Initialen bildlich oder in feinster Federzeichnung geziert, stehen harmonisch in diesem Textbild über den vorderen Rand, oder rings auf allen Kanten ein anmutiges Spiel reizender Blätter und Spitzen; die Illustra-

tionen in mannigfachen Umrissen in das Seitenbild einbezogen, in Form und Färbung völlig abgestimmt zu allen übrigen Bestandteilen der Seite,

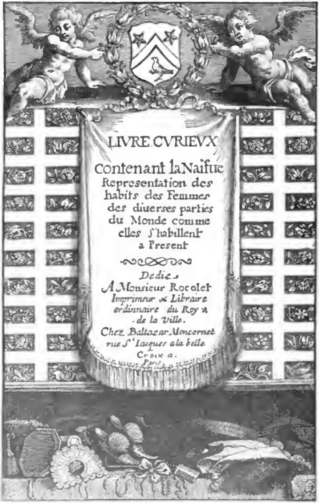


Abb. 84. Französischer Titel um 1660. (Hollar) Livre curieux.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

eine absolute Harmonie der Dekoration und Illustration, der beiden wesentlichen Elemente der Buchkunst, die so oft wie unversöhnliche Gegensätze sich befehden.

In diesem Sinne sind die besten gotischen Manuskripte klassische Vorbilder aller Buchverzierung, es war das grosse Glück der ersten

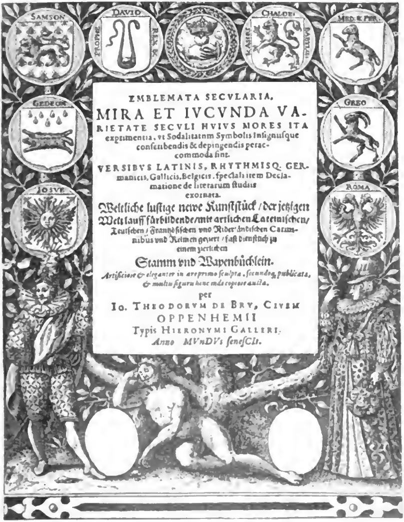


Abb 85. Titel in Kupferstichumrahmung vom Jahre 1611. De Bry, Emblemata secularia. Oppenheim. Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin

Drucker, dass gerade diese Meisterwerke ihre Vorlagen waren. Diese Einheitlichkeit der äusseren Erscheinung in den alten Handschriften ist

um so bewundernswerter, als diese meist von drei verschiedenen Leuten hergestellt wurden, dem Schreiber, dem Miniaturmaler und dem Illustrator.

Dies fanden also die ersten Buchdrucker vor. Ihr Streben ging dahin, das geschriebene Buch zu ersetzen, es in allen Teilen nachzubilden, sie folgten fast sklavisch den Handschriften in der bisher gebräuchlichen Form der Buchstaben, in den Abkürzungen u. s. w. und erst allmählich wurden Veränderungen eingeführt, die zur Bequemlichkeit der Leser dienten. Man beschränkte sich zuerst auf den Textdruck, es fehlen den am frühesten gedruckten Werken die Titel, Anfangsbuchstaben, Signaturen, Seitenzahlen, Namen und Wohnort des Druckers oder Herausgebers und die Jahreszahl.

Alle diese Angaben wurden anfänglich von Schreibern nach beendigtem Druck besorgt. Diese Schreiber hiessen „Rubrikatoren"; sie hatten neben den Kapitel- und Seitenüberschriften u. s. w. auch die Register handschriftlich zu ergänzen.

Solange die Maler, „Illustratoren", die Verzierung des gedruckten
Abb. 61. Textes besorgten, wurde der Raum des Anfangsbuchstaben (Initial) freigelassen; ein kleiner gedruckter Buchstabe (director) giebt dem Maler zuweilen einen Fingerzeig. In der künstlerischen Ausführung dieser Initialen, sowie mit der Verzierung des Randes in farbigen Tinten waren die „Illuminatoren" des fünfzehnten Jahrhunderts durchaus bemüht, dem gedruckten Werke den Charakter der Handschrift zu wahren, dabei wurden oft wahre Kunstwerke der Handmalerei geliefert, mit Vorliebe in roter und blauer Farbe.

Die Anzahl der Druckwerke ohne Jahreszahl aus dem fünfzehnten, selbst noch aus dem sechzehnten Jahrhundert ist sehr gross. Wenn im fünfzehnten Jahrhundert Jahreszahl und Drucker angegeben sind, so findet sich dies stets am Ende des Werkes (das sogenannte explicit, impressum
Abb. 62. oder colophon). Dem impressum folgte gewöhnlich das Druckerzeichen
Abb. 63. (insignum, signet, marque). Dies bestand anfänglich entweder aus dem eigenen Wappen des Druckers oder aus dem Städtewappen, auch einer willkürlichen Handelsmarke und (nach 1500) eines Sinnspruches. Diese Druckerzeichen sind von Wichtigkeit und ich werde darauf später noch besonders zurückkommen. Die übrigen vorgenannten Ergänzungen wurden im Druck erst seit ungefähr 1480 vorgenommen.

Für die Signaturen, die den Zweck haben, die Reihenfolge der Druckbogen festzustellen, wurden anfangs nur Buchstaben benutzt, erst im sechzehnten Jahrhundert, und da nur selten, bemerkt man an deren Stelle arabische Ziffern. Für die Paginierung, oder besser gesagt

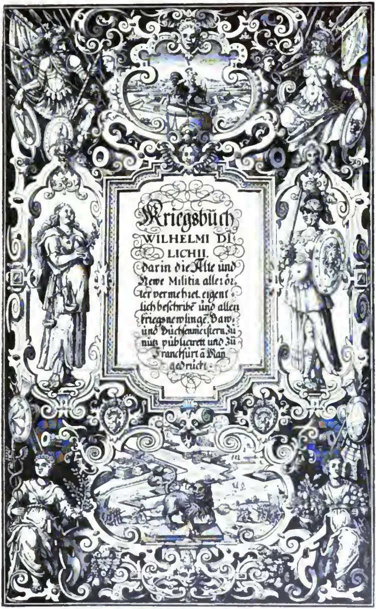


Abb. 86. Deutscher Titel vom Jahre 1689. Dilichii, Kriegsbuch. Frankfurt.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

die Blattzahlen, denn man fing erst in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts an beide Seiten des Blattes zu zählen, nahm man römische Ziffern; arabische Ziffern wurden hierfür erst 1489 gebraucht. Kleinere Werke von wenigen Bogen wurden noch das ganze sechzehnte Jahrhundert hindurch häufig ganz ohne Seitenzahlen gelassen.

Die Gewohnheit, mit dem Texte des Werkes auf der Rückseite (verso) des ersten Blattes zu beginnen, so dass die Vorderseite (recto) beschrieben werden konnte, oder auch das ganze erste Blatt frei (blanco) zu lassen, führte zu den selbständigen Titelseiten oder Titelblättern. Anfänglich waren die Titel ganz kurz, aus wenigen Worten bestehend, und in eine oder ein paar Zeilen gefasst. Später, als die Überschriften ausführlicher, und die Autorennamen hinzugefügt wurden, ordnete man die Titel mit Vorliebe in die Form eines Dreiecks mit der Basis nach oben, ohne dabei auf eine ordentliche Verteilung und Abkürzung der Zeilen zu achten. Rot gedruckte Zeilen in den Titeln kommen schon früh vor, der erste ganz rot gedruckte Titel ist von Ulrich Gering in Paris vom Jahre 1470.

Das Format der Werke aus dem fünfzehnten Jahrhundert ist meistens Folio; Quart kommt viel weniger vor, Oktav sehr selten, und kleine Formate fast gar nicht. Der Satz ist meistens in zwei Kolumnen auf der Seite geteilt, und wo sich Anmerkungen finden, was in rechtswissenschaftlichen und theologischen Werken häufig vorkommt, so sind diese um den Text herum, und nicht nur unter demselben angebracht. Die weissen Ränder (margines) werden erst im sechzehnten Jahrhundert frei gelassen.

Druckfehlerverzeichnisse (errata) sind den Druckwerken schon frühe beigefügt, obschon Drucker und Verleger sehr bald Gelehrte als Korrektoren in Dienst nahmen. Das erste Druckfehlerverzeichnis schreibt man einem Baseler Druck des Berthold (Rodt von Hanau) in „Gregorii expositio in Jobum" vom Jahre 1468 zu.

In den ersten Decennien nach der Erfindung der Buchdruckerkunst wurden während des Druckes fortwährend noch Korrekturen im Satz vorgenommen, und ganze Seiten und Blätter neu gedruckt. Daraus erklären sich bei Inkunabeln die mitunter vorkommenden Fälle, dass gleichzeitig datierte Drucke eines Werkes in verschiedenen Exemplaren erheblich im Texte voneinander abweichen.

Eine eigentümliche Zugabe bei manchen Werken aus dem fünfzehnten bis zur zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts sind die dem Text vorhergehenden Empfehlungen des Verfassers oder Bearbeiters, mitunter lange Lobgedichte über das Werk, den Verfasser oder den

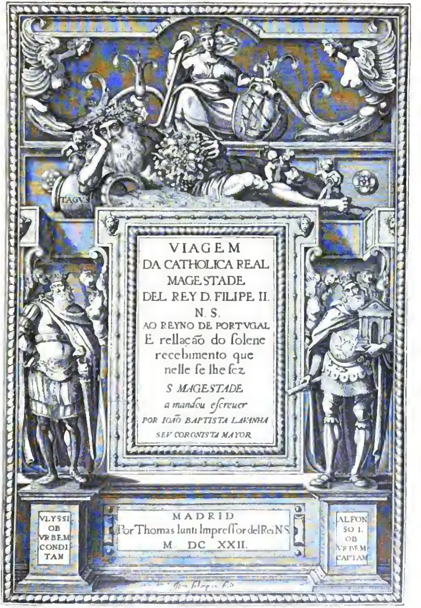


Abb. 87. Spanischer Titel vom Jahre 1622. Lavanha, Viagem del rey D. Filipe II. Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

Drucker. Sie dienten bei dem damaligen Mangel jeglichen kritischen Apparates zur Orientierung für das Publikum. Ausserdem erhielten die meisten Werke eine **Widmung**, durch welche die damaligen Autoren häufig einen Ersatz für das mangelnde Honorar suchten und fanden. Diese Widmungen arteten im Laufe der Zeit zu einem wahren Unfuge aus, unter dem hervorragende Leute, wie Fürsten, und reiche Persönlichkeiten schwer zu
Abb. 64. leiden hatten.

Eine grosse Zahl der ältesten Bücher sind mit **Illustrationen** versehen; vor 1500 kommen Kupferstiche nur selten, meistens Holz-
Abb. 65. schnitte, namentlich in Volksbüchern vor. Mitunter kolorierte man sie, wenn auch nur schlichtweg rot. Bemerkenswert ist die oft vorkommende Gewohnheit, **ein** Porträt oder **eine** Zeichnung in demselben Buche für verschiedene Personen oder Gegenstände zu benutzen.

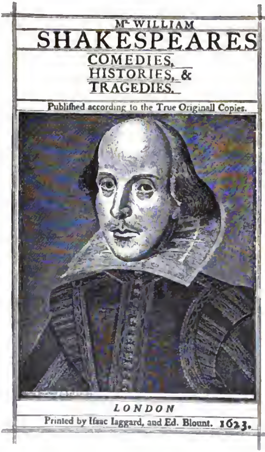


Abb. 88. Englischer Titel in Kupferstich. Shakespeare-Ausgabe vom Jahre 1623

Die **Drucklettern** der ältesten Bücher sind meistens unregelmässig, die ersten Typen haben durchweg das individuelle Gepräge ihres Schriftschneiders, erst gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gewannen sie feststehende beliebte Formen. Unsere ersten Typen stammen von der halbgotischen Mönchsschrift ab. Das richtige eckige Gotisch diente der deutschen Missalschrift als Grundlage, aber die später all-

gemein in Deutschland angewandte sogenannte Frakturschrift ist aus der Theuerdankschrift hervorgegangen. Diese Bezeichnung stammt von dem ersten, mit dieser Art von Lettern gedruckten Buche, dem „Theuerdank“, ein merkwürdiges Rittergedicht des Probstes Melchior Pfinzing zu St. Sebald bei Nürnberg, zur Erinnerung an die Hochzeit Kaiser Maximilian's I. mit Maria von Burgund (1477) veröffentlicht. Das Buch schildert allegorisch alle die Abenteuer, die Maximilian zu bestehen hatte, bis er in den Besitz der Herzogin Maria gelangte. Sein voll-

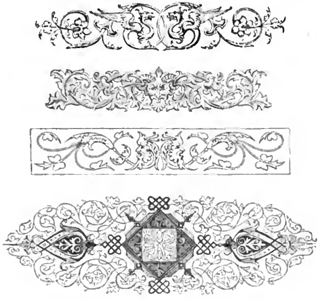


Abb 89. Beispiele von Anfangsvignetten aus dem XVII. Jahrhundert.

ständiger Titel lautet: „Die Geuerlicheiten vnd eins teils der geschichten des löblichen streyt baren vnd hochberimbten helds und Ritter Teuerdannekhs“, auf der Rückseite: „gedruckt Abb. 66.
in der Kayserlichen Stat Nürnberg durch den Eltern Hannsen Schönsperger zu Augspurg“, ohne Jahreszahl aber mit einer vom 1. März 1517 datierten Widmung, 290 Seiten Folio. Diese erste und auch die zweite Ausgabe von 1519 sind sehr gesucht, nicht nur wegen der 118 schönen Holzschnitte nach Zeichnungen von Hans Schäuffe- Abb. 67.
lein, sondern besonders der aussergewöhnlichen Typen wegen, mit denen der Text gedruckt ist, Buchstaben mit langen, vielfach durch-

einander verschlungenen Schnörkeln, die eine hübsche deutsche Schrift bilden, von der Fachleute damals nicht glauben wollten, dass sie mit beweglichen Lettern gedruckt sei.

Noch andere Schriftarten erhielten ihre Namen von den Werken, die damit zuerst gedruckt wurden, wie Cicero, Corpus, Missal und in Frankreich Klein-Augustin. Die halbgotische Schrift wurde später in Holland, England und Frankreich von der Antiqua oder lateinischen Schrift verdrängt.

Abb. 68. Die lateinische oder römische Schrift entwickelte sich in Italien aus der alten Schreibart und wurde zuerst von Wendelin von Speyer (de Spira) in Venedig 1468 angewandt, nach ihm von Nikolaus Jenson ebenfalls in Venedig. Nach Deutschland brachte sie 1472 Günther Zainer in Augsburg, sie diente jedoch bei uns von Anfang an nur für lateinische Werke. In England erhielt sie erst 1550 das Bürgerrecht, bis zu dieser Zeit gebrauchte man dort die halbgotischen blackletters. Auch in Holland wurde sie nicht ohne weiteres angenommen, denn man findet dort bis Ende des sechzehnten Jahrhunderts beinahe ausnahmslos, und auch noch im siebzehnten Jahrhundert vielfach die deutsche Schrift in Gebrauch. Auch die Cursivschrift (italique) stammt noch aus dem fünfzehnten Jahrhundert, sie wurde, wie früher mitgeteilt, von Aldus Manutius in Venedig 1498 erfunden.

Die erste griechische Schrift findet sich in einigen Stellen des 1465 bei Fust und Schöffer in Mainz gedruckten „Cicero, de officiis" und in „Lactantius" von Schweynheim und Pannartz in Subjaco. Diesen Proben folgten aber keineswegs bald andere, man liess vielmehr im Satze den nötigen Raum offen, um die griechischen Worte hineinzuschreiben, oder man druckte sie nachträglich mit in Holz geschnittenen Platten ein. Das erste ganz mit griechischen Typen gedruckte Buch ist die Grammatik von Constantin Lascaris, Mailand 1476. Aber erst Aldus Manutius schuf in seiner Ausgabe desselben Werkes vom Jahre 1495 griechische Lettern, die den berechtigten Anforderungen an eine korrekte Schrift einigermaassen entsprachen.

Die Bücher des fünfzehnten Jahrhunderts zeichnen sich meistens durch einen scharfen, sorgfältigen Druck aus, mit schöner, leuchtender Druckerschwärze, die rote Farbe erscheint glänzend. Obwohl das aus Gewebeabfällen, sogenannten Lumpen oder Hadern hergestellte Papier schon etwa einhundertundfünfzig Jahre vor der Erfindung der Buchdruckerkunst in Europa bekannt war, so wurde für die ersten Druckwerke doch meistens Pergament, wenn auch daneben Papier, benutzt.

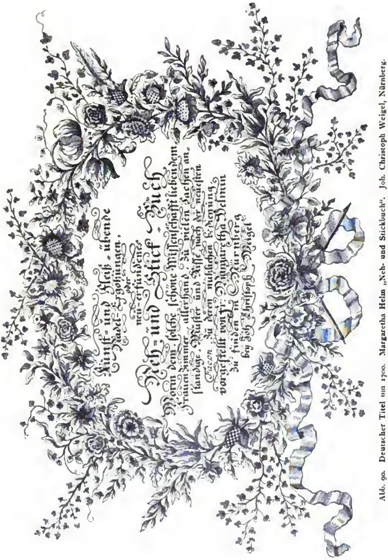


Abb. 90. Deutscher Titel um 1700. Margaretha Helm „Neh- und Stickbuch". Joh. Christoph Weigel, Nürnberg.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

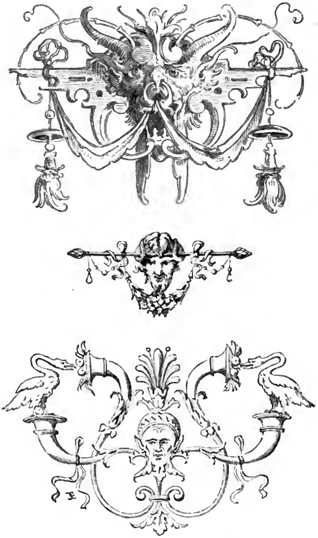


Abb. 91. Beispiele von Schlussvignetten aus dem XVII. Jahrhundert.

Es geschah, um dem Druckwerk auch im Material den bisherigen Charakter des Manuskripts zu wahren, dann aber auch waren die Bibeln, die Gebet- und Schulbücher einer so starken Abnutzung ausgesetzt, dass man das haltbarere, wenn auch teuerere Material bevorzugte. Einige



Abb. 92. Holländischer Titel vom Jahre 1726. Antiquitates Romanorum.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

Worte über die damalige Papierfabrikation möchten hier wohl am Platze sein.*)

Die nach Europa durch die Araber gebrachte Verfertigung des Hadernpapieres fasste mit jenen zuerst in Spanien Wurzel, dann wandte sie sich
Abb. 69. nach Italien. Bei Mailand, Venedig, Florenz, Bologna, Parma, Padua, Treviso, namentlich in Fabriano entstanden Papiermühlen, die nicht allein Italien, sondern bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein fast ausschliesslich Süddeutschland versorgten, während West- und Niederdeutschland ihren Bedarf aus Frankreich und Burgund deckten. Von den westlichen Papiermärkten waren namentlich die in Brügge, Antwerpen und Köln bedeutend. In Deutschland selbst war die Fabrikation wenig entwickelt.

Die Bezugsquellen der Papiere lassen sich aus den Wasser-
Abb. 70. zeichen, d. h. den Fabrikmarken erkennen, die zugleich beachtenswerte Anhaltspunkte für die Zeit des Entstehens undatierter Druckwerke liefern. Doch sind diese Merkmale nicht untrüglich. Einige Wasserzeichen, wie Schiff, Anker, Weintraube, Kardinalshut, Bischofsmütze, gekreuzte Schlüssel, sowie die Wappen von Ländern, Städten und Familien, deuten zwar mitunter auf den Abstammungsort des Papieres hin, sind aber mit Vorsicht aufzunehmen, da z. B. Löwen, Lilien, Kronen und dergleichen in sehr vielen Wappen vorkommen.

Übrigens haben auch für deutsche Druckwerke die Wasserzeichen weniger Bedeutung, weil das Papier in Deutschland erst zur allgemeinen Verwendung zu einer Zeit gelangte, als schon ganz allgemein die Druckorte, Jahreszahlen und Verlegernamen genau angegeben wurden. Die älteste deutsche Papierfabrik scheint die von W. Stromer in Nürnberg gewesen zu sein, für welche im Jahre 1390 mit der Herstellung vertraute Arbeiter aus Italien berufen wurden. Trotzdem sind die ersten Nürnberger Drucke auf italienischem Papier gedruckt, was nicht für die Güte des deutschen Fabrikats spricht. In Augsburg wurde 1468, in Kempten 1477 die erste Papiermühle angelegt. Ein Hauptplatz für die Fabrikation war um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Ravensburg in Schwaben, doch konnte auch dieses Papier keinen Vergleich mit dem des Auslandes aushalten. Das älteste Druckpapier war stark geleimt, kräftig aber hart und verschieden in der Stärke, die rauhe Oberfläche war dem Druck nicht günstig und das Glätten und Satinieren war damals noch unbekannt. Man machte bald die Erfahrung, dass ungeleimtes Papier nicht nur billiger, sondern auch zur Aufnahme der fetten Druckfarbe geeigneter sei, als das geleimte.

*) Lorck, Gesch. d. Buchdr.

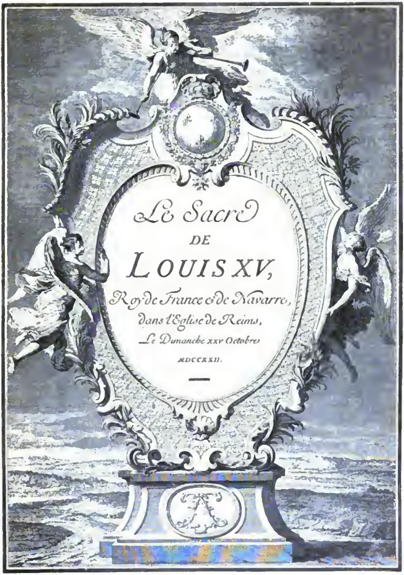
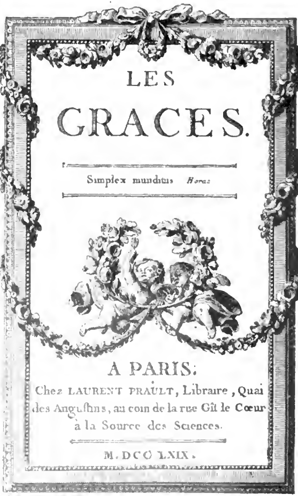


Abb. 93. Französischer Titel vom Jahre 1722. Le Sacre de Louis XV.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

Das sechzehnte Jahrhundert brachte dem infolge der Reformation mächtig aufblühenden Buchdruck bald viele äusserliche Veränderungen.

Das Quartformat tritt in den Vordergrund, gegen Ende des Jahrhunderts fangen auch schon das Oktavformat und noch kleinere an sich zu zeigen.


LES

GRACES.

Simplex munditiis Horat.

A PARIS;

Chez LAURENT PRAULT, Libraire, Quai des Augustins, au coin de la rue Gît le Cœur à la Source des Sciences.

M. DCC. LXIX.

Abb 94. Französischer Titel vom Jahre 1769. Les Graces.

Die Titel druckte man im Anfange des Jahrhunderts, namentlich im Quartformat, beinahe stets in einen breiten Streifen Holzschnittrand, der bald durch eine bessere, hübschere Zusammenstellung von Figuren und Ornamenten ersetzt wurde. Die Einrichtung der Titel näherte sich mehr und

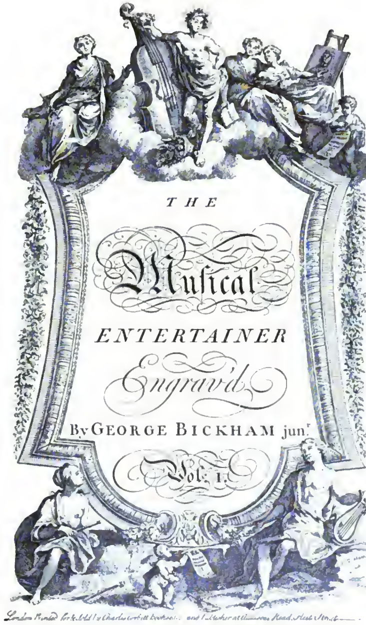


Abb. 95. Englischer Titel vom Jahre 1740. Bickham, Musical entertainer.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin

mehr der heute gebräuchlichen Form; die einzelnen Zeilen druckte man mit verschiedenen Schriftarten, wenn es auch lange dauerte, bis man dabei zu einer guten Einteilung und einer richtigen Gradierung gelangte. Gegen Ende des Jahrhunderts wurden die Titel immer länger und ausführlicher, Autor und Drucker scheinen sich darin zu überbieten, keine weisse Stelle offen zu lassen, man wetteiferte in vielversprechenden, seltsamen, oft unpassenden Titeln. Zur Abwechselung druckte man darin einige Zeilen mit roter Farbe. Ungefähr um 1520 erscheinen zuerst auf
Abb. 71 bis 79. dem Titel, statt wie bisher am Ende des Buches der Name des Druckers, sein Signet, die Jahreszahl und später auch die Adresse des Verlegers. Die Marken, die zuweilen noch am Ende des Buches vorkamen, verlieren ihren einfachen Charakter und gestalten sich zu symbolischen Figuren mit Sprüchen.

Im Anfang des Jahrhunderts druckte man auch schon die Initialen gleichzeitig mit dem Text, doch nicht in einfacher Form, sondern mit vielen, oft übertriebenen Schnörkeleien und Verzierungen. Die sehr grossen wurden auch in Holz geschnitten, oft von berühmten Meistern. Weiter wurden der Kopf der Vorrede, die Widmung, der Anfang und das Ende der Kapitel mit Linien, Vignetten und zahlreichen Arten von Schnörkeln und Ornamenten versehen, die mitunter ohne jeden Zusammenhang aneinander gefügt waren. Erst in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts wurden die Fileten so eingerichtet, dass sie sich zu einem übereinstimmenden Ganzen zusammensetzen liessen und durch Verlängerungsstücke für jedes Format passend gemacht werden konnten. Man benutzte dieselben auch bei einzelnen Werken in kleinerem Format zur Umleistung und Illustrierung aller Seiten um den Text herum.

Das siebzehnte Jahrhundert schuf wieder kleinere Formate, die Oktavausgaben gewannen die Oberhand und in der zweiten Hälfte des
Abb. 80 u. 81. Jahrhunderts wurden diese wieder von den noch kleineren 12mo-, 16mo-,
Abb. 82. 18mo- und 24mo-Formaten verdrängt. Die holländischen Drucker behaupteten hierin den ersten Platz und behielten ihn mit ihren geschmackvollen Ausgaben, bis sie darin im achtzehnten Jahrhundert von den Franzosen überflügelt wurden. Allen Druckern dienten die kleinen zierlichen
Abb. 83 u. 84. Elzevierausgaben als Muster.

In Deutschland wurde damals aus der Fortbildung der Typographie in den Nachbarländern wenig Vorteil gezogen, die deutschen Werke des siebzehnten Jahrhunderts zeigen keine geschmackvolle Ausführung, so
Abb. 85 u. 86. lieferten z. B. die Versuche, die Elzeviere nachzuahmen, ganz ungünstige
Abb. 87 u. 88. Resultate. Nur wenige deutsche Druckereien erhoben sich über das Mittelmässige. Besonders geschmacklos zeigen sich die damaligen deut-



Abb. 96. Italienischer Titel vom Jahre 1783. Viero, Raccolta di 126 Stampe.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin

schen Titel, sie arteten zu vollständigen Abhandlungen aus, gleichzeitig machten die einfachen Druckerzeichen grossen Zeichnungen mit langen Sinnsprüchen Platz.

Eine Eigentümlichkeit der Bücher aus dem siebzehnten Jahrhundert besteht darin, dass sie meistens mit doppeltem Titel versehen sind, der eine in Buchdruck, der andere, voranstehende, in Kupferstich, eine Abbildung von sinnbildlichen, auf den Inhalt des Buches bezüglichen Darstellungen enthaltend. Zuweilen wird auch der gewöhnliche Buchdrucktitel ganz fortgelassen und die Überschrift des Buches auf dem Kupfertitel vermeldet. Dieser Gebrauch stammt aus Frankreich, kam aber auch seit etwa 1620 bei den Holländern oft vor.



Abb. 97. Vignette. Florenz, 1727.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

Abb. 89. Die Initialen behalten noch ziemlich denselben Charakter, sind meistens in Holz geschnitten und verziert, haben aber nicht mehr den grossen Umfang, wie im sechzehnten Jahrhundert. Leisten um die Text-
Abb. 91. seiten und Vignetten am Anfang und Schluss der Kapitel werden noch viel angewendet, einzelne Druckereien wahren sich darin einen besonderen Charakter, wie z. B. die Büffelköpfe als Motiv für Verzierungen bei den Elzevieren sich häufig finden.

Die Holzschneidekunst war im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ganz in Verfall geraten, es herrschte der Kupferstich, der damals fast ausschliesslich für Illustrationszwecke angewandt wurde. Kupferstiche kamen nicht nur als besondere Blätter neben dem Text vor, sondern man findet sie auch in vielen Büchern aus jener Zeit im Text verwendet, wie vorher und später wieder den Holzschnitt.

Das achtzehnte Jahrhundert gestaltete in seiner zweiten Hälfte das Äussere der Bücher sehr günstig um, und gegen Ende desselben

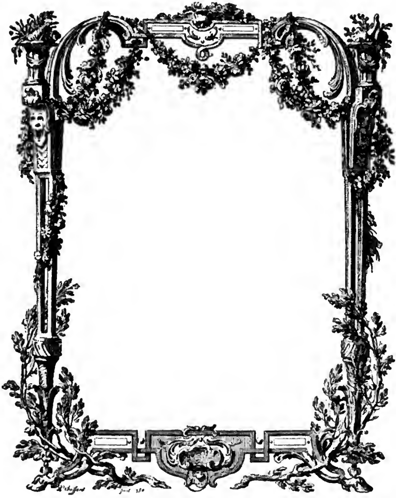


Abb. 98. Umrahmung eines französischen Titels vom Jahre 1758.

nimmt die Herausgabe von grossen Prachtwerken einen bemerkenswerten Aufschwung. Die Schriften werden durch die Didot's erheblich verbessert und in England entwickelt sich aus der Antiqua eine hübsche rundlichere Form. Man bestrebt sich allgemein wieder, geschmackvoll

zu drucken, das kleine Oktavformat und das französische Duodecimo kamen in Aufnahme. Die Druckerzeichen schrumpfen zu einfachen Namenszügen zusammen und verschwinden schliesslich ganz. Die Vig-
Abb. 90. netten auf dem Titel und am Anfang und Ende der Kapitel (en-têtes, fleurons, culs de lampe) wurden zierlich in Kupfer gestochen, die wissenschaftlichen Prachtwerke allgemein mit selbständigen Kupferstichen versehen und diese zuweilen aus der Hand in vortrefflicher Weise koloriert.

Das früher sehr beliebte Rotdrucken der Titel verschwand seit der Mitte des Jahrhunderts, und gegen Ende desselben umgab man die Titelblätter häufig mit hübschen Linien, Blumenguirlanden u. s. w. in Kupfer
Abb. 92 bis 98. gestochen, während zugleich das Papier für Titel und Abbildungen von besserer Qualität gewählt wurde, wie das für den Text. Namentlich die Franzosen haben es im vorigen Jahrhundert verstanden, ihren Büchern durch die Verschiedenheit der Einfassungen und durch reizende Illustrationen ein anziehendes Äussere zu geben.

In unserem Jahrhundert ist das Äussere der Bücher anfänglich dem des vorigen Jahrhunderts ziemlich gleich geblieben. Indessen die Anwendung der Lithographie in ihren verschiedenen Methoden, die Wiederbelebung der Holzschneidekunst seit 1850, die Entwickelung des Farbendruckes, die Einführung der Photographie in das Druckverfahren, die Verbesserungen im Buchdruck durch die Schnellpressen, und wie die verschiedenen Errungenschaften unserer Zeit sonst noch heissen, sie alle haben in wenigen Jahrzehnten ganz gewaltige Umwälzungen in der äusseren Erscheinung der Bücher zur Folge gehabt, Veränderungen, an welche die der früheren langen Zeiträume nicht im entferntesten heranreichen. Wir leben im Zeitalter der täglichen neuen Erfindungen.

Hiermit schliesse ich den allgemeinen geschichtlichen Teil meiner Darstellungen. Wir wollen uns nunmehr mit der Bücherliebhaberei selbst beschäftigen, mit den verschiedenen Richtungen, in denen sie sich bewegt, mit dem Einfluss, den sie auf die Preise, namentlich der älteren Litteratur, ausübt.

DRITTES KAPITEL.

SPECIELLE RICHTUNGEN DER BÜCHERLIEBHABEREI.

Die Bücherliebhaberei entspringt einem Antriebe, der bei jedem Menschen mehr oder weniger zum Ausdruck gelangt. Jedermann, ob alt oder jung, reich oder arm, hat die Neigung, irgend etwas zu sammeln. Je mehr dieser Neigung nachgegeben wird, umsomehr wächst der Eifer, der sich zuletzt bis zur Leidenschaft entwickeln kann. Der Knabe schon sammelt Briefmarken oder Knöpfe, Käfer oder Siegel, wie der Erwachsene Münzen, Kupferstiche oder Porzellan; und der Naturforscher jagt einem seltenen Schmetterlinge ebenso leidenschaftlich nach, wie der Bücherliebhaber der seltenen Ausgabe eines Buches.

In der Bücherliebhaberei haben wir es mit zwei Gattungen von Sammlern zu thun, mit den Bibliomanen und den Bibliophilen. Der Bibliomane ist Sammler aus Leidenschaft, ihn interessieren an einem Buche die rein äusserlichen Eigenschaften, der Einband, die gute Erhaltung, vor allen Dingen aber die Seltenheit des Exemplares; er sammelt kostbare Schätze, ohne sie zu benutzen, lediglich um sie zu besitzen. Wir werden uns später noch mit ihm beschäftigen.

Der Bibliophile will die Bücher besitzen, weil er sie wegen ihres Inhaltes liebt, er schätzt sie mit Überlegung, oft mit Hingebung und Verehrung. Alle guten und schönen Bücher haben ein Anrecht auf sein Interesse, seine Bewunderung; viele kennt er nach ihren inneren Vorzügen und Fehlern, er beschränkt sich nicht darauf, sie nach ihrem Äusseren zu beurteilen, ihr Papier mit den Fingern zu prüfen, die Güte des Einbandes mit Kennerblick zu mustern, Titel und Jahreszahl mit den Angaben von Brunet zu vergleichen, damit er nicht einen unechten Diamant erwirbt, nein, er ergründet ein Buch bis in seine inneren Tiefen, presst den geistigen Saft für sich heraus und stapelt es in seinem Gedächtnis ebenso auf, wie in seiner Bibliothek.

Der Bibliophile achtet typographische Kostbarkeiten, mögen sie auch von den Fortschritten der modernen Typographie überholt sein, doch stets als Ehrendenkmäler der Kunst. Aber häufig ist er ebenso unempfindlich gegen auf Pergament gedruckte Exemplare, gegen seltene Ausgaben, gegen die Arabesken alter Einbände, wie gegen das vornehmste Gewand der neueren Werke.

Er zeigt keine Verachtung gegen das wertlose Konglomerat von Prosa und Dichtung, das sich fortwährend in allen Katalogen breit macht,

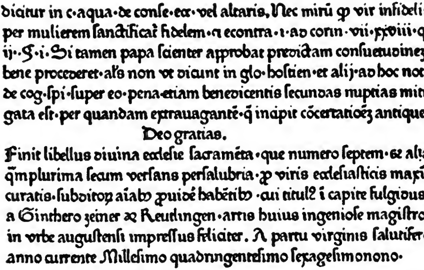

dicitur in c·aqua·de conse·ecc·vel altaris, Nec mirū q vir infidelis
per mulierem sanctificat̃ fidelem·et econtra·i·ad corin·vii·xxviii·q·
ij··§·i·Si tamen papa scienter approbat predictam consuetudinē·
bene procederet·al's non vt dicunt in glo·hostien·et alij·ad hoc not·
de cog·spi·super eo·pena etiam benedicentis secundas nuptias miti=
gata est·per quandam extrauagantē·q incipit cōcertatioēz antique.
Deo gratias.
Finit libellus diuina ecclesie sacramēta·que numero septem·et alia
q̃mplurima secum versans persalubria·p viris ecclesiasticis maxīe
curatis·subditorum aīab9 puidē habētib9·cui titul9 ī capite fulgidus·
a Ginthero zeiner de Reutlingen·artis huius ingeniose magistro·
in vrbe augustensi impressus feliciter. A partu virginis salutifero
anno currente Millesimo quadringentesimo sexagesimonono·

Abb. 99. Inkunabel vom Jahre 1469. Augsburg, Günther Zainer. Nach „Deutsche und italienische Inkunabeln", herausgegeben von der Direktion der Reichsdruckerei zu Berlin.

denn der verständige Bibliophile ist nachsichtig gegen die Schwächen seiner Mitmenschen; aber er gerät auch nicht in Extase über einen Druckfehler, der eine Ausgabe von einer anderen unterscheidet; er betrachtet es nicht wie ein Wunder, wenn sich in einem Exemplare eines Werkes Stellen vorfinden, die in einem anderen Exemplare unterdrückt sind; er ist nicht untröstlich über einen Riss oder einen Wasserfleck im Papier, denn es ist nicht die Art des feingebildeten Bibliophilen, den Ruhm seiner Bibliothek der Ignoranz eines Setzers, der Unaufmerksamkeit eines königlichen Büchercensors oder einem aussergewöhnlichen Zufalle zu verdanken, ihm gilt der innere Wert des Buches mehr als solche Äusserlichkeiten.

ſuſcitacō mortuoꝝ iō dicit xp̄s Jo.
i7.ſi opa nō feciſſem i eis q̄ neō ali⁹
fecit peccatū nō haberent.iō ap⁹.vo/
lens diffinire fidem ait. Fides eſt
ſubſtācia reꝝ ſpandaꝝ argumētū ñ
apparenciū ꝶ° fides eſt ſicut inſtru/
mētū ad ſcandendū videmus natuꝛ
liter ꝙ omnis res habet locū ꝓpum
ad quē naturaliter tendit ſicut gra/
uia deorſuȝ et hoc ex natura graui/
tatis.leuia ſurſū ⁊ h̾ ex natuꝛ leuit̄/
tis mouētur hō cū ſit oim creatura/
ꝝ corpaliuȝ nobilior habet locū ſup
omnia corporalia ad ꝙ̄ locū añ pec/
catum poteras per graciam aſcēdē·
ꝙ̄uis nō poſſet per naturam.ſ; ꝓpt
peccatū gracia fuit ſibi ablata et nō
totaliter ſauciata et ideo ad hoc.ꝙ
poſſet ad locū ꝓpriū remeare idige/
bat inſtrumēto quodā qd̄ nullus per/
ſuam ſapienciam vel vitā potuit fa/
bricare p̄ter criſtū qui fabricatus ē
aurorā et ſolem. ideo omnes quī
ſaluati ſūt per miſterium ipſius xp̄i
ſcȝ per fidem ſaluati ſūt.q̄ qdeȝ eſt
velut ſcala per quā ad celū aſcēda/
tur cōtinens iz. gradus ex iz.arti/
culis per aplōs declaratis.iux̄ num̄·
ꝶ. celoꝝ incipiendo ab aere q̄ dicit
celū vſqȝ ad celū empireū in q̄ duo/
denarius nūerus terminat̄.lateꝛ āt
iſti⁹ ſcale ſūt diuinitas et humaitas
q̄ ſcala fuit per deū et hoiē fabri/
cata ſ; nobis fuit per iz.apoſtolos r̄
uelata Jſta eſt ſcala quā vidit iacob
patriarcha cui⁹ cacumen ptingebat
vſqȝ ad celū cui eciam erat innitus
per quā aſcendebāt angeli et deſcē/
debāt.de qua auguſti⁹ in ſmone de
aſcenſione aſcendamus iā corde.i.ſi

de cū dies ꝓmiſſ⁹ aduenerit ſeqm⁹
in corpore

Decimus fructus ſpūs eſt mo/
deſtia de qua i tractatu de tē/
perācia eſt dictū iō ad pn̄s nihil eſt
dicēdum

Undecimus fructus eſt cōtinē
cia de qua in tractatu de cōſi/
liis ca° de caſtitate dictum eſt·

Duodecimus fructus eſt caſti/
tas de qua ſimiliter in tracta
tu de ↄſiliis caplō d̾ caſtitate dcm̄ ē

Poſt tractatū de fructibus
ſpiritus dicendū eſt de ge/
nerali iudicio. Jſta enim eſt octaua
dyeta a fructibus bonoꝝ opeꝝ veni
re ad iudiciū extremū De genera
li iudicio ꝶ. ſūt generaliter notāda·
ſcȝ ſigna que premittēt̄.ſcripta que
aperientur.v̾ba que dicentur.fcā q̄·
ſequūt̄ Signa que p̄mittēt̄ pēptori/
e citacōnes.ſc̄pta.ſ. libri q̄ apperiēt̄
eīt q̄dā acta et ꝓgreſſ⁹ irritacō et
teſtiū publicacō Uerba que dicēt̄
erūt ſicut quedā ſentencie ꝓmulga/
tio Facta q̄ ſequūt̄ erūt ſicut q̄daȝ
late et ꝓmulgate ſentētencie execu°.
Primo g° precedēt illud iudicium
ut dicit̄ lu.zi.ſigna ſicut q̄dā citacō
peremptoria.que ſigna dicit hiero.
ſe r̄periſſe i hiſtoriis hebreoꝝ Pri
ma die eriget ſe mare i7.cubitis ſr̄
altitudinem mōciū ſtans in loco ſuo
quaſi murus Secūda die deſcē
det ita ꝙ vix videri poterit Ter
cia die piſces ⁊ marine bellue appa
rentes dabūt rugitus vſqȝ ad celū
Quarta die ardebit mare et aq̄
Quinta herbe et arbores dabūt ro
rem ſanguineum Sexta die ruēt
f z

Inkunabel vom Jahre 1474. Köln, Johannes Koehlhoff.

Nach „Deutsche und italienische Inkunabeln“, herausgegeben von der Direktion der Reichsdruckerei zu Berlin.

Das sind die Bibliophilen ersten Ranges, aber nicht alle, selbst von diesen, haben einen weiten Blick und diese Toleranz. Meistens sind die

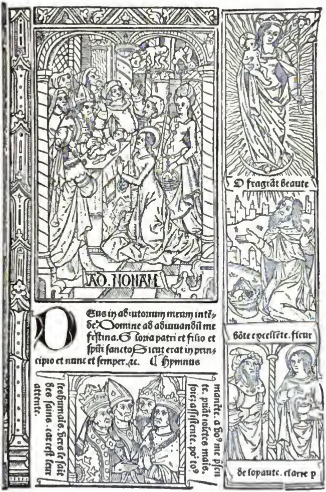


Abb. 100. Illustration aus „Grandes heures“ von Antoine Vérard. Paris, XV. Jahrhundert.

Bibliophilen bestrebt, entweder für die Zwecke eines bestimmten Wissensgebietes eine Bibliothek der besten und brauchbarsten Bücher anzulegen, oder sie beginnen wenigstens specielle Sammlungen in der Absicht, einen wissenschaftlichen Gebrauch davon zu machen. Diese nach bestimmten

Plänen zusammengebrachten Sammlungen gehen dann meistens später in den Besitz öffentlicher Bibliotheken über. Der eine sammelt z. B. Bibelausgaben (Bibliothek in Wernigerode über 3200, die öffentliche Bibliothek in Stuttgart über 7200) oder griechische und römische Klassiker (editiones principes) und andere Schriftsteller; ein anderer sucht Schriften über gewisse Begebenheiten und die gleichzeitig damit erschienenen Schriften, wie über die Erfindung der Buchdruckerkunst, über das Reformationsjubelfest (königliche Bibliothek in Berlin), den dreissigjährigen Krieg (königliche Bibliothek in Dresden) und den deutsch-französischen Krieg von 1870 (königliche Bibliothek in Berlin). Andere Sammlungen beziehen sich auf ganz besondere Gegenstände, wie das Schachspiel (die Bledow'sche Sammlung in der königlichen Bibliothek in Berlin)*), auf bestimmte Persönlichkeiten, einzelne Länder und Orte, oder auf bestimmte Litteraturgebiete (z. B. die Meusebach'sche Sammlung von Schriften über die ältere deutsche Litteratur seit der Reformation in der königlichen Bibliothek in Berlin)**), auf den Altkatholicismus, ja sogar auf die Quadratur des Zirkels u. a. m.

Werke dieser Art werden stets gleichmässig geachtet und geschätzt werden und sich auch auf einer anständigen Höhe des Preises halten, ohne gerade „selten" zu sein; sie sind es namentlich, mit denen sich die vernünftige Bücherliebhaberei stets beschäftigen wird, bei ihnen tritt immer der innere Gehalt mehr in den Vordergrund, wenn auch die Schönheit und Eleganz der Ausstattung wie des Einbandes bei der Preisbestimmung sehr ins Gewicht fallen. Abgesehen aber von solchen Werken unbestrittener wissenschaftlicher Bedeutung werden doch auch von Bibliophilen ganze Gruppen von Druckwerken anderer Art gesucht, die allerdings teilweise schon auf das Gebiet der Bibliomanie hinüberspielen. Mit diesen Gruppen, denn man kann sie sehr wohl in bestimmte Klassen einteilen, wollen wir uns nunmehr näher bekannt machen. Wir begegnen

---

*) Ludwig Bledow, ein berühmter Schachspieler, starb 1846 als Lehrer der Mathematik am Köllnischen Realgymnasium in Berlin; er war der Begründer der Berliner Schachschule, deren Blütezeit in die Jahre 1837 bis 1842 fällt; 1846 gründete er die erste deutsche „Schachzeitung". Seine hinterlassene grosse Schachbibliothek wurde von der königlichen Bibliothek in Berlin angekauft.

**) Freiherr von Meusebach, ein bedeutender Germanist, war Präsident des Kassationshofes in Berlin und starb als solcher 1847 auf seinem Gute Baumgartenbrück bei Potsdam. Er hinterliess eine prachtvolle Bibliothek, in der die deutsche Litteratur des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts ausserordentlich reichhaltig vertreten war; sie kam 1847 durch Kauf an die königliche Bibliothek in Berlin.

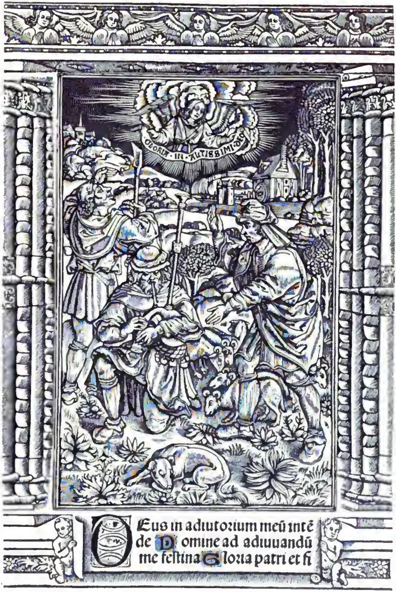


Abb. 101. Heures. Paris, Simon Vostre um 1502. Verkündung der Geburt Christi auf dem Felde.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

Abb. 99 und Beilage III (S. 118/119). da zuerst den Inkunabeln oder Wiegendrucken (vom lateinischen cunabula, die Wiege), auch Paläotypen (Erstlingsdrucke) genannt.*)

Die ersten Anfänge der Druckerkunst, wie die bemerkenswertesten Ausgaben der Hauptstädte Europas, welche unmittelbar nach diesen kostbaren Erstlingswerken erschienen sind, bilden ohne Frage bibliographische Seltenheiten ersten Ranges. Indessen muss man doch auch unter diesen Ausgaben des fünfzehnten Jahrhunderts eine Auswahl treffen, denn keineswegs alle sind gleichwertig kostbar. Man kann die Zahl dieser Werke ungefähr auf 25 000 bis 30 000 schätzen. Die zeitliche Grenze, bis zu welcher sie den Namen Inkunabeln führen, wird verschieden angesetzt, einzelne Bibliographen, wie Maittaire, Panzer und Uffenbach, erweitern den Zeitraum bis 1520, 1526, ja bis 1536; Hain setzt sie in seinem Repertorium bis 1500 fest, dem ich mich in Bezug auf die eben genannte Gesamtziffer der Erscheinungen anschliesse. Die Länge der Zeit und der Vandalismus, namentlich bei der Aufhebung der Klöster und während der Revolutionen früherer Jahrhunderte, haben viele derselben zu

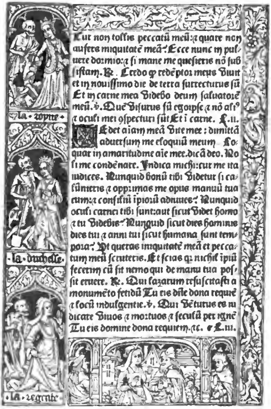

Cur non tollis peccatū meū: & quare non auferes iniquitatē meā? Ecce nunc in pulvere dormio: & si mane me quesieris nō subsistam. R. Credo quod redēptor meus vivit et in novissimo die de terra surrecturus sū Et in carne mea videbo deum salvatorē meū. V. Quē visurus sū egoipse & nō alius & oculi mei cōspecturi sūt Et i carne. L. ii. Tedet aiam meā vite mee: dimittā adversum me eloquiū meum Loquar in amaritudine aie mee. dicā deo. Noli me condēnare. Indica michi: cur me ita iudices. Nunquid bonū tibi videtur si calūnieris & opprimas me opus manuū tuarum: & consiliū impiorū adiuves? Nunquid oculi carnei tibi sunt: aut sicut videt homo & tu videbis? Nunquid sicut dies hominis dies tui & anni tui sicut humana sunt tempora? Ut queras iniquitatē meā et peccatum meū scruteris. Et scias quia nichil impiū fecerim cū sit nemo qui de manu tua possit eruere. R. Qui lazarum resuscitasti a monumēto fetidū Tu eis dñe dona requiē & locū indulgentie. V. Qui venturus es iudicare vivos & mortuos & seculū per ignē Tu eis domine dona requiem. &c. L. iii.

Abb. 102. Heures à l'usage de Rom. Text mit Umrahmung, aus vier Teilen zusammengestellt. Von Pigruchet, für Simon Vostre von Paris, 1488.

*) Das bedeutendste Werk über die Inkunabeln ist Hain's „Repertorium bibliographicum". 2 Bände (4 Teile), Stuttgart 1826—28. Die Firma Sotheran & Co. in London zeigte vor kurzem das Erscheinen eines Supplementes zu diesem Werke an von W. A. Copinger, dem Präsidenten der Bibliographical Society in London, in 2 Bänden. Der erste Band soll etwa

Grunde gehen lassen, was um so eher geschehen konnte, als sie bei Erscheinen meist nur in kleinen Auflagen von 200 bis 300 Exemplaren gedruckt zu werden pflegten.

Die Eigentümlichkeiten der Inkunabeln beruhen darauf, dass die Eigenart der handschriftlichen Bücher noch längere Zeit nach der Erfindung der Buchdruckerkunst durchgeführt wurde, wie wir im vorigen Kapitel gesehen haben.

Für die Sammler werden die Inkunabeln natürlich um so wertvoller, je älter sie sind, ein Jahr macht dabei viel aus; als unbedingt selten sind die bis zum Jahre 1470 oder 1472 gedruckten Werke anzusehen, bei den späteren wird schon mehr der innere Gehalt mit in Betracht gezogen. Vorzüglich geschätzt sind die mit Holzschnitten oder den ersten Proben der Kupferstecherkunst ausgestatteten Werke, namentlich die Bibeln. Man kennt aus dem fünfzehnten Jahrhundert allein etwa hundertvierundzwanzig verschiedene lateinische Bibelausgaben, deren genaue Beschreibung sich bei Copinger*) findet.

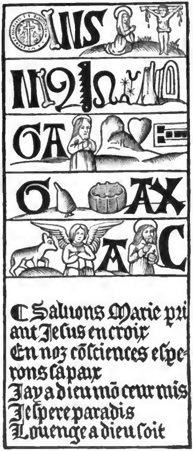


Abb. 100 bis 104.

Abb. 103. Figurenrätsel aus einem Livre d'heures, gedruckt zu Paris. Von Guillaume Godard, 1513.

Neben den Bibeln sind es die französischen Andachtsbücher (Horae, Heures, livres d'heures), für welche hohe Preise gezahlt werden. Sie sind auch deshalb wertvoll, weil die meisten hübsche Proben von Bücherverzierungen enthalten. Die livres d'heures wurden anfänglich nur auf Pergament gedruckt und von den Miniaturisten, von denen die berühmtesten in Paris waren, mit zum Teil grösseren bildlichen Kompositionen, Initialen u. s. w. bemalt.

7000 Berichtigungen und Zusätze zu Hain enthalten, der zweite eine Beschreibung von etwa 6000 Werken, die Hain unbekannt geblieben. Band I ist inzwischen erschienen.

*) Copinger, Incunabula biblica. London 1892. 8.

Diese Abbildungen haben in der Regel Bezug auf irgend ein Ereignis in dem Leben der Jungfrau Maria oder des Erlösers. Der Text enthält meistens ausser den eigentlichen Betstunden (horae intermeratae beatae Mariae Virginis) einen Kalender, Gebete, die sieben Busspsalmen, die Litaneien der Heiligen, die Stationen der Leiden Jesu und die Vigilien des Todes. Der Druck des ersten datierten französischen livre d'heures wurde 1487 von Antoine Verard in Paris ausgeführt.

Abb. 105. Auch in Holland sind schon vor 1500 viele Ausgaben der „Ghetidenboecxens" erschienen (Ausgabe van der Meer in Delft von 1480, van Woerden in Leyden von 1494 u. a.), aber die holländischen können in der Schönheit der Ausführung mit den französischen Ausgaben nicht wetteifern.

Die farbigen, in byzantinischer Manier auf Goldgrund gemalten Bildchen der livres d'heures machen noch heute einen brillanten Eindruck. Später suchte man diese Miniaturmalerei, soweit das ohne Farbe möglich war, durch Holzschnitte zu ersetzen, und schon um 1488 hatte man es darin so weit gebracht, dass diese Andachtsbücher, dem verfeinerten Geschmack des Publikums angepasst, auf der Buchdruckerpresse allein hergestellt wurden.

Die hübsche Ausführung dieser Gattung von Büchern und ihr billiger Preis — billig im Vergleich mit den Summen, die man früher für mit der Hand kolorierte Gebetbücher zahlte — hatten einen grossen Absatz derselben zur Folge. Aus den verschiedensten Ländern und Städten kamen Bestellungen darauf nach Paris, wodurch der dortige Buchdruck und die Holzschneidekunst grossen Aufschwung nahmen. Aber die Massenfabrikation dieser Horae beeinträchtigte später die Güte der Ausführung sehr. Die Feinheit der Vignetten in einigen der ersten und besten von französischen Pressen gelieferten Ausgaben lässt an Reliefschnitt in Metall denken, was durch den Buchdrucker Jan Dupré (1488) Bestätigung findet, der von Vignetten „imprimés en cuyvre" spricht. Wie hoch diese Breviere von unseren Sammlern geschätzt werden, erhellt aus dem Umstande, dass die Preise derselben gegenwärtig etwa fünfzigmal so hoch sind, als im Anfang unseres Jahrhunderts.

Ich möchte hier noch ein anderes epochemachendes Buch aus der Inkunabelnzeit anführen, allerdings ganz anderer Art: „Das narren
Abb. 106 bis 108. schyff" von Sebastian Brant, ein merkwürdiges Volksbuch, dessen erste, ursprünglich deutsche Ausgabe 1494 bei Bergmann von Olpe in Basel erschien, der bald lateinische, französische und englische Ausgaben folgten. Diese sonderbare, vielleicht die erste gedruckte humoristische Dichtung fand bei Erscheinen und noch lange nachher in den



Abb. 104. Heures. Paris um 1502. Titel mit dem Signet des Simon Vostre.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

weitesten Kreisen grossen Absatz, und die hundertvierzehn eigenartigen, zwischen eine grosse Anzahl abwechselnder Randverzierungen in den Text gedruckten Holzschnitte machen das Werk immer noch zu einer von Liebhabern sehr gesuchten Seltenheit. Eine von Karl Simrock in unser heutiges Hochdeutsch übertragene Ausgabe mit allen Illustrationen des ersten Druckes erschien 1872 bei Fr. Lipperheide in Berlin.

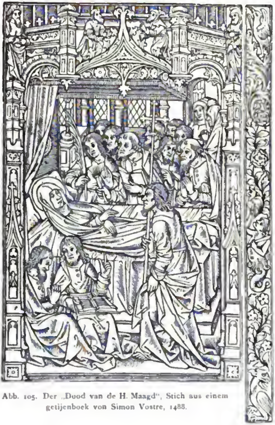


Abb. 105. Der „Dood van de H. Maagd", Stich aus einem getijenboek von Simon Vostre, 1488.

Die Erstlingsdrucke kamen um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ganz ausser Gebrauch und gewannen die Gunst der Bücherfreunde erst wieder im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, genauer bestimmt etwa gegen das Jahr 1740, als man bei Gelegenheit der dritten Säkularfeier der Buchdruckerkunst begann, sich ernsthaft mit der Erfindung und den ersten Erzeugnissen der Buchdruckerkunst zu beschäftigen.

Die Notwendigkeit, bei dieser Gelegenheit die alten typographischen Denkmäler sorgfältig zu sammeln, um sie genau kennen zu lernen, ihre Chronologie festzustellen, sie systematisch und geographisch zu ordnen, und die Aufklärung zu gewinnen, die durch die Werke selbst allein zu finden war, diese Notwendigkeit förderte alles zu Tage, was bis dahin verborgen und unbeachtet geblieben war. Und nachdem nun dieser wichtige Teil der bibliographischen Wissenschaft einmal so gründlich erforscht und jedes Buch auf seine Bedeutung hin geprüft war, da wurde

man bald genauer in der Auswahl dessen, was der Beachtung mehr oder weniger wert war. Man wandte sich nicht mehr ausschliesslich den ersten Presserzeugnissen von Mainz, Bamberg, Köln, Strassburg, Rom, Venedig, Paris und der anderen Städte zu, in denen die Buchdruckerkunst schon vor dem Jahre 1475 oder wenig später ausgeübt war, sondern bevorzugte neben den ältesten Inkunabeln auch die Erstlingsdrucke der verschiedensten Städte, die ersten Ausgaben in hebräischen, griechischen und anderen Schriftzeichen, und andere Werke, die eine besondere bemerkenswerte Eigentümlichkeit aufwiesen, vornehmlich aber die ersten Ausgaben der alten lateinischen und griechischen Klassiker. Und so finden wir bei den Inkunabeln wieder eine ganz besondere, von den Sammlern sehr geschätzte Gruppe, die der sogenannten „Editiones principes“ oder „Erstdrucke“. Die ersten Ausgaben haben für den Liebhaber meistens einen reelleren Wert, als den der Seltenheit, sie geben den genauen Text der Manuskripte wieder und sind für Gelehrte z. B., die heute eine gute Textausgabe eines alten Autors herausgeben wollen, eine unersetzliche Hilfe. Trotz dieser allgemein bekannten, feststehenden Vorzüge der glorreichen Zeugnisse für die Gelehrsamkeit des fünfzehnten Jahr-



Abb. 106. Sebastian Brant. Nach dem Bildnis in Reusner's „Icones“ (Sammlung von Bildnissen hochgelehrter Männer in Deutschland), erschienen zu Strassburg 1587.
Unterschrift aus einem eigenhändigen Schreiben. Original im Stadtarchive zu Strassburg.

Den vordanz hat man mir gelan
dan ich on nutz vil bücher han,
die ich nit lis und nit verstan.



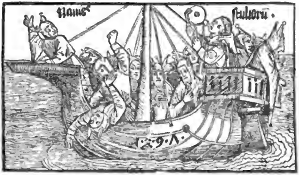
Abb. 107. Holzschnitt und Randleisten aus der ersten Ausgabe von Sebastian Brant's Narrenschiff (Basel 1494). Ein Gelehrter mit Brille, Schlafmütze und zurückgestreifter Narrenkappe sitzt vor einem mit Büchern belegten Doppelpulte und scheucht mit einem Wedel die Fliegen von einem aufgeschlagenen Buche.

hunderts sind die Erstausgaben bei den Sammlern heute doch nicht mehr so gesucht, als sie es noch im Anfange unseres Jahrhunderts waren. In England, wo man früher so begierig darauf fahndete, wendet man sich mehr und mehr

davon ab, und auch in Frankreich vernachlässigt man die gediegenen alten Ausgaben und treibt lieber einen Bücherkultus mehr äusserlicher Art, mit dem wir uns weiterhin noch zu beschäftigen haben werden.

Bei dieser allgemein wahrnehmbaren Erscheinung, dass die „Editiones principes“ ihren alten Marktwert nicht mehr behaupten, zeigen jedoch

Stultifera Nauis.



Narragonice pfectionis nunq̄
ſatis laudata Nauis: per Sebaſtianū Brant: vernaculo vulgariq; ſermone & rhythmo p cūctoꝝ mortalium fatuitatis ſemitas effugere cupiētiū directione/ ſpeculo /cōmodoq; & ſalute · proq; inertis ignaueq; ſtulticię ppetua infamia/ exe- cratione/& confutatione /nup fabricata : Atq; iampridem per Iacobum Locher/cognomēto Philomuſum: Sueuū : in latinū traducta eloquiū : & per Sebaſtianū Brant : denuo ſeduloq; reuiſa: fœlici exorditur principio.

.1497.

Nihil ſine cauſa.

Io. de Olpe

Abb. 108. Titel der lateinischen Ausgabe von Sebastian Brant's „Narrenschiff“ Gedruckt 1497 zu Basel durch Bergmann von Olpe.

verschiedene davon, insbesondere die ältesten Denkmäler der Typographie und einige der wichtigsten klassischen Autoren in den vor 1470 gedruckten Ausgaben, die Tendenz, auf alle Fälle im Preise nicht zu sinken, sondern fortwährend noch zu steigen.

Es zeigt sich da die besondere Anziehungskraft einer ersten Ausgabe, die den Stempel trägt, frisch aus dem Geiste des Verfassers entsprungen

zu sein, oder als erster Triumph typographischer Leistungen zu gelten. England ist immer noch das Land, wo die Inkunabeln und die „Editiones principes“ am meisten geschätzt werden, und dort finden sich auch grosse Privatbibliotheken, die davon gebildet sind. Die Sunderland-Bibliothek z. B. enthielt eine bedeutende Anzahl, beinahe alle Werke von Wert in den Erstausgaben und eine Serie von berühmten Werken, deren jedes seine eigene Geschichte hatte, so 85 Ausgaben des Aristoteles, 40 des heiligen Augustinus, 75 des Ovid, 71 von Petrarca, 45 des älteren Plinius, 79 Ausgaben des Homer, 181 von Horaz u. s. w. Es möge an einigen Beispielen gezeigt werden, welche Preise man in England zahlt.*)

Beilage IV (S. 130/131). Nehmen wir die von Gutenberg und Fust gedruckte zweiundvierzigzeilige, die sogenannte „Mazarin“-Bibel, von der schon im vorigen Kapitel die Rede war. Auf der Perkins-Auktion in London (1873) tauchte das erste, im neueren Privatbesitz berühmt gewordene, auf Pergament gedruckte Exemplar auf und brachte 3400 £, daneben ein Exemplar auf Papier gedruckt 2690 £. Auf der Thorold-Auktion (1884) schon ergab ein schönes Exemplar auf Papier 3900 £, also 500 £ mehr, als das frühere Pergamentexemplar. Im Jahre 1889 erzielte das Hopetoun-Exemplar, das einige leichte Beschädigungen aufwies, 2000 £, und im März 1891 das Ives-Exemplar mit fünfzehn handschriftlich ergänzten Blättern 14 800 Dollars. Am 28. Juni 1897 kamen bei Sotheby in London einige hundertundfünfzig verschiedene Bibelausgaben aus dem Nachlasse des Lord Ashburnham zur Versteigerung, darunter auch eine Mazarin-Bibel. Das erste Gebot darauf begann mit 20 000 Mark, sprang sofort auf 40 000 und stieg um Tausende, bis schliesslich der Antiquar Quaritsch das Werk für 80 800 Mark erstand.

Leichte Beschädigungen oder Defekte machen bei einer derartigen Seltenheit ersten Ranges gleich einen grossen Preisunterschied. Der Wert dieser selben Bibel hatte bis Ende des ersten Viertels unseres Jahrhunderts den Preis von 100 £ noch nicht überschritten, der bis dahin erzielte höchste Preis war 6260 Francs, die auf der Mac Carthy-Auktion (1817) dafür gezahlt waren. Im Jahre 1769 waren auf der Gaignat-Auktion für ein Exemplar sogar nur 1200 Francs gezahlt.

Die erste datierte Bibel (1462) von Fust und Schöffer giebt ein anderes gutes Beispiel moderner Preissteigerung. Das Gaignat-Exemplar auf Pergament wurde 1769 für 3200 Francs verkauft, das Edwards-Exemplar, ebenfalls auf Pergament, im Jahre 1815 für 175 £. Im Jahre

*) W. Roberts, Rare books and their prices. London 1895. 8.

1823 schon galt ein anderes schönes Exemplar auf der Perry-Auktion 215 £, im Jahre 1873 aber wurde das Perkins-Exemplar, das seinem Besitzer 173 £ gekostet hatte, für 780 £ verkauft, und acht Jahre später wurde das Sunderland-Exemplar, auch auf Pergament, für 1600 £ versteigert.

Das grossartigste Beispiel moderner Preissteigerung seltener Bücher ist das von Fust und Schöffer 1459 gedruckte Psalterium, wofür B. Quaritsch in London 1884 auf der Thorold-Auktion 4950 £ (99000 Mark) gezahlt hat, der höchste Preis, der bis dahin jemals für ein Buch gezahlt wurde. Es ist die zweite Ausgabe des ersten mit Jahreszahl versehenen Druckwerkes und unzweifelhaft eine der allerseltensten ältesten Proben der Typographie, neben ihm ist die in etwa fünfzehn Exemplaren bekannte berühmte Mazarin-Bibel ein verhältnismässig gewöhnliches Buch. Die Seltenheit des Quaritsch-Exemplars ist insofern festgestellt, als es das einzige bekannte Exemplar ist, das von Zeit zu Zeit auf dem Büchermarkte auftauchte; es war zuerst 1817 in der Mac Carthy-Auktion für 3350 Francs verkauft, dann in der Sykes-Auktion für 136 £ 10 sh., und hat nun über zwölf Jahre in Quaritsch's Hand geruht; die „Nationalzeitung" vom 5. Januar 1896 enthält die Notiz, dass das Exemplar für 5256 £ (105120 Mark) in London weiterverkauft ist, an wen wird nicht gesagt. Peter Schöffer veranstaltete von diesem Psalterium 1490 noch eine dritte, 1502 eine vierte und sein Sohn Johann 1516 noch eine fünfte Auflage.

Die erste Ausgabe des Psalteriums vom Jahre 1457, das erste überhaupt datierte Druckwerk der Welt, ist von mir bereits früher bei der Thätigkeit von Gutenberg, Fust und Schöffer erwähnt; es sei hier noch ergänzend bemerkt, dass die ganze Auflage dieser ersten Ausgabe auf schönem Pergament in grossem Folioformat gedruckt ist; man kennt davon nur sechs Exemplare, die alle unveräusserlich festliegen, und zwar an folgenden Orten.*) Beilage V (S. 132/133).

Ein Exemplar wurde von Schöpflin den Vorstehern des St. Victor-Stiftes in Mainz, die von dem Werte gar keine Ahnung hatten, abgeschwatzt, dann im Jahre 1754 für 2000 Livres verkauft und, nach mehrfachem Besitzwechsel, im Jahre 1817 bei der Versteigerung der ausgezeichneten Büchersammlung des Grafen Mac Carthy in Toulouse, obgleich sechs Blätter an dem Exemplar fehlen, von dem Könige von Frankreich für 12000 Francs für die öffentliche Bibliothek in Paris erworben. Das zweite Exemplar, ebenfalls aus dem St. Victor-Stift in

*) Falkenstein, Geschichte der Buchdruckerkunst. 2. Aufl. Leipzig 1856. 8.

Mainz stammend, ziert jetzt die grossherzogliche Bibliothek in Darmstadt. Das dritte Exemplar wurde 1643 in der Domkirche zu Freiberg aufgefunden und bildet gegenwärtig, obwohl es nicht ganz vollständig ist, einen Hauptschatz der königlichen Bibliothek in Dresden. Das vierte Exemplar, früher Eigentum der Prämonstratenserabtei Roth bei Memmingen, wo es Schelhorn im Jahre 1768 entdeckte, ging 1798 für 3000 rheinische Gulden an die Bibliothek des Lord Spencer über. Das fünfte Exemplar befindet sich in der Residenzbibliothek in Windsor; es war früher Eigentum des Klosters der Ursulinerinnen zu Hildesheim, dann des Hofrats Duve in Hannover, von wo es an die Göttinger Bibliothek kam, die es dem Könige von England abtrat. Das sechste, schönste und vollständigste Exemplar befand sich früher auf Schloss Ambras in Tirol, wo es Lambeccius 1665 entdeckte; es schmückt heute die k. k. Hofbibliothek in Wien.

Ein siebentes Exemplar, früher in der Domkirche zu Mainz, wo es Würdtwein 1787 auffand, dann in Aschaffenburg befindlich, und ein achtes Exemplar, ehemals in der Stadtbibliothek in Mainz befindlich, sind beide während des französischen Revolutionskrieges spurlos verschwunden. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, dass mit der Zeit noch einmal ein Exemplar davon irgendwo in der Welt wieder entdeckt wird.

Abb. 109. Ein anderer der ersten Drucke von Gutenberg's Pressen möge hier noch genannt sein, das sogenannte „Katholikon" vom Jahre 1460, eine zu jener Zeit sehr beliebte und viel gebrauchte grammatikalisch-lexikalische Kompilation des Dominikanermönchs Johannes de Balbis von Genua, auf Pergament in Folio gedruckt, die Initial- und Versalbuchstaben in Gold- und Purpurfarben eingemalt. Sir John Thorold hatte dafür 65 £ 2 sh. gezahlt, und beim Verkaufe seiner Sammlung im Jahre 1884 ergab das Exemplar 400 £.

Unter den ersten Ausgaben der Inkunabeln nimmt auch der Valdarfer Boccaccio vom Jahre 1471 eine hervorragende Stelle ein. Von diesem ausserordentlich seltenen Werke ist nur ein vollständiges Exemplar bekannt, neben dem etwa noch ein halbes Dutzend defekte Exemplare existieren. Auf der berühmten Roxburghe-Auktion von 1812 wurde für das vollständige Exemplar dieses Werkes von dem Marquis von Blandford die damals enorme Summe von 2260 £ gezahlt, es hatte dem Herzog von Roxburghe 100 Guineen gekostet; dieser Roxburghe-Boccaccio wird uns späterhin noch in interessanter Weise beschäftigen.

Fast ebenso wertvoll wie der Boccaccio ist die erste datierte Virgil-Ausgabe von Windelinus de Spira (von Speyer), 1470 in


eius: ⁊ in lege eius
de, Et erit tanq̃ꝫ li
Anno dñi Millesiõ-

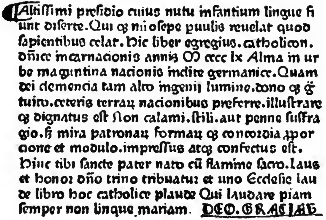
Probe des Fust & Schöfferschen Psalters von 1457. Erste
auf Pergament gedruckt, nur noch in 6 Exemplaren vorhanden, das s
Dresden, zwei in England. Die letzte Zeile der genauen Probe (Ann
durch welche dieser Psalter das erste Druckwerk der Welt ist, welc
Dieselbe lautet wörtlich übersetzt: „Gegenwärtiges Buch der Psalmen,
mit den unterscheidenden Rubriken versehen, ist durch die künstlicl
Schrift der Feder so gemacht und zur Verehrung Gottes mit Fleiss
Peter Schöffer von Gernsheim, im Jahre 1457 am Vorabend der Him

atus vir qui non
iijt in ɔſilio impioꝝ:
in via peccatorū non
stit: ⁊ in cathedra pesti-
itie non ſedit, Sed
lege domini volūtas
editabitur die ac no-
nū quod plātatū eſt

:·lviij·Invigilia Aſſūpcōis,

te: Beatus vir qui non abiit etc. Psalm I, 1 ff. Format gross Folio,
1ste in der K. K. Bibliothek zu Wien, die anderen in Paris, Darmstadt,
omini Millesimo CCCCLVII etc.) ist der Schluss der Druckdatierung,
Namen der Urheber, Ort und Zeit der Entstehung genau angiebt.
ırch die Schönheit der Hauptbuchstaben geschmückt, und hinlänglich
Erfindung, zu drucken und Buchstaben zu bilden, ohne irgend eine
Stande gebracht worden durch Johann Fust, Bürger zu Mainz und
fahrt" (d. i. d. 14. August).

Venedig gedruckt. Das von der Sunderland-Auktion (1881) herstammende Exemplar ist gegenwärtig in einem englischen Kataloge mit 1000 £ angesetzt, während das Ives-Exemplar 1891 für 3000 Dollars fortging; beide Exemplare sind auf Pergament gedruckt. Genau vor hundert Jahren in der Crevenna-Auktion (1791) ergab ein Exemplar dieses Werkes 4150 Francs, dagegen brachten fünfzig Jahre später einige auftauchende Exemplare kaum die Hälfte, eines davon ging sogar für den niedrigen Preis von 1301 Francs fort. Typographisch gleich prächtig und ebenso interessant, wenn auch nicht entfernt so selten, ist die erste griechische Ausgabe des Homer, in Florenz 1488 gedruckt. Ein



Altiſſimi preſidio cuius nutu infantium lingue fiunt diſerte. Qui q3 niioſepe puulis reuelat quod ſapientibus celat. Hic liber egregius. catholicon. dñice incarnacionis annis M cccc lx Alma in urbe maguntina nacionis indite germanice. Quam dei clemencia tam alto ingenij lumine. dono q3 gṙtuito. ceteris terrarū nacionibus preferre. illuſtrare q3 dignatus eſt Non calami. ſtili. aut penne ſuffragio. ſ3 mira patronarū formarū q3 concordia ꝓporcione et modulo. impreſſus atq3 confectus eſt. Hinc tibi ſancte pater nato cū flamine ſacro. Laus et honor dño trino tribuatur et uno Eccleſie lau de libro hoc catholice plaude Qui laudare piam ſemper non linque mariam. DEO. GRACIAS

Abb. 109. Impressum des „Katholikon", von Gutenberg im Jahre 1460 gedruckt.

Exemplar aus der Bibliothek des Herzogs von Grafton wurde 1819 mit 69 £ bezahlt, den höchsten Preis erzielte ein unbeschnittenes Exemplar in der Cotte-Auktion 1804 mit 3601 Francs. Ein anderes Exemplar, eins der schönsten, die bekannt sind, wofür Mr. Wodhull 1770 nur 15 Guineen bezahlt hatte, ging bei der Versteigerung seiner Bibliothek im Jahre 1886 für 200 £ fort.

Die erste Ausgabe des ersten, in griechischer Sprache gedruckten Buches, die „Grammatica graeca" von Lascaris, Mailand 1476, wovon nur etwa sechs Exemplare bekannt sind, ging in der Heber-Auktion 1834 für die damals hohe Summe von 34 £ fort, während ein halbes Jahrhundert darauf der Wert sich verdreifacht hatte, das Thorold-Exemplar ging 1884 für 105 £ fort. Es ist eins der seltensten Bücher, die existieren, und schon in der Aldus-Ausgabe von 1495 heisst es

in der Vorrede, es sei festgestellt, dass die erste Ausgabe trotz eifrigster Nachforschung nicht mehr aufzufinden gewesen sei. Ein Exemplar davon, aus der Burney-Bibliothek stammend, besitzt die Bibliothek des British Museum in London.

Die erste Ausgabe des Ovid, Bologna 1471, ist vielleicht die seltenste aller Erstausgaben der alten Klassiker, man kennt davon nur ein einziges vollständiges Exemplar. Die erste Ausgabe von Plinius' historia naturalis, Venedig 1469, obgleich auch selten, ist viel leichter zu erhalten, als der Ovid.

Was ich schon vorher von den ersten Ausgaben im allgemeinen bemerkte, dass ihr Marktwert im Abnehmen begriffen sei, trifft insbesondere auch bei den Erzeugnissen der Aldus-Pressen zu, sie haben beinahe ganz die frühere Beliebtheit verloren, wenn es sich nicht um Pergamentdrucke oder andere Exemplare, die einen besonderen Charakter tragen, handelt. Die erste Ausgabe des „Musaei opusculum de Herone et Leandro", Venedig 1496, in Quartformat, ist etwa 36 bis 42 £ wert; wirklich schöne Exemplare davon kommen nur selten auf die Versteigerungstafel, merkwürdigerweise aber auch keine schlecht erhaltenen, fast immer sind es Exemplare in guter Beschaffenheit, offenbar eine Folge davon, dass die Werke sich in Händen nicht lesender Sammler befunden haben. Der Musaeus unterscheidet sich in dieser Beziehung sehr vorteilhaft von der ersten Aldus-Ausgabe des Virgil vom Jahre 1501, dem ersten in Cursivschrift gedruckten Buche; es ist beinahe unmöglich, hiervon ein vollständiges Exemplar zu bekommen, sowohl das Beckford- wie das Hamilton-Exemplar waren defekt; ein wirklich gutes Exemplar dürfte heute etwa 155 £ wert sein, das Ives-Exemplar, das vollständig war, ergab im Jahre 1891 250 Dollar, vor etwa hundert Jahren stand das Werk etwa um den vierten Teil höher im Werte.

Abb. 110. Die von Aldus 1499 gedruckte Hypnerotomachia Poliphili wird weniger ihres Textes, als der Bilder wegen geschätzt, die Abbildungen, deren Entwürfe von einigen Raffael, von anderen dem Giovanni Bellino zugeschrieben werden, sind von ganz eigenartiger Schönheit und empfehlen das Buch dadurch dem Bibliophilen. Bei diesem Buche ist denn auch eine aufwärts steigende Tendenz des Wertes bemerkbar, ein schlechtes Exemplar kostet heute viermal so viel, als ein gut erhaltenes vor fünfzig Jahren. Mr. Cheney zahlte an Quaritsch 45 £ für ein Exemplar, das sechs oder sieben Jahre später 119 £ einbrachte; das Beckford-Exemplar ergab 1882 130 £, und das ausnahmsweise gut erhaltene Exemplar der Turner-Bibliothek 137 £.

Trotzdem vermögen diese vereinzelten guten Erfolge einzelner Exemplare und einzelner Werke den andauernden Preisherabgang der Aldinen im allgemeinen nicht aufzuhalten. Es würde z. B. 10 bis 12 £ jetzt schon ein schöner Preis für die Aldiner erste Ausgabe des „Lucretius" von 1500 sein, während Grolier's Exemplar der zweiten Ausgabe noch vor wenigen Jahren 300 £ ergab. Der Unterschied liegt allerdings in Äusserlichkeiten, in dem berühmten Einbande, und ist deshalb ein abstrakter, immerhin aber liegt er vor.



Abb. 110. Illustration aus „Hypnerotomachia Poliphili", gedruckt von Aldus Manutius zu Venedig, 1499.

Die Veränderungen, denen alles im Menschenleben, intellektuell und materiell, unterworfen ist, machen sich auch in der Bücherliebhaberei bemerklich, man giebt die alten Richtungen auf, und die heutige Generation fängt an, sich mehr für erste Ausgaben der modernen Autoren zu interessieren. Die Anziehungskraft erster Autoren gegenüber den späteren fällt unter die Erscheinungen, die sich psychologisch und nach gewöhnlichen Prinzipien nicht erklären lassen, es ist Gefühlssache. Die Bücherliebhaberei gehört überhaupt zu den Passionen, die weder einer Entschuldigung, noch einer Verteidigung bedürfen. Alle Begründungen dieses Steckenpferdes, das auf manchen Sammler geradezu fascinierend wirkt, haben noch niemals einen Bibliophilen selbst befriedigt, noch einen der Philister, die über die Verschwendung staunen, beruhigt.

Man soll deshalb gar nicht versuchen, die exorbitanten Preise zu rechtfertigen, denn man könnte dabei leicht zu einer Verdammung derselben kommen.

Und doch verdient es keinen Tadel, wenn die Phantasie und der Ehrgeiz der Sammler sich darauf kaprizieren, alles, sei es gut oder schlecht, in ihrer Hand zu vereinigen, was ein berühmter Drucker geschaffen hat; wenn von reichen Leuten das Gold mitunter pfundweise für Bücher von wenigen Blättern Umfang gezahlt wird aus dem einzigen Grunde, weil die Titelblätter den Anker der Aldus oder das Druckerzeichen der Elzeviere tragen, oder weil sie besonders „selten" sind. Denn das Bedürfnis, diese Leidenschaft zu befriedigen, ist wohl das unschuldigste, das ein gebildeter Mann haben kann, und diese Leidenschaft hat viel dazu beigetragen, sonst unbedeutende Bücher wieder in Umlauf zu bringen, sie hat mehr als ein wichtiges Dokument dem Staube der Vergessenheit entrissen und zum Nutzen der Menschheit wieder an das Tageslicht befördert.

Der Kultus mit ersten Ausgaben hat so lange einen berechtigten Anspruch auf Geltung, als er nicht zu sinnlosen Excessen ausartet. Die Anziehungskraft einer Erstausgabe kann ja sentimentaler Art sein, es kann das Papier, worauf sie gedruckt ist, jetzt nicht mehr angefertigt werden, die damalige Type kann jetzt im Gebrauch gänzlich verschwunden sein, das Material und die Zeichnungen, die Einbände können gänzlich aus der Mode und nicht mehr zu beschaffen sein. Solche Attribute, vereinzelt oder in Verbindung miteinander, erscheinen besser geeignet, den Söhnen oder Enkeln die „gute alte Zeit" ihrer Väter und deren Vorfahren näher zu bringen, als irgend eine geschriebene oder gedruckte Erläuterung es vermag. Also man lasse die Sammler gewähren.

Ich verlasse mit dem Leser das Gebiet der Inkunabeln und ersten Ausgaben, um eine andere Gattung seltener Bücher ins Auge zu fassen: die aus Gründen der verschiedensten Art vom Büchermarkte verschwundenen Bücher, die sogenannten Unica (exemplaires uniques). Streng genommen sollte von solchen Werken stets nur ein einziges Exemplar existieren, nur in wenigen Fällen aber dürfte eine so ausserordentliche Seltenheit nachweisbar sein, und man erweitert deshalb den Begiff bibliographisch dahin, dass man darunter solche Werke versteht, von denen zur Zeit nur ein oder das andere Exemplar bekannt ist.

So kennt man z. B. bis jetzt nur ein einziges Exemplar (in der Bibliothek in Klagenfurt) der Schrift „Euangelium Nicodemi usz dem Latein ins teudsch bracht" 1496, 8, ohne Angabe des Erscheinungsortes oder Druckers. Ebenso ist nur ein Exemplar der be-

rüchtigten Geschichte des in Trient ermordeten Christenkindes bekannt. Dies Buch beginnt gleich auf der ersten Seite folgendermaassen: „Das erste Capittel ist der Rat, den die Juden haben gehabt in der heiligen Marterwoche an dem pfingstag vor ostern," und der Schlus slautet: „Und das hat gedruckt Albertus Duderstadt von dem Eiksvelt zu Trient in dem jar alsz man die juden hat verprant do man schrieb tausend vier hundert und sibncz jar an dem mitwuchen vor unser lieben frauwen der purt." Zu den Büchern, deren Existenz lange Zeit bezweifelt wurde, gehört auch das berüchtigte: „De tribus impostoribus" ed. Anno MDIIC (die drei Betrüger: Moses, Christus, Mahomed).*)

Als die Ursache solcher vereinzelten Erscheinungen von nahezu totaler Vernichtung kann man Naturereignisse oder zufällige Umstände annehmen, wie Feuersbrunst, Schiffbruch, feindliche Plünderung und Zerstörung, richterliches Urteil u. dergl. In diese Kategorie gehören auch Bücher, die nachweislich in grosser Auflage gedruckt, aber vielleicht nur in etwa zwanzig Exemplaren verkauft sind, und deren Restbestand dann, weil sich kein Käufer dafür fand, eingestampft wurde.

Dahin gehören ferner die absichtlich verstümmelten Bücher, und solche, denen später aus besonderen Gründen ergänzende Kartons beigefügt wurden. Im ersteren Falle sind natürlich die unverstümmelten Exemplare die seltenen, im letzteren Falle diejenigen, in denen sich die Kartons befinden. Unter Umständen können auch die amtlich beschädigten Exemplare als Denkmäler geistiger Unduldsamkeit Interesse erwecken. Hierher ist weiter die grosse Anzahl von Werken zu rechnen, welche in früheren Zeiten bei ihrem Erscheinen oder bald darauf von der geistlichen oder weltlichen Herrschaft aus religiösen, sittlichen oder politischen Gründen unterdrückt oder durch Aufkauf und Vernichtung dem Verkehr entzogen wurden.

Als ein Beispiel dieser Art nenne ich das Werk von Lieuwe van Aitzema: „Historie of verhael van Saken van Staat en Oorlog in en omtrent de Vereenigde Nederlanden", s'Gravenhage, 1657—1671. 14 Teile in 4⁰. Dieses Werk erschien allerdings in den Jahren 1669—1672 in einer neuen Ausgabe in sechs Foliobänden, doch enthält diese nicht alles, was in der ersten Ausgabe vorkommt. Es stand nämlich in der ersten Ausgabe manches, was man lieber nicht veröffentlicht sehen mochte; die ausgegebenen Exemplare davon wurden deshalb so viel als möglich wieder aufgekauft und vernichtet. In der späteren Folioausgabe wurde vieles ausgelassen oder

*) van der Meulen, Boekenliefhebberij S. 147.

verbessert „vermits de schrijver goed vond zich naar den tijd te schikken“. Eine der wesentlichsten „Verbesserungen“ hat Bezug auf die damals Aufsehen machende Angelegenheit der Prediger in Utrecht, die 1660 auf Befehl der staatlichen Provinzialregierung und der städtischen Behörde die Stadt verlassen mussten. In der ersten Auflage äussert sich Aitzema nicht zu Gunsten der Utrecht'schen Regenten, in der zweiten dagegen nimmt er ihre Partei. Die Folioausgabe ist wegen grösserer Korrektheit später zu mehr Ansehen gelangt, als die erste, diese aber steht höher im Preise und ist gesuchter, weil sie selten geworden.

In der Gruppe der sogenannten verbotenen Bücher werden heute viele als Seltenheiten ersten Ranges betrachtet, namentlich solche, die auf Befehl der Obrigkeit vernichtet wurden. So z. B. der „Tractatus de Deo“ von Conrad Vorstius, welches Buch auf Befehl des Königs Jakob I. in England wie Holland öffentlich verbrannt wurde. Dasselbe Schicksal hatten in Frankfurt die Schriften von Michael Servetus. Der Jesuitenpater Anton Koniatz in Böhmen, der 1760 starb, that, was er konnte, um die Bücher der Hussiten zu vernichten. Wo er predigte, machte er es seinen Zuhörern zur Gewissenspflicht, ihm alle Bücher ohne Ausnahme zur Durchsicht vorzulegen; was ihm darunter verdächtig erschien, verdammte er zum Feuertode; er soll auf diese Weise über sechzigtausend Bücher verbrannt haben und trägt einen nicht geringen Teil der Schuld, dass die ganze böhmische Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts heute nahezu verschwunden ist.

Zuweilen mussten auch die Autoren das Schicksal ihrer Schriften teilen. Geoffroy Vallée wurde 1574 in Paris wegen seiner „Ars nihil credendi“ verbrannt. Dieses Buch ohne Datum noch Angabe von Druckort und Drucker erschien unter dem sonderbaren Titel: „Béatitudes des Chretiens, ou le Fléo de la Foy, par Geoffroy Vallée, natif d'Orléans, fils de feu Geoffroy Vallée et de Girande le Berruyer, auxquels noms de père et mère assemblés il s'y trouve: Lerre Geru vrey Fléo de la Foy Bigarrée. Et au nom du fils: Va Fléo, règle Foy; ou autrement: Guerre la Folle Foy.“ Das Buch wurde ebenfalls dem Scheiterhaufen überliefert und bis auf ein Exemplar vernichtet.

Der wegen seiner atheistischen Schriften zum Feuertode verurteilte Pole Casimir Leszynsky wurde, weil er um eine mildere Strafe gebeten hatte, gezwungen, seine Schriften selbst zu verbrennen, dann schlug der Henker ihm die Hand und zuletzt den Kopf ab. Sein Leichnam wurde darauf verbrannt und dessen Asche durch eine Kanone in die Luft geschossen. Einem ähnlichem Schicksale wusste sich Helot,

der in Paris heimlich ein obscönes Buch, betitelt: „L'école des filles“ hatte drucken lassen, durch die Flucht zu entziehen; sein Buch wurde verbrannt und sein Bild gleichzeitig am Galgen gehenkt.*)

Die zahlreichen „indices librorum prohibitorum“, die holländischen „placaten“ und andere staatliche Verzeichnisse verbotener Schriften geben heute noch die besten Mittel einer ziemlich genauen Kontrolle solcher Bücherschicksale.

Auf Werke dieser Art wird seitens der Bibliophilen und Bibliomanen eifrig gefahndet, ja sie bilden häufig den Gegenstand ganz besonderer Fürsorge, mit der man bemüht ist, sie vor gänzlichem Untergange zu bewahren. Eine ganze Reihe derartiger Unica ist neu gedruckt, teils auf Kosten Einzelner, teils auf Kosten von Vereinen, sei es in Einzelausgaben oder in Sammelwerken. Die Vereinigungen der Bücherliebhaber in England und Frankreich haben in dieser Beziehung vieles und Gutes geleistet, und sind unausgesetzt noch bemüht, dieses Gebiet zu durchforschen. Der französische Bibliograph G. Brunet hat sich das Verdienst erworben, im Jahre 1872 ein Verzeichnis solcher „livres perdus et exemplaires uniques“ herausgegeben zu haben; er verzeichnet dabei auch eine Anzahl von Werken, deren Existenz nur noch aus älteren Katalogen festzustellen ist, ohne dass sie seit fünfzig Jahren und länger jemals irgendwo sichtbar geworden sind. Als Grundlage für seine Schrift haben ihm die von J. M. Quérard nachgelassenen Papiere gedient, der ein genaues Verzeichnis derartiger ihm bekannt gewordener Unica angelegt hatte. Für die Bibliophilen ist die Brunet'sche Schrift der beste Fingerzeig, nach welcher Richtung sie ihre reproduzierende Thätigkeit verwerten können. Abb. 111.



Abb. 111. J. M. Quérard. Nach „Le Bibliophile français“, Bachelin-Deflorenne, Paris.

*) G. Peignot, Dictionaire des ouvrages, qui ont été brûlés. Paris 1806. 2 vls. 8.

Eine andere Klasse von Büchern erregt das Interesse der Bücherliebhaber, nicht wegen ihrer Seltenheit, sondern wegen ihres sonderbaren Inhaltes. Die Bestimmung derselben nach allgemeinen Merkmalen ist ganz unsicher und schwankend, sie lässt sich in das Unendliche je nach den Neigungen der Sammler ausdehnen. Es sei vor allem der heterodoxen Theologie unserer Vorfahren gedacht, deren Schriften früher sehr gesucht und hoch im Preise waren, jetzt aber nur noch ein untergeordnetes historisches Interesse erwecken, seitdem neuere Werke mit viel grösserer Kühnheit der Gedanken, als die alten, frei unter uns cirkulieren können. Dahin gehören viele Specialabhandlungen über einzelne Zweige der Wissenschaft, dann verschiedene Dichter des Mittelalters und der Renaissance, insbesondere die Mystiker, Moralisten und Possendichter. Ferner die Ritterromane, die französischen Novellisten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts und die italienischen Novellieri; hierher gehören auch die altdeutschen Schwänke, die sonderbaren Dissertationen, die persönlichen Satiren, die geschichtlichen Flugblätter und die auf interessante Ereignisse oder berühmte Personen bezüglichen Pamphlete, die einzelnen fliegenden Blätter (pièces volantes), Lieder, „neuen Zeitungen" u. dergl. Jede politisch oder religiös aufgeregte Zeit hat zahllose ephemere Schriften hervorgerufen, die bei Erscheinen wenig Beachtung finden, sich bald verlieren, in ihrer Gesamtheit aber später ein wichtiges kulturhistorisches Denkmal bilden.

Zu dieser Gruppe kann man auch die Schriften mit sonderbaren Titeln zählen, in denen zuweilen die ausschweifendste Phantasie wahre Orgien feiert, wie z. B. in der Schrift betitelt: „Geistliche Klistierspritze für durch Sünde verstopfte Seelen" u. dergl.

In diesem grossen Mischmasch so verschiedenartiger Kuriositäten befindet sich stets eine gewisse Anzahl mehr oder weniger seltener Schriften, welche sich erfolgreich auf dem Büchermarkte behaupten; aber wie viele andere auch verdanken den nichtssagendsten Zufälligkeiten ein unberechtigtes Renommé. Im allgemeinen neigen die Bibliophilen mehr dazu, eine erklärte Berühmtheit als solche anzunehmen, als zu untersuchen, ob der Ruf des Buches sich wohl auch durch Gründe rechtfertigen lässt. Es genügt mitunter, dass einer ihrer Koryphäen eine gewisse Gattung von Schriften in Mode bringt, wonach dann viele andere gerade diese Bücher auch besitzen möchten. Es hört dabei jede vorherige Berechnung des Wertes auf. Oft sind es winzige, unscheinbare Schriften, einfache fliegende Blätter, die auf Auktionen die höchsten Preise erzielen. Die Käufer derartiger Kuriositäten sind mitunter in

ihrer individuellen Eigenart ebenso kurios und sonderbar, als es der Inhalt der von ihnen gesammelten Schriften ist. Wollte man die Bibliotheken der Kuriositätenspecialisten untersuchen, es würde manche den Stoff zu einer amüsanten Geschichte der Geistesverirrungen liefern. Was haben nicht die unzähligen religiösen, wissenschaftlichen und politischen Schwärmer der verschiedenen Zeitalter an teilweise ganz ehrlich gemeinten, naiven und ernsthaften Extravaganzen geleistet!

Nach Gutenberg's epochemachender Erfindung haben beispielsweise die gerichtliche Astrologie und die Alchemie zwei Jahrhunderte hindurch die Welt regiert, und wie spiegelt sich in der damaligen Litteratur der beschränkte Geist des Zeitalters wieder!

Es sei nur an einem Beispiel aus dem siebzehnten Jahrhundert gezeigt, wie naiv damals die Autoren mitunter waren. Ein gewisser Bernard de Bluet d'Arbères in Paris benachrichtigt in seinem Werke „Intitulation et Recueil de toutes mes oeuvres" den Leser: „qu'il ne scait ny lire ny escrire et ny a jamais apprins", er stellt sich also als einer vor, der weder lesen noch schreiben kann, und das Publikum davon, wie von einer ganz natürlichen Sache, in Kenntnis setzt; dabei hat der Mann drei oder vier Bände ganz wertlosen Inhaltes geschrieben! Und nun kommt das Seltsamste von der Geschichte, dass nämlich dieses Werk unter den Bibliomanen sehr gesucht, weil es selten, und in einem vollständigen Exemplare kaum jemals vorgekommen ist; Charles Nodier giebt den Preis eines Exemplares im Jahre 1835 mit 600 Francs an, das ist dreimal so viel, als damals ein Exemplar der Encyclopédie von Diderot und d'Alembert wert war! Wer sich für diese närrische Litteratur näher interessiert, den verweise ich auf die interessante Monographie von Ch. Nodier „Bibliographie des Fous" Paris 1835. 8.

Von besserem Geschmack zeugt es jedenfalls, wenn Bücherliebhaber sich den Luxusausgaben, den Werken mit Illustrationen und denen auf kostbarem Material, wie Pergament, Seide, Asbest u. dergl. gedruckten zuwenden. Will man die Korrektheit des Textes, die Schönheit der Schriftzeichen, die Sauberkeit und Gleichartigkeit des Drucks und die gute Beschaffenheit des Papieres als die Hauptkennzeichen der Schönheit eines Buches ansehen, so könnte man getrost eine grosse Zahl der gewöhnlichen Ausgaben unserer ältesten Drucke als Luxusausgaben bezeichnen, wenn man sie mit dem, was heute gedruckt wird, in Vergleich bringt. Indessen hat es doch, unabhängig von der allgemein üblichen guten Ausstattung der früheren Jahrhunderte, zu jeder Zeit und in allen Ländern besondere, für den Gebrauch reicher Liebhaber bestimmte

Luxusausgaben gegeben; insbesondere die Erzeugnisse berühmter Pressen, wie der Bodoni, Baskerville, Ibarra, Didot u. a. sind häufig hervorragend durch ihr sehr grosses Format und die schönen Illustrationen in Stich und Schnitt. Hier sind auch die naturgeschichtlichen Prachtwerke mit kolorierten Abbildungen zu nennen, die Reproduktionen der Denkmäler des Altertums, die pittoresken Reisebeschreibungen, und die kostbaren Werke über die schönen Künste, die von Zeit zu Zeit erscheinen und Aufsehen erregen. Bei den meisten dieser Werke sind zahlreiche Abbildungen unentbehrlich zum Verständnis des Textes, und die Rücksicht auf die Illustrationen rechtfertigt oft das gewählte übergrosse Format, so unbequem es für die Handhabung des Werkes auch sei. Anders liegt die Sache bei rein textlichen Werken; es kann nicht überraschen, dass die grossen Luxusausgaben der Klassiker, die früher so beliebt waren, gegenwärtig gänzlich in Misskredit geraten sind. Denn ein echter Bücherfreund wird wohl darauf bedacht sein, einige schöne Proben der Buchdruckkunst aus Offizinen zu besitzen, die sich durch Talent und Geschmack auszeichnen, aber sein Kultus wird ihn doch weniger auf die übergrossen kostbaren und prächtigen Seltenheiten, als auf die ihm nützlichen Werke hinführen.

Als eine Art von Luxus ist es auch anzusehen, wenn die Sammler Wert auf eine möglichste Erhaltung des Papierrandes legen. Darin sind namentlich die Elzevier-Sammler gross, sie messen die Breite des Randes und die Höhe des Exemplars mit eigens dafür angefertigten Elzeviermaassstäben aus und betrachten ein unbeschnittenes, oder gar unaufgeschnittenes Exemplar als eine ganz besondere Zierde ihrer Sammlung. Exemplare mit „témoins“ nennt man solche, in denen der Hobel des Buchbinders nicht alle Blätter getroffen hat, so dass einzelne noch den rauhen Rand des Papieres zeigen, wie es aus der Bütte kam, also ein untrügliches Zeichen geringen Beschneidens.

Das führt uns zu den auf Velinpapier gedruckten Ausgaben, die man auch zu den verhältnismässig seltenen Büchern rechnet, denn es wird davon in der Regel nur eine beschränkte Anzahl von Exemplaren abgezogen, mitunter nur ein bis zwei Exemplare. Wer kennte nicht die ausgezeichneten Velindrucke der Pariser Pressen! Diese schönen Werke, besonders wenn sie mit in Handmalerei ausgeführten Miniaturbildern geschmückt sind, werden allezeit neben den kostbaren alten Handschriften die Zierden einer jeden Bibliothek bilden.

Es ist wohl keine Bibliothek reicher an solchen Schätzen, als die Nationalbibliothek in Paris. Man kann dort genau verfolgen, wie seit der zweiten Hälfte des sechzehnten bis zum Anfang des achtzehnten

Jahrhunderts das Velinpapier im Buchdruck nur selten mehr verwendet und dass erst gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts sein Gebrauch wieder in Aufnahme gekommen ist. Von dieser Zeit an bis auf unsere Tage ist kaum ein für den Luxusgebrauch bestimmtes Buch erschienen, von dem nicht auch einige Exemplare auf Velinpapier abgezogen wären. Das hat den Wert der älteren Velinausgaben sehr vermindert, und man wird heute schwerlich jemanden finden, der ein Buch deshalb mit dem doppelten Preise bezahlt, weil es auf Velinpapier gedruckt ist, wenn daneben ein Exemplar auf gewöhnlichem Papier zu haben ist. Gesuchter schon sind Ausgaben auf sogenanntem Grosspapier und auf farbigem Papier, doch betrachtet der Sammler solche Exemplare nur als Seltenheiten zweiten Ranges. In Ausnahmefällen können allerdings diese Nebenumstände den Preis von Seltenheiten ersten Ranges ganz erheblich beeinflussen, das pflegt dann aber mehr eine Folge der Konkurrenz zu sein, welche dem seltenen Objekt von vornherein gesichert ist.

Bücher, die nur in sehr kleiner Auflage gedruckt und besonders, wenn sie nicht in den Handel gebracht sind, werden später allemal selten, doch sind die hierauf bezüglichen Angaben in den Katalogen stets mit grosser Vorsicht aufzunehmen, weil dabei der Täuschung viel Spielraum gegeben. So liest man in der Vorrede von Naudé, „Considérations politiques sur les coups d'états", Rome (Paris) 1639. 4, dass davon nur zwölf Exemplare gedruckt seien, während man doch mit Sicherheit weiss, dass mehr als hundert Exemplare gedruckt wurden. Der bekannte Dibdin in London liess verschiedene seiner bibliographischen Prachtwerke nur in sehr kleiner Auflage herstellen und erklärte zugleich, dass er keine neue Auflage erscheinen lassen würde, ja, er liess sogar die für seinen „Bibliographical Decameron" benutzten Kupferplatten und Holzschnitte gleich nach dem Gebrauch vernichten. Das hatte die Folge, dass diese Werke bald in feste Hände kamen, selten wurden und im Preise stiegen.

Bibliophilen suchen diese Art von Büchern zwar eifrig, wenn sie ein litterarisches Verdienst haben oder ihr Inhalt sonst interessant ist, und sie werden mitunter recht teuer bezahlt; in vielen Fällen aber sind derartige bibliographische Seltenheiten von geringem innerlichen Gehalte.

Als Seltenheiten sind auch manche Werke zu betrachten, die auf Kosten von Regierungen gedruckt wurden, meistens umfangreiche, bändereiche Werke, die oftmals nur geschenksweise verbreitet und gar nicht in den Handel gekommen sind, sowie Werke, die erst nach Verlauf langer Zwischenräume vollständig wurden.

Von Werken dieser Art sind die einzelnen Teile oft an verschiedenen Orten und bei verschiedenen Verlegern erschienen, und die Auflagen der späteren Teile wurden immer kleiner bemessen, weil die Abnehmer der ersten Teile häufig die Anschaffung der späteren unterliessen. Über das Erscheinen verschiedener Sammelwerke sind ganze Generationen hingestorben. Da sind dann die Exemplare defekt geworden und unvollständig geblieben und vollständige Exemplare schwer zu erlangen.

Zu den relativ seltenen Werken sind auch solche zu rechnen, die in weit entfernten Ländern, in Mexiko, in den kleineren südamerikanischen Ländern, in Indien oder China, erschienen sind, doch sinken solche ausländische Drucke neuerdings mehr und mehr im Preise. Die in Asien und Amerika gedruckten Bücher, die man sich noch vor fünfzig Jahren als eine Merkwürdigkeit zeigte, sind nur vorübergehend selten und gesucht gewesen, man begegnet ihnen heute oft genug auf öffentlichen Versteigerungen. Die Druckereien in Calcutta und Serampur, die in Macao und Lima, wie die in Mexico, sie alle liefern jetzt täglich ihren Beitrag zur Bereicherung der Bibliotheken in Europa, sogar Australien zollt uns jetzt reichlich seinen litterarischen Tribut. Immerhin werden diese Werke, wenn sie auch nicht mehr als Seltenheiten gelten, doch noch auf lange Zeit hinaus ihres Ursprungs halber zu den wertvollen Büchern zu rechnen sein.

Eine weitere Gattung von Werken steht hoch im Werte, das sind die Klassikerausgaben in Kollektionen von bedeutendem Umfange. Der lateinischen, französischen und italienischen Klassikerausgaben der Elzeviere in dem bekannten kleinen Formate habe ich schon bei Schilderung der Thätigkeit dieser hervorragenden Familie gedacht. In erster Reihe sind hier die Ausgaben „in usum Delphini" zu nennen. Die Bezeichnung ist abzuleiten von dem Worte Dauphin (lateinisch Delphinus), dem früheren Titel des ältesten Sohnes der Könige von Frankreich, dem ursprünglichen Herrschertitel der souveränen Herren der französischen Provinz Dauphiné. Ludwig XIV. liess zum Gebrauch für den Unterricht des Dauphin unter der Aufsicht von dessen Gouverneur, dem Herzog von Montausier, durch die beiden Lehrer des Prinzen, Bossuet und Huet, eine Ausgabe der lateinischen Klassiker „in usum Delphini" (zum Gebrauch des Dauphins) unter Weglassung der anstössigen Stellen besorgen, die, mit Ausnahme des in Lyon gedruckten Ovid, in 64 Quartbänden in Paris 1674 bis 1730 erschienen ist.

Eine andere Sammlung, bezeichnet als „editio cum notis Variorum", besteht aus einer grossen Zahl lateinischer und griechischer

klassischer Autoren, die teils in Holland, teils in England während des siebzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gedruckt wurde. Die Bände, aus denen sich diese schöne Sammlung zusammensetzt, sind im allgemeinen gut und auf schönem Papier gedruckt; aber wenn auch der Text durchweg korrekt, so lassen die Anmerkungen doch sehr viel zu wünschen übrig. Trotz dieses Mangels haben die „Variorum" lange Zeit hindurch in allen besseren Bibliotheken einen Ehrenplatz eingenommen, bis sie nach und nach anderen, wenn auch nicht so schönen, so doch gelehrteren Ausgaben weichen mussten. Heute sind die Ausgaben „cum notis Variorum" wenig mehr gesucht, mit Ausnahme der Exemplare, welche von den ausgezeichneten Buchbindern aus dem Ende des Jahrhunderts Ludwigs XIV. so prachtvoll eingebunden sind, dass sie in Frankreich und England sehr hoch im Preise stehen.

Von Bedeutung ist auch die von Mittaire besorgte Ausgabe der alten römischen Klassiker, in den Jahren 1715 bis 1722 in 27 Bänden Duodezformat gedruckt von Tonson und Watts in London, eine sehr korrekte Ausgabe mit wertvollen, den Text begleitenden Noten, von der Exemplare auf Grosspapier gedruckt sind, die aber ausserordentlich selten vorkommen.

Genannt sei ferner die bei Coustelier, Barbou u. a. in Paris gedruckte Ausgabe der lateinischen Klassiker in Duodezformat, 71 Bände stark, 1757 bis 1791 erschienen. Auch die bei Brindley in London gedruckte Ausgabe der lateinischen Klassiker, 24 Bände in Octodezformat, 1744 bis 1760 erschienen.

Und hervorragend sind daneben die von der typographischen Gesellschaft in Mailand gedruckte Ausgabe der italienischen Klassiker, 251 Bände in Oktavformat, 1804 bis 1814 erschienen, mit 26 Supplementbänden, 1818 bis 1825 bei Capurro in Pisa gedruckt; und die von derselben Gesellschaft 1818 bis 1838 gedruckte Ausgabe der italienischen Klassiker des achtzehnten Jahrhunderts, 153 Bände in Quartformat.

Hierher gehören auch Sammelwerke wie die schon im ersten Kapitel erwähnten „Acta Sanctorum" der sogenannten Bollandisten, einer Gesellschaft von Jesuiten, die als Mitarbeiter und Herausgeber im Auftrage des Jesuitenordens zuerst in den Jahren 1643 bis 1794 in Antwerpen, Brüssel und Tongerloo Nachrichten über die Heiligen der römisch-katholischen Kirche unter obigem Titel veröffentlichten. Sie führten den Namen nach Johann Bolland (geboren 1596, gestorben 1665), dem ersten Bearbeiter der von Heribert Rosweyd aus Utrecht (gestorben 1629) angelegten Sammlung. Die erste Ausgabe erschien in 54 Bänden Folio und ist seitdem (bis 1892) bis zum fünfundsechzigsten Bande fort-

geschritten; eine neue Ausgabe veranstaltete Victor Palmé in Paris, 1863 bis 1868 in 57 Bänden erschienen; Nachträge dazu sind unter dem Titel „Analecta Bollandiana" seit 1882 in Paris und Brüssel (bis 1896 15 Bände) erschienen.

Aus der holländischen Litteratur nenne ich als Proben solcher umfangreichen Druckwerke die in Leyden, Utrecht, 's Gravenhage und Leeuwarden erschienenen drei Serien (84 Foliobände) von Graevius' und Gronovius' „Thesaurus antiquitatum" (1697—1725), dessen erste Serie 1732 bis 1737 in Venedig neu gedruckt wurde. Die „Flora Batava, afbeelding en beschrijving van Nederlandsche gewassen" von J. Kops, fortgesetzt von F. W. van Eeden, wovon seit 1800 bis 1895 312 Lieferungen oder 19 Teile in Quart erschienen, insgesamt mit etwa 1500 kolorierten Bildern, ein Werk, dessen Subskriptionspreis bis jetzt 780 Gulden beträgt. Ferner Sepp's „Nederlandsche Insecten", fortgesetzt von S. C. Snellen van Vollenhoven, A. Brants und P. C. T. Snellen, ein seit 1762 erscheinendes Werk, von dem bis heute 12 Bände in Quartformat, mit circa 600 prächtig gezeichneten und kolorierten Tafeln erschienen. Dann die „Ägyptische Monumenten", herausgegeben von C. Leemans und W. Pleyte, wovon seit 1839 bis 1896 33 Lieferungen in Grossfolio zum Preise von 587 Gulden erschienen. Und dann die Veröffentlichungen der „Historisch Genootschap", 130 Bände umfassend mit einem Ladenpreise von etwa 700 Gulden.

Auch die deutsche Litteratur hat ähnliche Riesenunternehmungen aufzuweisen, ich nenne aus der neueren Zeit z. B. die „Monumenta Germaniae historica", die seit 1830 erscheinen, von denen bis jetzt etwa 50 Bände zum Ladenpreise von nahezu 3000 Mark vorliegen; die von Heeren, Ukert und von Giesebrecht begonnene „Geschichte der europäischen Staaten", seit 1829 erscheinend, bis jetzt etwa 100 Bände zum Preise von nahezu 1000 Mark ausmachend; die Ersch und Gruber'sche „Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste", von der seit 1818 bis 1882 etwa 156 Teile zum Ladenpreise von nahezu 1800 Mark erschienen. Dieses Verzeichnis liesse sich leicht noch weiter fortsetzen, doch werden die mitgeteilten Proben zur Kennzeichnung der Gattung genügen.

Unter den Werken, welche jederzeit die besondere Beachtung der Bücherfreunde gefunden, sind auch die Privatdrucke zu nennen, d. h. die Erzeugnisse von Druckereien, deren Besitzer die typographische Kunst nicht als Erwerbsmittel, sondern nur zu ihrem eigenen Vergnügen ausüben, keine fremden Bestellungen annehmen und die selbstgedruckten

Bücher zum eigenen Gebrauche oder als Geschenke an Freunde verwenden. Wie England allen anderen Staaten durch Institute vorleuchtet, welche nicht sowohl von der Regierung, als von Privatleuten oder Körperschaften aus der Mitte des Volkes hervorgegangen sind, so sind auch die Engländer im Privatbücherdruck von keiner anderen Nation übertroffen. Freilich versteht man in England unter dem Ausdruck „privately printed books“ auch alle diejenigen Werke, die auf Kosten der Krone und des Parlaments neben denen der Privatpersonen gedruckt sind. Es würde zu weit führen, die verschiedenen Prachtwerke aufzuzählen, welche auf Befehl der Regierung seit Heinrich VIII. erschienen sind; auch ist es überaus schwierig, die englischen Privatdrucke festzustellen und bibliographisch zu verzeichnen; um so verdienstlicher ist die Arbeit von John Martin*), der diese Aufgabe in einer Weise gelöst hat, die kaum etwas zu wünschen übriglässt. Er hat sich der Verzeichnung der Drucke in chronologischer Reihenfolge vom Jahre 1572 an in musterhafter, bei den englischen Bibliographen sonst seltenen Sorgfalt und Genauigkeit unterzogen. Trotz der Bedeutsamkeit dieses Werkes ist es im Auslande nicht so bekannt geworden, wie es um seines Wertes willen zu wünschen wäre. Aus diesem Grunde, und um insbesondere die Aufmerksamkeit in Deutschland darauf hinzulenken, hat der leider zu früh verstorbene Paul Trömel aus dem umfangreichen Werke einen Auszug bearbeitet und mit Verbesserungen und Zusätzen in Petzholdt's „Neuem Anzeiger für Bibliographie“, Jahrgang 1856 (Seite 233 bis 246 und Seite 265 bis 271), erscheinen lassen.

Auch Frankreich hat eine ganze Reihe von Privatdruckereien; zu beginnen mit der von Franz I. im Jahre 1531 begründeten, unter Leitung des berühmten Robert Etienne (Stephanus) geführten königlichen Buchdruckerei, zählte man bis 1789 etwa dreissig derartige Offizinen. Mehr als in irgend einem anderen Lande haben die Aristokraten es sich in Frankreich angelegen sein lassen, Privatdruckereien zu errichten. Bereits während der Regierung Heinrichs IV. besass der Kardinal Duperron eine Druckerei in Bagnolet bei Paris, ebenso später Kardinal Richelieu auf seinem Schloss in der Touraine. Der Kanzler d'Auguesseau, die Marquise von Pompadour, die Dauphine Marie Josephe, Mutter Ludwigs XVI., der Herzog von Burgund, Bruder Ludwigs XVI., und manche andere Grosse waren Besitzer von Privatdruckereien.

*) John Martin, Bibliographical catalogue of privately printed books. 2. ed. London 1854. 8.

Kein Land hat daneben so viele geheime Druckereien besessen als Frankreich, wo bald religiöse Verfolgungswut, bald politischer Parteikampf das offene Auftreten den Druckern misslich erscheinen liess. Ich nenne von solchen die Handpressen der Jesuiten in Clermont, die „imprimeurs de la sainte union" aus dem Orden der Benediktiner, und der „Nouvelles ecclésiastiques" der Dominikaner.

Ebenso verhielt es sich mit fingierten Druckorten, die auf in Paris gedruckten Büchern angegeben wurden, um die Behörden irre zu leiten,

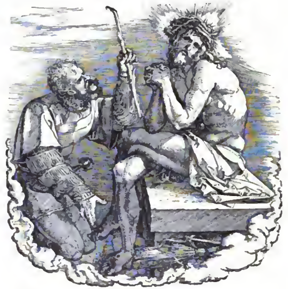


Abb. 112 Der Schmerzensmann. Titelbild zu dem Holzschnittwerk Albrecht Dürers „Die grosse Passion".

wie Quevilly, ein Marktflecken in der Normandie, Charanton, ein Ort auf dem Eilande Isle de France, Cologne (Pierre Marteau), Cythère, Paphos u. s. w., von denen die ersteren besonders bei irreligiösen oder ketzerischen Schriften, die letzteren bei unsittlichen Büchern zur Anwendung gekommen sind.

Die merkwürdigste Druckerei der Welt ist die der Mönche von Meuville im nördlichen Frankreich, wo alle Bücher für den klösterlichen und gottesdienstlichen Gebrauch der Mitglieder des Karthäuserordens auf der ganzen Erde gedruckt werden. Exemplare dieser Werke sind nicht



Abb. 113. Aus dem Holzschnittwerk Albrecht Dürers „Die heimliche Offenbarung Johannis" (1498): Die vier Reiter (Apokal. 6, 2—8).

käuflich; sie werden nur an die Ordensbrüder verabfolgt. Es sind sehr schöne, auf dem feinsten Handmacherpapier (mit dem Wasserzeichen des Ordens) hergestellte Erzeugnisse, vom grössten bis zum kleinsten Format, in Rot oder Blau gedruckt und mit Noten und verzierten Initialen versehen. Die Mönche des Klosters giessen auch ihre Lettern selbst, binden die Bücher ein und sind in allen Nebenfächern erfahren, so dass sie sogar die Zeichnungen für die Lettern, wie auch Holzschnitte und Lichtdruckbilder für Bücher in ihrer vielseitigen Anstalt herstellen.

In Deutschland tauchte die erste Privatdruckerei 1534 auf, dem Professor der Mathematik in Ingolstadt Peter Apianus (Bienewitz) gehörig, vom Kaiser Karl V. begünstigt. Er druckte das berühmte Werk „Inscriptiones sacrosanctae vetustatis“ etc. in Folio mit vortrefflichen Holzschnitten. Auch der berühmte Astronom Tycho Brahe legte in dem Schlosse Uranienburg auf der Insel Huen zum Drucke seiner Schriften 1596 eine besondere Offizin an. Albrecht
Abb. 112. Dürer druckte seine unvergleichlichen Holzschnittwerke der Passion,
Abb. 113 u. 114. Apokalypse und das Leben Mariä auf eigener Presse. Ulrich Fugger zu Augsburg begründete zur Beförderung der Litteratur 1558 eine eigene Druckerei. Ulrich von Hutten, der Freund des Erasmus und Verteidiger Luther's, tief verletzt durch den Tod seines Vetters Hanns von Hutten, den Herzog Ulrich von Württemberg hatte töten lassen, beschloss, diese Greuelthat der ganzen Welt bekannt zu machen. Da er im Vaterlande keinen Drucker finden konnte, der sich der Arbeit unterziehen wollte, so errichtete er selbst auf seinem Stammsitze Steckelberg in Franken eine Presse und druckte die bekannte „deploratio“ in lateinischen Versen, welcher ein Trostbrief an den Vater des Gemordeten, die fünf „Philippicae“ an den Herzog Ulrich, der Dialog „Phalarismus“ nebst Apologie und ein Aufruf an König Franz I. von Frankreich zur Rache, in lateinischer Prosa beigefügt war. Es ist ein kleiner Quartband mit blumenreichen Initialen und zwei grossen Holzschnitten.

Auch Thomas Münzer, der Urheber des Bauernaufstandes in Thüringen, hielt sich in Altstädt eine eigene Druckerei für seine schwärmerischen Schriften. Dann begegnen wir Leonhard Thurneysser zum Thurn, einem brandenburgischen Leibarzt. Er war einer der merkwürdigsten, abenteuerlichsten Menschen des sechzehnten Jahrhunderts. Geboren 1530 zu Basel, war er nacheinander Goldschmied, Naturhistoriker, Chemiker, Bergmann, Arzt, in allen Eigenschaften tüchtig, bald reich, bald arm. Nach langen Reisen in Europa und Asien kam er 1568 zurück und erwarb sich als Arzt Ruf durch seine Wunderkuren,

die er auch mit Glück an der Gemahlin des Kurfürsten Johann Georg übte. Der Kurfürst berief ihn von Frankfurt a/O., wo er sich wegen des Druckes seiner Werke aufhielt, nach Berlin und überwies ihm im „Grauen Kloster" Räume für ein alchemistisches Laboratorium; daneben



Abb. 114. Titelbild zu dem Holzschnittwerk Albrecht Dürer's „Das Marienleben" (1510).

legte er eine eigene Druckerei an, worin er die meisten seiner Werke selbst druckte. Von diesen verdient in typographischer Hinsicht seine Ausgabe eines Polyglottenalphabets in 32 europäischen und 63 asiatischen Sprachen besondere Beachtung.

Ferner hat Johann Kepler, der grosse Mathematiker und Astronom, seine in Linz begonnenen „Ephemeriden" zu Sagan im Schlosse des Herzogs Albrecht von Friedland und Sagan (Wallenstein) im

Jahre 1630 vollendet. Neben diesen und vielen anderen Privatdruckereien kennt man auch in Deutschland eine ganze Reihe von fürstlichen eigenen Druckereien, deren Aufzählung uns indessen zu weit führen dürfte.

Ein besonderes Gewicht legen viele Bücherliebhaber auf eine berühmte Abstammung der Bücher. Es hat zu allen Zeiten Männer gegeben, ebenso ausgezeichnet durch Geist wie Wissen, die es sich angelegen sein liessen, nur ausgewählte Exemplare von Werken in schönen, kostbaren Einbänden in ihre Bibliothek aufzunehmen. Wie sie gute Bücher als solche liebten, so gefiel es ihnen auch, sie in schönen Exemplaren zu besitzen, es war dies Verlangen eine Art Huldigung gegen die Autoren, die sie besonders schätzten und bewunderten. So erklärt sich der Luxus von Bibliotheken wie der von Grolier, Maioli, Grenville, de Thou, Colbert, d'Hoym und vieler anderer berühmter Sammler, welche uns Bücher hinterliessen, die von den Bibliophilen heiss begehrt sind. Wenn Ch. Nodier sagt, dass echte Bücherliebhaber bei dem Anblick gewisser Wappen auf den Einbänden geradezu gerührt sind, so entspringt dieses Gefühl gewiss der Erinnerung an die prachtvollen Bibliotheken, denen die Bücher entstammen; es geschieht, weil solche Insignien gewöhnlich die Garantie bieten, dass die betreffenden Bücher mit Geschmack gewählt, elegant und solide eingebunden, mit Schonung und Sorgfalt benutzt und aufbewahrt sind von den Kennern, deren Chiffre oder Wappen sie tragen.

Das ist der Grund, weshalb ein Grolier in einer Auktion hundertmal besser aufgenommen wird, als ganze Bibliotheken anderer Sammler. Wer war Grolier? Er gilt dem heutigen Geschlecht der Bibliophilen als der König im Reiche des guten Geschmackes und geniesst von allen früheren Sammlern das höchste Ansehen. Ihm sei deshalb eine eingehendere Betrachtung gewidmet.*)

Mit Stolz nennt man, besonders in Frankreich, den Namen Jean Grolier Vicomte d'Aiguisy, 1479 in Lyon geboren. Seine Familie stammte ursprünglich aus Verona, war aber schon lange in Frankreich naturalisiert. Er war vorübergehend als Finanzverwalter in Italien zur Zeit der französischen Okkupation daselbst thätig. Als solchen finden wir ihn 1510 in Mailand, als Papst Julius die heilige Ligue gegen Frankreich bildete, die in der Schlacht bei Ravenna (1512) unterlag. Jung, reich und mächtig, ein Freund der Künste und freigebiger Beschützer der Wissenschaft war er der Gegenstand höchster Achtung für

*) Elton, Great book Collectors. London 1893.

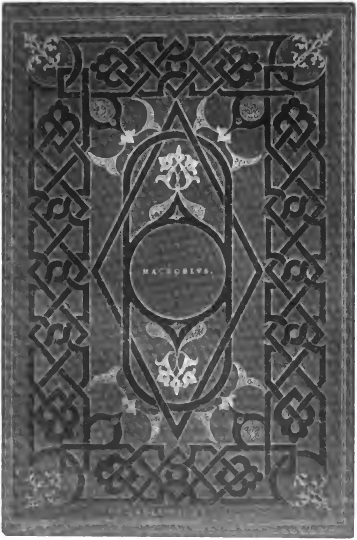


Abb. 115. Grolier-Band, 1520—1565. Macrobius de Somno Scipionis. Folio. Brixiae, 1501.
Gebunden für Jean Grolier um 1528 (Vorderseite).
Nach „Facsimiles of Book-Bindings", Bernard Quaritch, London.

die italienischen Autoren und Buchhändler. Mit den Mitgliedern der Familie der Aldus (Manutius) in Venedig war er ebenso befreundet

wie mit Gryphius, dem berühmten Drucker in Lyon; und Erasmus, der von Grolier sehr verehrt wurde, sagte ihm einmal eine Schmeichelei, die der Wahrheit sehr nahe kam. „Sie schulden den Büchern keinen Dank," schrieb er ihm, „aber diese Ihnen sehr viel, denn mit Ihrer Hilfe werden sie auf die Nachwelt kommen." Er sammelte schon in Italien viel und liess von geschickten Meistern eine grosse Anzahl griechischer und lateinischer Werke nach eigenen Zeichnungen und Angaben einbinden; er liebte seine Bücher ihres inneren Wertes halber und als Kunstwerke der Typographie, und als solche schmückte er sie auch äusserlich künstlerisch. Sein Einband ist meist einfarbig von braunem Leder mit originellen, stets wechselnden Zeichnungen im schönsten Renaissancestil in Goldpressung. Man erkennt die Bände, die fast alle dem Einflusse der Zeit gut widerstanden haben, leicht an der aufgedruckten Devise: „Portio mea, Domine, sit in terra viventium" und der stolzen Eigentumsbezeichnung: „Gio. Grolierii et amicorum", womit wohl angedeutet werden sollte, dass sie auch das gemeinsame Gut seiner Freunde sein sollten.

Abb. 115 und 116 und Beilage VI (S. 154/155).

De Thou's grosses Geschichtswerk enthält auch einen Bericht über Grolier's Lebenslauf. Nach ihm hat sich Grolier später in Paris als Schatzmeister Franz' I. in der rue de Bussy ein prachtvolles Haus gebaut, das bekannt war unter dem Namen Hôtel de Lyon. In einem grossen Saal hatte er seine Bücher aufgestellt, so sorgfältig und mit feinem Geschmack gebunden und geordnet, dass seine Bibliothek nur mit der von Pollio in Rom errichteten zu vergleichen war. Und so gross war seine Freigebigkeit gewesen, dass nach seinem Tode jede einigermaassen bedeutende Bibliothek in Frankreich in der Lage war, einige seiner herrlichen Einbände als ihre Hauptzierden aufzuweisen. Grolier wurde im hohen Alter durch Verdächtigungen seiner Amtsführung sehr heimgesucht, und sein Vermögen schwebte zu gewissen Zeiten in grosser Gefahr. „Er war so vertrauend in seiner Unschuld," sagt de Thou, „dass er keine Hilfe bei seinen Freunden suchte; er würde zuletzt wohl gefallen sein, wenn er nicht durch meinen Vater, den Präsidenten, beschützt wäre, der sich seiner Hilfe immer bediente, um den Schwachen gegen den Stärkeren zu stützen, und den Lernbegierigen gegen die Ignoranz der Menge." Der alte Schatzmeister starb (1544) im sechsundsechzigsten Jahre in seinem Hôtel de Lyon, inmitten seiner Bücher, und wurde in der Nähe des Hochaltars in der Eglise de St. Germain des Prés beigesetzt.

Nach Grolier's Tode wurde sein Eigentum unter die Familien seiner Töchter verteilt; unzweifelhaft wurden viele der Bücher verkauft, aber



Grolier-Einband. Venedig 1530.

Nach William Younger Fletcher „Foreign Bookbindings in the British Museum", Kegan Paul, Trench, Trubner & Co., London.

Beilage VI.

der grössere Teil der Bibliothek wurde Eigentum von Méric de Vic, des alten Schatzmeisters Schwiegersohn. Méric war Siegelbewahrer Ludwigs XIII.; sein Sohn Dominique wurde Erzbischof von Auch.



Abb. 116. Grolier-Band, 1520—1565. Macrobius de Somno Scipionis. Folio. Brixiæ, 1501. Gebunden für Jean Grolier um 1528 (Rückseite). Nach „Facsimiles of Book-Bindings", Bernard Quaritch, London.

Beide waren Bücherliebhaber und hüteten sorgfältig die etwa dreitausend Prachtbände von Grolier, deren Besitzer sie nach und nach geworden waren. Sie wohnten in einem grossen von Budaeus erbauten Hause in der rue St. Martin und hier wurden die Bücher bis zu ihrer grossen Zerstreuung im Jahre 1675 bewahrt. Bonaventura d'Argonne be-

schreibt die Auktion der Bibliothek: „Ganz Paris war im Hôtel de Vic zu sehen, eine solche glänzende Sammlung hätte mancher gern allein erworben, aber, wie die Sache lag, erhielt jeder Bieter nur einen Teil der kostbaren Beute.“ Bonaventura kaufte selbst einige der schönsten Werke, da er aber notorisch nur ein armer Mönch war, so können die Preise unmöglich sehr hoch gewesen sein. Ein fleissiger Gelehrter, Le Roux de Lincy, hat ein Werk über Grolier veröffentlicht*), das sein Leben und seine Bücher behandelt. Er hat mit vieler Mühe versucht, die weiteren Schicksale der in der Auktion von 1675 in alle Winde zerstreuten Bücher zu ermitteln. Nach ihm gingen sie damals hauptsächlich in den Besitz über von Paul Pétau, einem Antiquar, dann des Historikers de Thou, des Juristen und Staatsmannes Pithou, sowie von Jean Ballesdens, eines damals berühmten Sammlers, dessen Bibliothek nach seinem Tode (1677) noch neun Grolierbände enthielt. Ferner erstanden sie de Mesmes und Bigot, Colbert und Lamoignon, Kapitän du Fay, Graf d'Hoym, der Fürst de Soubise u. a. m. Einige der schönsten erstand Baron Hohendorff, ein österreichischer Bibliophile, der mehrere davon in dem Kataloge seiner reichen Bibliothek verzeichnete. Mit dieser Bibliothek gingen sie 1720 in den Besitz der kaiserlichen Bibliothek in Wien über. De Lincy hat den Verbleib von mehr als dreihundert Grolierbänden festgestellt, die meisten derselben liegen jetzt in öffentlichen Bibliotheken für alle Zeiten fest. Den wertvollsten Teil der Bibliothek erstand in der Auktion der schon obengenannte Henri de Mesmes, ein Freund Grolier's, er erwarb eine grosse Menge von Geschenkexemplaren, auf Pergament gedruckt und prachtvoll eingebunden.

De Mesmes sammelte mit Vorliebe Seltenheiten aller Art, auch scheint er Liebhaber frühester Druckerzeugnisse gewesen zu sein, flämischer und italienischer illustrierter Werke, und arabischer und armenischer Abhandlungen, die ihm seine Agenten im Osten besorgten. Seine Bibliothek gestaltete sich zu einem wertvollen Museum und wurde von allen seinen Zeitgenossen gepriesen, mit Ausnahme von François Pithou, der de Mesmes einen litterarischen Totengräber nannte und es betrauerte, dass so viele gute Bücher in diesem kalten, düsteren Grabe ruhen mussten.

Die normännische Familie der Bigot rivalisierte mit de Mesmes in ihrem Eifer Bücher zu sammeln. Jean Bigot hatte 1649 eine ausgezeichnete Bibliothek von etwa 6000 Bänden, die er zum Teil von seinen

*) Le Roux de Lincy, Recherches sur Jean Grolier. Paris 1866. 8.

Vorfahren geerbt, zum Teil aus den Klosterbibliotheken von Fécamp, Mont St. Michel und anderen benachbarten Orten erworben hatte. Sein Sohn Louis-Emeric übernahm die Bibliothek als seinen Erbschaftsanteil und sah in der Verbesserung derselben seine Lebensaufgabe; er unternahm weite Reisen, um Bücher zu erwerben; wenn er zu Hause sich befand, war seine Bibliothek ein Rendezvous aller, die sich für Litteratur interessierten. Die Bücher wurden dann Robert Bigot unter Bedingungen hinterlassen, die ihre Zerstreuung verhindern sollten. Trotzdem wurden sie 1706 öffentlich versteigert, bei welcher Gelegenheit die Regierung viele Klosterarchive und die meisten Handschriften erwarb.

Die Gelegenheit dieser Auktion benutzte das Oberhaupt der Familie de Mesmes, um ihre Bibliothek mit zu versteigern. Sonderbarerweise wurde damals gar keine Notiz davon genommen, dass die Mesmes-Bibliothek den schönsten Teil der Grolierbibliothek enthielt. Die kostbaren auf Pergament gedruckten Aldinen fielen einem Ignoranten, einem Notar, in die Hände, der alle die schönen Einbände, Wunder der italienischen Kunst, abreissen liess, und sie durch aufgedonnerte Prachtdecken ersetzte, die seinem hausbackenen Geschmack mehr zusagten.

Le Roux de Lincy bemerkt, dass Grolier's Bücher fast das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch merkwürdig vernachlässigt geblieben sind. Erst gegen Ende dieser Periode hatte Graf Mac Carthy den guten Geschmack, einige derselben seiner Sammlung von Pergamentdrucken einzuverleiben. Und etwa 1793 begann Mr. Cracherode alle Grolierexemplare, die in den Handel kamen, aufzukaufen; seine Bibliothek, die er dem British Museum vermachte, enthielt nicht weniger als achtzehn schöne Werke Grolier's. Acht weitere enthielt im Jahre 1846 die ebendorthin vermachte vortreffliche Bibliothek von Thomas Grenville.

Die Engländer haben zuerst den Wert der Grolierbände erkannt, und lange vor den Franzosen sie zu erwerben getrachtet. Hier bewahrheitete sich wieder einmal das Sprichwort: der Prophet gilt in seinem Lande nichts. Als Gaignat, dessen Bibliothek als eine in jeder Hinsicht vollkommene betrachtet wurde, im Jahre 1768 starb, besass er nur einen Grolierband, ein Exemplar von Paolo Giovio's Werk über die römischen Fische; es ging lautlos an den Duc de la Vallière über, in dessen Auktion es mit noch zwei anderen Grolierbänden für wenige Livres von unbekannten Käufern gleichgültig erworben wurde.

Erst spät erwachte in Frankreich die Grolierliebhaberei, erst seit

etwa fünfzig Jahren hat sich die Gunst der Bücherliebhaber in immer steigendem Maasse diesen Werken zugewandt, heute ist jeder Sammler stolz darauf, wenn er nur einen Grolierband sein eigen nennen kann, und man bezahlt fabelhafte Preise dafür. So wurde 1887 bei einer Ver-



Abb. 117. Französischer Einband des XVI. Jahrhunderts. Gebunden für Heinrich II. und Diana von Poitiers um 1555. Nach „Facsimiles of Book-Bindings", Bernard Quaritch, London.

steigerung von Techener in Lyon ein Grolier-Heliodorus mit 12000 Francs bezahlt; man sagt, er sei nach New York gegangen, der Stadt, wo vor nicht langer Zeit von Bibliophilen ein Grolier-Club gegründet wurde. Ein anderer Grolier, der 1515 von Aldus gedruckte Catull, mit einem köstlichen, vorzüglich erhaltenen Einbande, ging bei der Auktion Lignerolles (1894) für 10000 Francs fort. —

Einer grossen Gunst erfreuen sich auch bei den heutigen Bibliophilen die Bücher, deren Einbände mit dem doppelten Halbmond, dem Lieblingsmonogramm Heinrichs II., und der Diana von Poitiers geschmückt sind, und das mit um so grösserem Rechte, als diese viel Abb. 117.



Abb. 118. Französischer Einband, für Franz I. gebunden. Paris 1541. Nach „Facsimiles of Book-Bindings", Bernard Quaritch, London.

seltener im Handel vorkommen, als jene des Schatzmeisters Franz' I., denn der grösste Teil dessen, was von den Schätzen Heinrichs II. überhaupt noch existiert, ist in den Besitz der Nationalbibliothek in Paris übergegangen, dieser an Schätzen so reichen, auch an Proben alter Einbände ungemein reichhaltigen Bibliothek. Neben diesen Chiffren dienen der Molch Franz' I., der Totenkopf Heinrichs III. und das Abb. 118 u. 119.

Doppelwappen Heinrichs IV. den damit geschmückten Büchern zur
Abb. 120. besten Empfehlung, dann die drei Bienen von de Thou. Ein in Saffian gebundenes, mit diesem Wappen geschmücktes und damit erwiesenermaassen aus der Bibliothek des grossen Historikers Jacques-Auguste de Thou abstammendes Buch ist zehnmal mehr wert, als ohne diesen Einband, und diese Progression kann sich noch je nach dem Werte des Buches selbst steigern, zumal wenn das Buch ein französisches ist, in

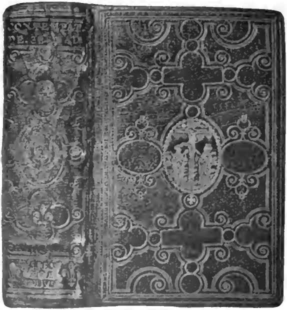


Abb. 119. Französischer Einband, für Heinrich III. gebunden. Paris, 1583.
Nach W. Y. Fletcher, F. S. A. „Bookbinding in England and France", Seeley & Co., London.

welcher Sprache der berühmte Parlamentspräsident sonderbarerweise wenig zu sammeln pflegte.

In gleichem Ansehen steht das Wappen des Grafen d'Hoym, des Gesandten des Königs von Polen in Frankreich im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Dieses Wappen, das berühmter bei den Bibliophilen als bei den Heraldikern ist, verzehnfacht ebenfalls den Preis eines Buches, wenn der Einband gut erhalten ist. Ein Gleiches gilt von dem Wappen des Girardot de Préfond, das sich nur auf Einbänden von ganz vorzüglicher Beschaffenheit findet. In Nachahmung dieses

Girardot'schen Wappens hatte Ch. Nodier sein „ex museo" auf die 1300 schönen Bände seiner Büchersammlung gesetzt, die er mit so viel Geschmack und Verständnis zusammengebracht hatte, dass nach seinem Tode die Versteigerung seiner Bibliothek im Jahre 1844 die hübsche

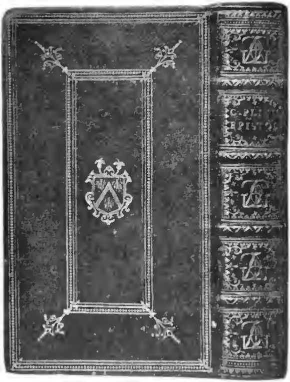


Abb. 120. Einband aus der Bibliothek des Jacques-Auguste de Thou. (Rückseite.)
Nach W. Y. Fletcher, „Bookbinding in England and France", Seeley & Co., London.

Summe von 68000 Francs ergab, dank der lebhaften Konkurrenz mehrerer passionierter Bibliophilen. Diesen klangvollen Namen seien noch die einiger anderer berühmten französischen Sammler hinzugefügt: Dupuy, de Ballesdens, Madame de Chamillart, Abbé de Rothelin, Gaignat, Randon de Boisset, Bonnemet, Naigeon u. s. w., deren Bücher heute noch zu den gesuchtesten gehören.

Die Merkmale und Beweise der Abstammung der Bücher aus früherem Besitz ergeben sich für den Sammler aus den Bibliotheks- oder Bücherzeichen, sowie aus den Einbänden. Da aber diese Bibliothekszeichen für sich, losgelöst von den Büchern, in neuerer Zeit besonderer Gegenstand des Sammelns geworden sind, so wird es sich empfehlen, sie in einem eigenen Kapitel zu behandeln. Damit lässt sich zugleich eine Besprechung der Druckerzeichen verbinden, die ebenfalls unabhängig von den Büchern gesammelt werden. Und auch der Entwickelungsgeschichte des Einbandes wird am besten in gesonderter Darstellung gedacht. Wenden wir uns also diesen Gegenständen nunmehr zu.

VIERTES KAPITEL.

EX LIBRIS, DRUCKERZEICHEN UND EINBÄNDE.

Ex libris bedeutet wörtlich übersetzt „aus den Büchern"; die lateinische Form hat sich ein internationales Bürgerrecht erworben, bei uns in Deutschland sagt man auch „Bibliothekzeichen", „Bücherzeichen", in England „book-plate", in Holland „boekmerkteeken", die Franzosen haben noch kein eingebürgertes eigenes Wort dafür gebildet, sie bedienen sich meistens des lateinischen Ex libris, selten auch „marques de possession". Die Bibliothekzeichen bestehen entweder aus dem vollen Namen oder einem Namenszuge, mit oder ohne Wappen, Emblem, oder Symbol und Wahlspruch, meistens in Form eines kleinen Bildchens auf die innere Seite des oberen Einbanddeckels eingeklebt.

Die Ex libris sind beinahe so alt, wie die Buchdruckerkunst und haben von Beginn an wohl den Hauptzweck gehabt, das Verlorengehen ausgeliehener Bücher zu verhüten; sie haben den weiteren Vorteil, dass man später ein Buch sofort als Bestandteil einer bestimmten Bibliothek erkennen kann; und drittens dienen sie dazu, dem Eigentumsgefühl des Besitzers Genüge zu leisten, der durch das Bibliothekzeichen sein Ansehen als Bücherliebhaber verstärken, oder damit auch mitunter einen Hinweis auf seine Persönlichkeit oder seine Stellung im Leben verbinden will.

Der persönliche Charakter des Bücherliebhabers wird oft durch ein Bibliothekzeichen und den Sinnspruch sehr verständlich angedeutet, wie auch die ex libris von dem Geschmack und der Neigung des Besitzers Zeugnis geben. Die heraldischen Darstellungen, die früher selten bei einem Ex libris fehlten, standen unzweifelhaft mit der wechselnden Mode des Mittelalters in enger Verbindung und haben, vom Standpunkte der Kulturgeschichte betrachtet, einen nicht zu unterschätzenden Wert. Aber auch in ästhetischer Hinsicht enthalten manche der älteren Bibliothek-

zeichen in ihrer hübschen Ornamentik brauchbare Motive für die heutige dekorative Kunst.

Bibliothekzeichen lehnen sich gern an symbolische und allegorische Darstellungen, und vielen sieht man es sofort an, dass sie von genialer Herkunft sind. Berühmte Männer und Frauen bedienten sich für ihre Bücherschätze der Ex libris. Man kennt solche von Washington, Carlyle, Victor Hugo, Dickens, Gladstone, Gambetta u. s. w., und viele Fürstlichkeiten aller Länder versahen ihre Bücher mit solchen Zeichen. Wo eine historische oder litterarische Grösse so ein originelles Ex libris hinterlassen hat, mit einem kernigen Spruch oder einer eigenartigen Allegorie, z. B. einem Stapel Bücher, auf deren Rücken die Namen der Lieblingsautoren des Besitzers stehen, oder etwas auf die Musik, Malerei oder Bildhauerkunst Bezügliches, da thut man auch einen Blick in das innere Leben, den Geschmack und die Wünsche des Betreffenden.



Abb. 121. Dr. phil. Albrecht Kirchhoff

Viele Ex libris sind von den Besitzern selbst entworfen und gezeichnet, ihr Studium führt mitunter zu interessanten Entdeckungen. Der Sammler kann durch Übung dahin gelangen, bei undatierten Büchern aus dem Stile des Sinnspruchs, wie der Ausführung der Zeichnung des Ex libris nicht nur das Alter des Buches, sondern auch den Meister des Bibliothekzeichens zu erkennen, was zur Feststellung der Abstammung des Buches für den Liebhaber von grosser Wichtigkeit ist.

Wenn also die Ex libris in ernsthafter Weise gesammelt, geordnet und studiert werden, so sind sie jedenfalls der Mühe und Kosten des Sammelns nicht weniger wert, als Münzen, Briefmarken, Wappen, Siegel u. dergl. Das heutige Ex libris-Sammeln ist, nachdem es lange Zeit hindurch ganz geruht hatte, noch sehr jungen Datums; es begann erst



Bücherzeichen des Hiltbrand Brandenburg um 1480

Bücherzeichen des M Reichart Ende des XV Jahrhunderts

Bücherzeichen der Artistenfakultät in Ingolstadt, 1482

Aus der Ex libris-Sammlung der Bibliothek des Börsenvereins der deutschen Buchhändler in Leipzig



Abb. 122. Bibliothekzeichen des Dr. Joh. Pet. Merenda, 1548.
Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.

vor etwa fünfundzwanzig bis dreissig Jahren; heute aber ist die Kollektiomanie auf diesem Gebiete schon fast epidemisch, jedenfalls aber kosmopolitisch geworden, sie hat sich über ganz Europa und Amerika verbreitet und überragt an Bedeutung fast das Autographensammeln.

Es existiert bereits eine ansehnliche Litteratur darüber. Die erste Schrift von Bedeutung gab Poulet-Malassis unter dem Titel „les Ex-libris français depuis leur origine jusqu'à nos jours", Paris 1874, 8, heraus, und kürzlich (1897) erschien in London „French book plates, an illustrated handbook for collectors of ex-libris" von Walter-Hamilton. Die schönsten Ex libris der Nationalbibliothek in Paris sind von Henri Bouchot beschrieben: „Les ex-libris d'Art de la Bibliothèque Nationale", Paris 1897, 8. Die Bibliothek des Börsenvereins der deutschen Buchhändler in Leipzig besitzt auch eine bedeutende Kollektion von



Abb. 123. Das Bibliothekzeichen des Johannes Froben
Von Hans Holbein.



Abb. 124. Bibliothekzeichen des Propstes von St. Lorenz in Nürnberg, Hektor Pommer, von Albrecht Dürer. 1525. Holzschnitt. Unterschrift in drei Sprachen: „Dem Reinen ist alles rein."

Ex libris, deren Grundstock die von Dr. Albrecht Kirchhoff angelegte Sammlung bildet, die er zusammen mit seinen anderen auf die Geschichte des Buchhandels bezüglichen Kollektionen im Jahre 1875 der Bibliothek als Geschenk zur Verfügung gestellt und seitdem durch fortwährende Gaben beständig vermehrt hat. Eine grosse Bereicherung erfuhr die Sammlung im Jahre 1876 durch den Ankauf der Lempertz'schen Sammlungen. Eine Reihe wertvoller Stücke fand sich ferner in der 1887 angekauften Sammlung von A. F. Butsch, Zur Geschichte des Buchornaments. In neuester Zeit sind durch Tausch namentlich neuere Ex libris hinzugekommen.

Aus Anlass des siebzigsten Geburtstages (30. Januar 1897)
Abb. 121. des Dr. Albrecht Kirchhoff, dem die Bibliothek für alles, was er für sie gethan, zu so grossem Danke verpflichtet ist, ist im Verlage des Börsenvereins eine Auswahl der schönsten dieser Ex libris von dem verdienstlichen Bibliothekar des Börsenvereins, Herrn Burger, veröffentlicht



Abb. 125. Bibliothekzeichen Pirckheimer's von Albrecht Dürer, Holzschnitt. Mit dem Pirckheimer'schen und Rieter'schen Wappen, demnach vor dem Tode von Pirckheimer's Gattin Crescentia Rieter (1504) gezeichnet. „Für sich und seine Freunde aufgestellt, Buch des Willibald Pirckheimer."

Beilage VII (S. 164/165).

worden.*) Diese Bibliothekzeichen verteilen sich auf das fünfzehnte bis neunzehnte Jahrhundert und reproduzieren die grössten Seltenheiten.

Ein besonderes Verdienst haben sich bei uns in Deutschland Warnecke durch sein Buch „Die deutschen Bücherzeichen von ihrem Ursprunge bis zur Gegenwart", Berlin 1890, 8, und G. Seyler durch sein „Illustriertes Handbuch der Ex libris-Kunde", Berlin 1895, 8, erworben. Auch der Bibliothekar Heinemann in Wolfenbüttel hat 1895 eine Sammlung von hundertundsechzig ausgewählten Bibliothekzeichen der herzoglichen Bibliothek reproduziert herausgegeben; und die „42 Ex libris" des genialen Jos. Sattler, die Warnecke 1895 herausgab, können sich dem Besten an die Seite stellen, was die deutsche Kleinkunst auf diesem Gebiete geleistet hat. Ebenso die Entwürfe von E. Doepler dem jüngeren.

Ich nenne ferner Norna Labouchère „Ladies book plates", London 1896, 8, und Aug. Stoebers „Petite Revue d'ex libris Alsaciens", Mühlhausen 1881, 8, sowie endlich J. Leicester Warren „Guide to the study of book plates", London, 1880. 8.



Abb. 126. Bibliothekzeichen der Bürgerbibliothek Winterthur, 16..
Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.



Abb. 127. Bibliothekzeichen des Joh. Albrecht Herzog von Mecklenburg, c. 1620.
Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.

*) Aus der Ex libris-Sammlung der Bibliothek des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. 65 meist unveröffentlichte Blätter auf 50 Tafeln. Leipzig 1897. 4.



Abb. 128. Bibliothekzeichen des Joh. Christof von Engelshofen, 1623. Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.

In London wurde 1890 die „English ex-libris-society" begründet, die ein eigenes „Journal of the ex-libris-society" herausgiebt und gegenwärtig über vierhundert Mitglieder zählt. Auch in Paris hat sich 1893 eine Gesellschaft gebildet, die ein monatliches Organ: „Archives de la Société française des Collectionneurs d'Ex-libris" erscheinen lässt. Ferner wurde in Washington eine amerikanische „Ex-libris-society" ins Leben gerufen, die seit Oktober 1896 eine Zeitschrift „Ex libris" veröffentlichte, die aber wieder eingegangen ist. Und in Berlin hat sich 1891 auch ein „Ex libris-Verein", der jetzt unter dem Vorsitz des Professors E. Döpler dem jüngeren steht gebildet, der eine vortrefflich redigierte „Ex libris-Zeitschrift" herausgiebt, die sich die Erforschung alter und die Herausgabe neuer Ex libris-Zeichen ebenso zur Aufgabe macht, wie die vorher genannten anderen Zeitschriften. Diese Gesellschaften zählen zusammen etwa neunhundert Mitglieder. Eine der bedeutendsten Sammlungen ist die des Grafen K. E. zu Leiningen-Wester-
Abb. 122 bis 157. burg in München, die jetzt zwölftausendvierhundert Nummern zählt, und aus der wir eine Reihe von Abbildungen hier veröffentlichen.



Abb. 129. Bibliothekzeichen des Collegium theologorum, in Piacenza, 17 (Italien). Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.

Man ist gegenwärtig in lobenswerter Weise bestrebt, den Bibliothekzeichen künstlerischen Wert zu verleihen, und geht gern auf die schönen Muster zurück, die wir in den Zeichnungen von Dürer, Burgkmair, Holbein, Lucas Cranach, Jost Amman, Bartolozzi, Eisen, Boucher, Chodowiecki, Ludwig Richter u. a. besitzen.

Unter den heutigen Ex libris-Zeichnern steht der geniale Max Klinger obenan, von dessen Hand bereits acht Bibliothekzeichen herrühren. Das heutige Ex libris soll dem Besitzer auch eine Zierde seines Buches sein. Es giebt Bücherliebhaber, die damit



Abb. 130. Bibliothekzeichen des Ferd. Barth von Harmating, 1694.
Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.



Abb. 131. Bibliothekzeichen des Karl Alexander-Gymnasiums, Ansbach 17 . . .
Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.

noch nicht zufrieden sind und die ihre Einbände noch aussen auf dem Deckel mit einer Marke, einem Motto, einer Zeichnung oder einer heraldischen Darstellung verzieren. Diese Kennzeichen der Abstammung auf dem äusseren Einbanddeckel nennt man Super-Ex-libris; sie sind ebenso alt, wie die Ex libris.

Es werden zuweilen von Personen, die mit den äusserlichen Eigentümlichkeiten der Bücher nicht genauer bekannt sind, die hier besprochenen

Bibliothekzeichen oder Ex libris verwechselt mit den „Drucker- und Verlegerzeichen“ (auch Signete, Druckermarken genannt, englisch printer marks, französisch marques typographiques), die auf dem Titelblatte vieler Bücher gedruckt stehen, gewissermaassen

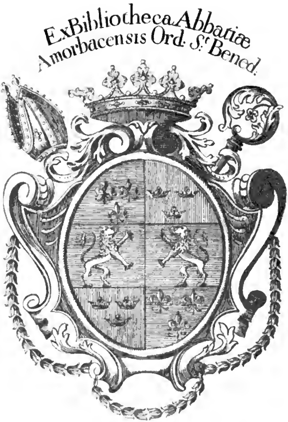


Abb. 132. Bibliothekzeichen der Abtei Amarbach, 17 . . .
Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.

als Handelsmarke des Druckers oder Verlegers. Sie haben die gute Eigenschaft, die Monotonie und Steifheit der geradlinigen Satzzeilen des Titels angenehm zu unterbrechen, entspringen im übrigen denselben Motiven wie die Ex libris.

Abb. 17. 19. 24. 32. 33. Schon fast alle berühmten älteren Drucker, wie Fust und Schöffer, die Aldus, Giunta's, Elzeviere, Plantin's u. s. w., hatten ihr

Druckerzeichen, wie wir bereits bei der Besprechung von deren Thätigkeit im zweiten Kapitel gesehen haben. Namentlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert ist die Sitte mit viel Geist und Geschmack geübt und zwar nach gewissen Grundprinzipien, nach denen sich die Signete in bestimmte Gruppen einteilen lassen.

1. Solche, die lediglich als Erkennungszeichen dienen, aus denen sich nichts Besonderes für die Person des Benutzers folgern lässt; für diese sind meistens Abbildungen mythologischer Tiere, Figurenbuchstaben, Monogramme u. dergl. benutzt.

2. Solche, die bildlich mit besonderer Bezugnahme auf den Namen des Besitzers gewählt sind, wie z. B. für den Namen Müller eine Mühle, für Schuster ein Stiefel, für Leo ein Löwe, für Gryphius ein Greif u. dergl.; sie sind gewöhnlich mit einem Sinnspruch versehen. Besonders beliebt waren in dieser Gattung die rebusähnlichen Wortspiele. Das Wappen von Baumann in Breslau zeigt ein unfertiges Haus mit dem Baumeister davor. Apianus (Bienewitz) in Ingolstadt sendet einen Bären baumaufwärts und lässt ihn von Bienen umschwärmen. Froschauer in Zürich mag für seinen schlechten Rebus einige Entschuldigung in dem Humor finden, mit dem er einen Jungen auf einem Riesenfrosch reiten lässt. Für Granjon lag das Wortspiel fertig in der grossen Binse (grand jone). Das Schiff (Galliote) des Galliot du Pré fährt unter vollen

Abb. 170.
Abb. 50.
Abb. 162.
Abb. 55. 56.

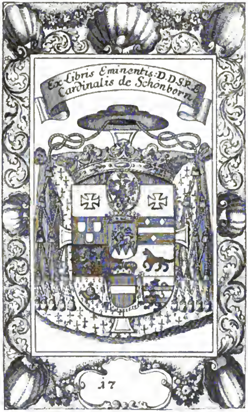


Abb. 133. Bibliothekzeichen des Kardinals Graf von Schönborn, 17 . . .
Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.

Segeln. Namentlich die Engländer gefielen sich oftmals in bis an die Grenze des Zulässigen getriebenen Wortspielen. William Middleton stellte sein W. M. mitten anf eine Tonne. William Griffith zeigt uns einen Greif mit einer Bartnelke (Sweet William) im Schnabel. Abb. 164. Thomas Woodcock (Holzhahn) setzte einen Hahn auf einen Scheiterhaufen. Thomas Pavier führte als Zeichen einen arbeitenden Pflastersetzer (pavier). Raynard Wolf lässt seine Namensvettern Fuchs und Wolf seinen Schild halten. Das Zeichen John Day's (Tag) zeigt eine von der aufgehenden Sonne beleuchtete Landschaft, im Vordergrunde ein Schlafender, den ein Engel mit den Worten weckt: „arise! for it is day" (steh auf, denn es wird Tag).



Abb. 134. Bibliothekzeichen des Herzogs Ludwig Rudolf von Braunschweig, † 1735. Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.

3. Solche, die einen mit dem Namen des Druckers in Verbindung stehenden Bibelspruch enthalten. So benutzte Mart. Brandt 1620 in Amsterdam das Bild eines Emmausgängers mit den Worten (Evang. Lucä Kapitel 24, Vers 32) „brannte (!) nicht unser Herz in uns, da er mit uns redete auf dem Wege". Paulus van Ravesteyn, der grosse Amsterdamer Bibeldrucker, gebrauchte ein Bild des Elias in der Wüste, dem ein Rabe die Speise bringt, u. s. w.

4. Solche, die ohne Anspielung auf den Namen des Druckers einer Bibelstelle entlehnt sind, wie z. B. Albert Hendrickszoon in Delft im siebzehnten Jahrhundert, der sein Signetbild dem Matthäus (Kap. 13, V. 44) entnimmt, den Schatzgräber auf dem Acker.

5. Solche, die irgend einem philosophischen oder wissenschaftlichen Sinnbilde entlehnt sind, aus dem man die Lebensanschauung oder das Abb. 35. 169. Specialfach des Benutzers erkennen kann. So gebrauchte Willem Janszoon Blaeu in Amsterdam das Bild der Himmelssphäre als Hin- Abb. 32. 33. weis auf seinen astronomischen Verlag. Plantin kennzeichnete den

Geist, der seine Arbeiten leitete, durch eine Hand mit dem Zirkel. Abb. 32. 33.
Froben führte einen von Schlangen umwundenen Stab, auf dem eine Abb. 48.
Taube sitzt (Schlangenklugheit und Taubeneinfalt). Marnef wählte den Pelikan, der sich die Brust zerfleischt, um seine Jungen zu ernähren.



Abb. 135. Bibliothekzeichen des Königl. Preuss. Admiralitäts- und Licentkollegiums, Königsberg i. Pr., 17 . . .
Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.

Künstlerisch schön ist das Zeichen des Oporin: der auf dem schwimmenden Delphin sich wiegende Arion, der von den Winden getragen zu werden scheint. Ebenfalls bemerkenswert ist der Saturn des Colinäus und das schöne Sinnbild der Gioleti, mit dem keck in die Sonne schauenden grossen Adler und dem Motto „semper eadem“. Voll Kraft

Abb. 50. und Grazie ist der Greif der Familie Gryphius und der Pegasus der Familie Wechel. Und originell das Symbol des Hieron. Scott, eine

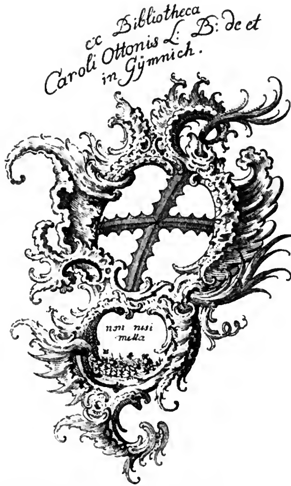


Abb 136. Bibliothekzeichen des Karl Otto Freiherrn von und zu Gymnich 17...
Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.

weibliche Figur auf einer Erdkugel, welche dem Drucke der Zügel, die sie führt, zu gehorchen scheint. Mitunter hatten diese Zeichen eine bedeutende Grösse; riesenhaft ist der wilde Löwe des Mylius von Strassburg, ebenso die drei reissenden Bestien Brylinger's,

während Couteau's kolossaler Löwe friedlich auf einem Schild von Blumen ruht.

6. Solche, die von Amts wegen benutzt wurden, wie Staats- oder Städtewappen u. dergl., die also nicht eigentlich als persönliche Druckerzeichen gelten können, wie z. B. Plantin mitunter das Wappen von Antwerpen und van Graue in Löwen den Stern der dortigen Akademie gebrauchten, letzteres beiläufig bemerkt ein hervorragend schönes Druckerzeichen. Gewisse einfache und leicht verständliche Embleme scheinen als ein Gemeingut der Drucker aller Länder gegolten zu haben; so gebrauchten Oeglin, Notary, Martens, Thanner und Weissenburger die Erdkugel. Die Druckerpresse wurde benutzt von Ascenius, Vascosan, Roigny, Schilders, de Preux, Hanns Lufft u. s. w. Kreuz, Stern und Anker wurden in allen erdenklichen Zusammenstellungen verwendet, die Zeit zeigt sich in allerlei Gestalten, die Schlange windet sich durch eine Menge Druckerzeichen. Die oft vorkommende Axt, welche einen Holzblock spaltet, erhielt eine schreckliche Vorbedeutung in dem Zeichen des grausam hingerichteten Etienne Dolets.



Abb. 137. Bibliothekzeichen des Ferdin. Reichsedlen von Hosson, München 17 . . .
Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.

Eine Zusammenstellung dieser verschiedenen Ergebnisse menschlichen Scharfsinnes wäre wohl der Mühe wert; es würde sich daraus unter anderem auch feststellen lassen, wie einige die Gedanken anderer übernommen haben, sei es ganz oder in veränderter Form. Als Probe führe ich an, dass die Elzeviere ihren Ölbaum dem Robert Stephanus (Etienne) entlehnt haben, der ihn schon 1545 benutzte. Abb. 24 u. 26.

Die Elzeviere haben sein Signet wenig verändert, nur der Sinnspruch lautet anders; Stephanus sagt: „noli altum sapere, sed time" (Ausspruch des Apostels Paulus: strebe nicht zu hoch, sondern sei besorgt), die Elzeviere sagen: „ne extra oleas". Von solcher Übernahme oder Nachahmung älterer Signete liesse sich mancher Nachweis führen; es würde aber doch immer schwer zu beweisen sein, dass der zweite das Zeichen des ersten wirklich gekannt hat, während es, auch wenn dies der Fall war, stets eine Härte wäre, zu verlangen, dass der zweite ein für ihn passendes Signet hätte aufgeben sollen, weil es kein ursprüngliches war. Anders aber liegt die Sache in Fällen wie der, wo sich Abb. 19 Aldus darüber beklagt, dass ihm die Nachdrucker in Lyon nicht allein seine Bücher nachdruckten, sondern auch sein Druckerzeichen dazu, den weltberühmten, von einem Delphin umschlungenen Anker.



Abb. 138. Bibliothekzeichen des Kanonikus Heinr. Braun, München 17...
Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.

Als nach und nach die Buchdrucker aufhörten, zugleich die tonangebenden Verleger zu sein und Lohndrucker der Buchhändler wurden, mussten sie den Verlegern den Platz auf dem Titel räumen und bescheiden in den Hintergrund treten. Die Verleger nahmen nun ihrerseits vielfach Embleme an, in der Regel jedoch allgemeiner Art, z. B. eine brennende Lampe, ein aufgeschlagenes Buch, eine Presse im Strahlenkranze, einen Greif oder vielfach einen Schild mit den Anfangsbuchstaben der Firma.

Die allegorischen Druckerzeichen waren etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ganz durch einfache Namenszüge, Rosetten u. dergl. verdrängt und gelangten erst gegen die Mitte unseres Jahrhunderts allgemein wieder in Aufnahme. Gegenwärtig bilden die Drucker- und

Verlegersignete ebenso den Gegenstand des Sammelns für Liebhaber, wie die Ex libris, namentlich in Belgien und Frankreich sind grosse Kollektionen davon zusammengebracht.

So besitzt der Cercle de la librairie in Paris etwa zweitausend verschiedene meist ältere Signete, in denen alle Länder Europas vertreten sind. Der Cercle hat sich durch die Herausgabe eines Werkes, das diese sämtlichen Signete in Abbildungen enthält, ein grosses Verdienst erworben.*) Auch der Börsenverein der deutschen Buchhändler besitzt in seiner Bibliothek zu Leipzig eine umfangreiche Sammlung von Signeten, deren Grundstock er mit der Lempertz'schen Sammlung erworben hat. Die deutschen Drucker- und Verlegerzeichen der Gegenwart hat Paul Heichen 1892 in seinem, übrigens recht unvollständigen Werke nachgebildet und übersichtlich zusammengestellt.

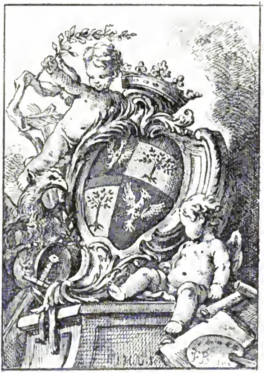


Abb. 139. Bibliothekzeichen des J. H. V. Chev. de Valvry, gezeichnet von Boucher, gestochen von Valvry, 17.. (Frankreich) Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.

Für Privatleute ist das Sammeln der Druckerzeichen nicht leicht, wenn sie sich nicht lediglich auf diejenigen beschränken wollen, welche auf Verlags- und Antiquarkatalogen vorkommen. Während die Ex libris-Zeichen von den Einbanddecken durch Wasser abzulösen sind, ohne die Bücher dabei zu beschädigen, geht beim Entfernen eines Druckerzeichens immer das ganze Titelblatt verloren oder wird wenigstens arg verstümmelt. Abb. 158 bis 173.

*) P. Delalain, Inventaire des marques d'imprimeurs et de libraires de la collection du Cercle de la librairie. 2. ed. Paris 1896. 8.

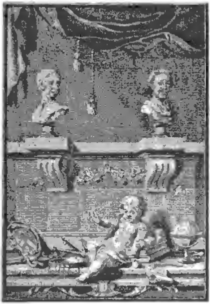


Abb. 140. Bibliothekzeichen des A. Lumisden, von R. Strange, 17.. (England).
Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.

Bei den Merkmalen einer berühmten Abstammung der Bücher habe ich im vorhergehenden wiederholt auf die Einbände Bezug nehmen müssen, die zu jeder Zeit in der Bücherliebhaberei eine grosse Rolle gespielt haben und dies noch heute, mehr als je zuvor, thun. Wir wollen uns deshalb nunmehr mit der **Entwickelungsgeschichte der Büchereinbände** beschäftigen.

Wie die Handschriften und Buchmalereien, so wurden auch die Büchereinbände anfänglich in den Klöstern gefertigt, daher schreibt sich die oft vorkommende Bezeichnung „Mönchsbände", „Klosterbände"; sie erhielt sich noch geraume Zeit nach Erfindung der Buchdruckerkunst, die in den ersten Decennien auf die Gestaltung der Büchereinbände ohne merklichen Einfluss geblieben ist. Im fünfzehnten Jahrhundert erst traten Buchbinder auf, die nicht den klösterlichen Verbänden angehörten; sie arbeiteten zuerst unter dem Schutze der Universitäten, unabhängig von den Zünften.



Abb. 141. Bibliothekzeichen Chodowiecki's.

Seit dem Ausgange des Mittelalters bildete sich in dem äusseren Schmuck der Bücher ein eigener Stil aus, die Verzierungen wurden in Leder eingeschnitten, auch getrieben, gepunzt, oder mit Stempeln eingepresst. Den früher blindgepressten Decken trat seit dem sechzehnten

Jahrhundert die vom Orient, von Persien und Arabien überkommene vergoldete Lederdecke gegenüber, die zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Oberhand gewann. In der äusseren Buchornamentation gingen zwei Haupttypen nebeneinander: die architektonische Ordnung und die Flächendekoration, die besonders im Orient gepflegt wurde. Im ersteren Falle wurden die Deckel ähnlich den Titelblättern häufig mit Frontispizen geschmückt, in deren mehr oder weniger phantastischer Architektur man Figuren oder Medaillonköpfe mit Namen aus der römischen Mythologie und Geschichte einordnete; im letzteren Falle breiteten sich Arabesken über die ganze Fläche aus, durch Spitzenmuster begrenzt, in der Mitte Raum lassend für Schrift, Wappen oder Embleme des Eigentümers, mitunter auch die Arabesken zu Mittel- oder Eckstücken vereinigt. Grösseren Reichtum in der Erscheinung erlangte man durch die Ledermosaik, das Einlegen grüner, weisser, roter u. s. w. Lederstreifen in den gewöhnlichen braunen Ledergrund. Der um die Vergoldekunst sehr verdiente Italiener Thomas Maioli verzierte mit Abb. 174
seltenem Kunstverständnis die Einbanddecken vorzugsweise durch Band- und Kartuschemuster in Blindpressung, die von Goldlinien eingefasst und mit Blättern und Ranken in Golddruck durchflochten waren. Nach seinen Mustern schuf der vielgenannte Jean Grolier seine farbenprächtigen Ledermosaikarbeiten, bei denen er bald hellere Farben ver- Abb 115. 116. u. Beilage VI (S. 154/155).
wendete, die Band- und Kartuscheornamente farbig auslegte und sie



Abb. 142. Bibliothekzeichen des David Friedländer, Berlin, von Dan. Chodowiecki, 179 . .
Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.



Abb. 143. Bibliothekzeichen des Dr. m. Diethelm Lavater, Zürich, † 1801. Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.

mit Goldlinien zur Begrenzung der Farben umzog.

Ein anderer italienischer Bücherliebhaber, Demetrio Canevari, Leibarzt des Papstes Urbanus VIII., entwarf für seine Bibliothek, die er in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts anlegte, ebenfalls eine Reihe schöner Einbände. Die meisten derselben sind einfach, aber geschmackvoll in den Ornamenten und kennbar an seinem Superlibros, Apollo mit dem Zweigespann am Fusse des Parnassus, vermutlich die Nachahmung einer antiken Kamee. Einige behaupten, Canevari habe viele seiner Bücher fertig eingebunden gekauft — die Bücher kamen damals meistens eingebunden in den Handel — und nur sein Superlibros-Zeichen darauf gesetzt.



Abb. 144. Bibliothekzeichen des Ministers Alph. Van den Peereboom, 18 . . (Belgien). Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.

Auch der Buchdrucker
Abb. 175. Geoffroy Tory hatte zu jener Zeit grossen Anteil an der künstlerischen Vervollkommnung der Büchereinbände. Unter Heinrich III.,
Abb. 110 dessen Totenkopf als Symbol auf den Einbänden ich bereits erwähnte, wurden die Arabesken weniger schwungvoll, mehr geometrisch und machten dann alle Wandelungen des Geschmacks im kleinen mit durch.

Ich habe schon darauf hingewiesen, wie zuerst durch Grolier der Bucheinband künstlerisch gestaltet wurde. Frankreich gebührt der Ruhm, die Buchbinderei zuerst zu einer Kunst entwickelt zu haben, die dann fortschreitend weiterentwickelt wurde und stets der Buchbinderkunst aller übrigen Länder überlegen war. Die Namen der französischen Einbandkünstler haben eine Berühmtheit erlangt, die weit in das Ausland gedrungen ist. Sie verdienen es, dass auch von ihnen einige Namen an dieser Stelle genannt werden.*)



Abb. 145. Bibliothekzeichen des Dr. Wellens aus dem XVIII. Jahrhundert.

Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts begegnen wir in Paris zwei tüchtigen Buchbindern: Clovis und Nicolaus Ève. Abb. 176 u. 177. Clovis führte den Titel „relieur du Roi", er arbeitete für Heinrich IV. und Ludwig XIII. Nicolaus war beauftragt, eine Anzahl von Exemplaren der Statuten des Ordens vom heiligen Geist einzubinden, ein Buch, das gegen Ende des Jahres 1578 erschien und wovon sich noch ein Exemplar in der Nationalbibliothek in Paris befindet, einer der wenigen Einbände, die uns heute noch Zeugnis von der Thätigkeit Nicolaus Ève's geben. Das Schicksal der Ève's ist dunkel geblieben; die Bibliographen, die davon reden, widersprechen sich, und die darauf bezüglichen Dokumente sind unsicher. Man kann die Meister nur nach den uns erhaltenen Bänden beurteilen.

In der Manier der Èves tritt zuerst der naturalistische Zug der Verzierungen auf, die Ranken, Blumen und Blätter sind unregelmässig, er-

*) Ernest Thoinan, Les relieurs français 1500—1800. Paris 1893. 8.

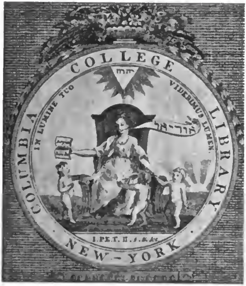


Abb. 146. Bibliothekzeichen der Columbia College Library, New-York, 18.. (Amerika).
Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.

sichtlich der Natur nachgebildet. Diese Eigentümlichkeit kommt besonders in den kleinen, zierlichen Bänden zum Ausdruck, die dem Anschein nach zuerst von dem jüngeren Ève angefertigt wurden, die Deckel ganz bedeckt mit Blümchen, Zweigen und Blättern, die mit wenigen leichten Umschliessungslinien eingerahmt sind, der ziemlich breite Rücken in derselben reichen Weise behandelt wie die Deckel. Die Grundregel der mathematischen Einteilung der Fläche und die systematische Entwickelung des Ornaments, welche bis dahin als ein Haupterfordernis bei der Verzierung des Einbandes galt, ist hier ganz ausser acht gelassen. Diese Blumenverzierung mit ihren behaglichen Formen findet sich in der verschiedensten Mannigfaltigkeit auf den Einbänden, die für die Schwester Heinrichs III., späteren Gemahlin Heinrichs IV., Margarete von Valois, angefertigt wurden; nach ihr werden sie Abb. 178. heute Margaretenbände genannt. Gleichzeitig traten auch die mit anderen kleinen Motiven in den Verzierungen, wie Krönchen, Lilien u. s. w. bestreuten (semés-)Einbände auf. Èves-Einbände kommen heute selten vor und stehen



Abb. 147. Bibliothekzeichen des Grossherzogs Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin, ca. 1830.
Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.

hoch im Preise. In dem Kataloge von Karslake & Co. in London von 1897 fand ich einen Band von Clovis Ève, ein Missale Romanum, Paris 1605, mit 31 £ 10 sh. (620 Mark) angesetzt.

Einer der bedeutendsten Buchbinder des siebzehnten Jahrhunderts war Le Gascon, so genannt nach der Provinz (Gascogne), wo er heimisch war, sein eigentlicher Name ist verloren gegangen. Auch über ihn fehlen authentische Nachweise, es sind die widersprechendsten Behauptungen aufgestellt. Nach den einen soll er seine Kunst zur Zeit Heinrichs II. ausgeübt haben, nach den anderen soll er von Colbert angestellt gewesen sein. Die erste amtliche Kunde datiert aus dem Register der Pariser Buchbindergilde. Nach dieser soll 1615 ein etwa zwanzig Jahre alter Meister Le Gascon in die Gilde aufgenommen sein, der dann als solcher etwa vierzig Jahre hindurch thätig war; man hat also seine Arbeiten in den Jahren 1615 bis 1655 zu suchen, ein hervorragender der Bibliophile aus jener Zeit, Herbert de Montmort, gilt als der hauptsächlichste Auftraggeber des Le Gascon.

Abb. 179 u. 180.



Abb. 148. Bibliothekzeichen des Stiftspropsts Dr. J. J. Ign. v. Döllinger, München 1860.
Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.

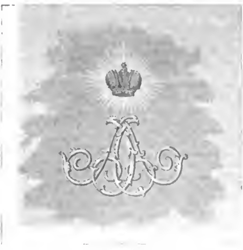


Abb. 149. Bibliothekzeichen des Kaisers Alexander III. 188 . (Russland).
Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.

Die Gascon-Bände stehen heute nicht so hoch im Preise, wie die Ève's, werden aber immer noch gut bezahlt. Derselbe Katalog von Karslake & Co. in London verzeichnet auch ein von Le Gascon gebundenes Exemplar eines „Office de la

Semaine Sainte", Paris 1660, mit 10 £ 10 sh. (210 Mark), das Exemplar enthält aber ausserdem das Ex libris des Lordkanzlers von Irland Sir Edward Sullivan, was den Preis wohl mit beeinflusste.



Abb. 150. Bibliothekzeichen S. M. des Kaisers Wilhelm II. Von E. Doepler dem jüngeren.

Dem Le Gascon wird eine Reihe neuer Stempel zugeschrieben, deren Motive mit Vorliebe Spitzenmustern, zum Teil auch der Goldschmiedekunst entlehnt sind. Seine Punktstempel für Spirallinien z. B. erinnern an Muster auf den Bücherbeschlägen aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Die Grundzüge der Le Gascon'schen Verzierungen sind

nicht immer dieselben, eigentümlich sind ihm nur die ungewöhnlich feinen, sauberen Punktstempel (pointillés), die sich einmal an Laubwerk anschliessen, dann wieder als Arabesken mit feinen Ausläufern die vom Laubwerk freigelassenen Zwischenräume wie ein Filigrangewebe überdecken.

Weiter verdient der Name des Du Seuil (geboren 1673) als hervorragender Buchbinder genannt zu werden; bei der Eintragung des Todes seiner Frau (1740) ist er amtlich als der Buchbinder des Herzogs und der Herzogin von Orléans bezeichnet. Aus dem achtzehnten Jahrhundert sind uns eine Menge Proben davon erhalten, was damals in Einbänden geleistet werden konnte, es sei auf einige derselben hingewiesen. Abb. 181. 182.



Abb. 151. Bibliothekzeichen des Fürsten Otto von Bismarck, gezeichnet von Frau Lina Burger, Leipzig, 1895. Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.

Ludwig XIV. hatte in blinder Gunst die Verwaltung der Departements des Krieges und der Finanzen dem Marquis de Chamillart anvertraut, der sich als völlig unfähig erwies. Auch seine Gemahlin nennt Saint Simon die dümmste Frau der Welt, aber für die Bücherliebhaber hat der Name de Chamillart trotzdem den besten Klang, denn die Frau hatte mit dem Einbinden ihrer kleinen ausgewählten Bibliothek den Meister Boyet beauftragt, der für einen der geschicktesten Buchbinder seiner Zeit galt.

Man zahlt für Bände aus seiner Werkstatt heute hohe Preise, z. B. für

St. Augustin, lettres. 6 vols. Paris 1701, in der Auktion La Roche La Carelle (1888) . . . Fr. 9000, —

Pierre Corneille, Théâtre. 10 vols. Paris 1706,
in der Auktion Soleinne (1843) . . . . . . „ 550,—
in der Auktion Brunet (1868) . . . . „ 4100,—

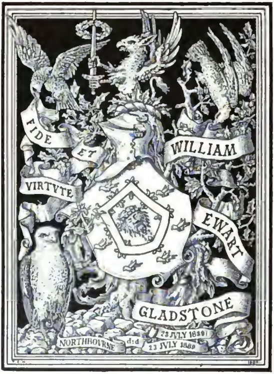


Abb. 152. Bibliothekzeichen des Wm. E. Gladstone, von T. E. Harrison, 1889 (England). Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.

Pascal, les Provinciales. 2 vols. Cologne 1700,
in der Auktion Brunet (1868) . . . . „ 1620,—
in der Auktion des Marquis de Ganay . . „ 10000,—
u. s. w.

Im Zeitalter Ludwigs XV. treffen wir einen weiteren Buchbinder ersten Ranges, Antoine Michel Padeloup (geboren 1685, gestorben 1758), um ihn von seinen minder bedeutenden Brüdern zu unterscheiden, wird er gewöhnlich Padeloup der jüngere genannt. Er nahm 1733 den Titel Buchbinder des Königs von Portugal an,

Beilage VIII (S. 204/205).

man weiss nicht, welchem Umstande er diese Auszeichnung verdankte, jedenfalls würde es interessant sein, wenn sich in einem der Paläste in Lissabon noch Bücher finden sollten, die durch seine geschickten Hände geschmückt sind. Im Jahre 1734 erhielt er die Konzession als Hofbuchbinder des Königs von Frankreich. Er war in Paris der erste, der die aus seiner Werkstatt hervorgegangenen Einbände mit einer Etikette versah. Kenner schätzen von seinen Arbeiten die Mosaikbände am höchsten, die er in grosser An-



Abb. 183

Abb. 153. Bibliothekzeichen des Bischofs Raess, Strassburg, ca. 1887.
Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.



Abb. 154. Bibliothekzeichen von Fedor von Zobeltitz, von Carl Leonh. Becker in Berlin.

zahl fertigte, und die heute sehr teuer bezahlt werden. Ernest Thoinan sagt von ihm: „Die Arbeiten Padeloup's sind meistenteils von bemerkenswerter Vollendung, wie sie keiner seiner Rivalen erreicht hat, die Kritik kann fast nichts daran aussetzen, die Ausführung ist in der Regel tadellos, und das Auge ruht mit Wohlgefallen auf diesen reizenden Bänden. Padeloup war der gesuchteste Buchbinder seiner Zeit, er arbeitete für alle Bibliophilen von Paris und beschäftigte eine grosse Zahl von Arbeitern; dies erklärt wohl den Umstand, dass mitunter Einbände mit seiner Etikette vorkommen, deren Ausführung weniger gelungen ist.“ Die Meisterwerke von ihm aber werden heute geradezu mit Gold aufgewogen,



Abb. 184

Abb. 155. Bibliothekzeichen des Freiherrn von Lipperheide.

so z. B. die Contes de la Fontaine, 2 vols, Ausgabe der Generalpächter vom Jahre 1762, Einband in rot Saffian mit Mosaikdruck in grünen, blauen und gelben Feldern. Diese zwei Bände sind in der Auktion Mac Carthy (1817) mit 575 Francs verkauft, erreichten 1840 den Preis von 7500 Francs, und sind jetzt schon bei der respektablen Ziffer von 11000 Francs angelangt.

Unter dem Regiment Ludwigs XVI. florierten die Derome's. Besonders Derome der jüngere gelangte zu höchstem Ruhme in seiner Kunst, er war der bedeutendste von allen Mitgliedern der zahlreichen Familie der Derome's. Nicolaus Denis Derome (geboren 1731) folgte seinem Vater im Geschäft im Jahre 1760 und erweiterte die ansehnliche Kundschaft bedeutend; unter den vielen Bänden seiner Werkstatt sind manche völlig tadellos, da er aber nicht wohl alles selbst machen konnte, so lassen viele Bände zu wünschen übrig, und die heutigen Bibliophilen machen in diesem Punkte feine Unterschiede. Etwa um das Jahr 1775 kamen englische Einbände in die Mode und Derome, immer bereit, sich dem Geschmacke des Publikums anzu-

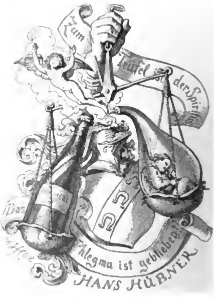


Abb. 156. Bibliothekzeichen des Prof. Hans Hübner, Göttingen, 1868.
Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.

bequemen, bemühte sich dieselben nachzuahmen, hatte aber wenig Glück damit, und wandte sich bald wieder den Verzierungen seiner eigenen Erfindung zu. Derome der jüngere starb etwa 1788, sein Nachfolger im Geschäft war Alexis-Pierre Bradel, sein Neffe, der aber den Betrieb nicht auf der bisherigen Höhe halten konnte. Man findet dann noch den Namen Derome als Buchbinder in den Jahrgängen 1801 und 1821 des Almanach du Commerce, nachdem ist das Geschlecht verschollen.

Leider hat die Buchbinderei in Paris seit dem



Abb. 157. Bibliothekzeichen der Toklo Library, ca. 1872 (Japan).
Aus der Sammlung des Grafen K. E. zu Leiningen-Westerburg in München.

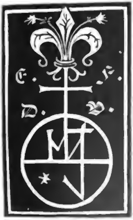


Abb. 158. Signet des Johannes Grüninger, 1502.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

Tode Derome's des jüngeren bis etwa 1820 ganz darniedergelegen. Während dieser Zeit hat England eine grosse Menge der guten, alten Einbände aus Frankreich entführen können, weil die damalige revolutionäre Zerstörung der Bibliotheken die Bücher zwangsweise in Umlauf setzte. Was damals für ein Nichts verschleudert wurde, hat man später mit grossem Kostenaufwande in Frankreich von England zurückzuerwerben sich bemüht.

Die kunstindustrielle Bewegung, die etwa um die Mitte unseres Jahrhunderts entstand, das Bestreben, den verlorenen Geschmack für die schöne Form bei Gegenständen des täglichen Gebrauches wiederzufinden, offenbarte sich in der Buchbinderkunst Frankreichs einige

Jahre früher als in anderen Ländern. Neben den Anleihen, die bei den Grolier-, Le Gascon- und Derome-Bänden gemacht wurden, fehlte es nicht an Bestrebungen, Ursprüngliches zu schaffen und eigenen dekorativen Gedanken Eingang zu verschaffen. Die bedeutendsten Meister

Gedruckt vñ volendet In der koniglichen
Stat Breſzlaw. Durch mich Conradum
Baumgarthen. Am mitwochen vor Johan
nis des teuffers. Nach Cristi geburdt Tau
sent funffhundert, vnd ym vyrden yare.



Abb. 159. Signet des Conrad Baumgarten, 1504.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

der Gegenwart in Paris sind: Pagnant, Magnin, Michel, Trautz-Bauzonnet und Amand. Wer sich weiter über den modernen französischen Einband unterrichten will, den verweise ich auf das Werk von Uzanne „La reliure française". Paris 1881.

Auch die englische Buchbinderei hat sehr achtbare Leistungen aufzuweisen. Der einfache bürgerliche Einband mit Blinddruckpressung war auf der anderen Seite des Kanals in der ersten Zeit nach Erfindung

der Buchdruckerkunst sehr in Schwang. Daneben allerdings auch kostbare Einbände, die namentlich für den Hof und den Adel angefertigt wurden. Im British Museum wird noch eine Anzahl von diesen aufbewahrt. Sie sind meistens mit Sammet und anderen kostbaren gewebten Stoffen, wie z. B. Damast und Goldbrokat, überzogen und mit reichen Gold- und Silberaufschlägen versehen. Heinrich VIII. und Königin Abb. 185.
Elisabeth zeigten Liebhaberei für Bücher und schöne Einbände, wie Abb. 186.



Abb. 160. Signet des Jacques Jacon, 1514.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

aus den uns erhaltenen Rechnungsbüchern der königlichen Haushaltung zu ersehen ist. Unter Elisabeth nahm man für Handverzierungen seine Zuflucht auch wohl zu Stickereien, in der das Mittelstück des königlichen Wappens ausgeführt wurde; mit Vorliebe stattete man Bibeln und Andachtsbücher in dieser Weise aus. Dieser Gebrauch ist wahrscheinlich von Flandern nach England gekommen, denn diese Art Einbände sind dort schon im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts üblich gewesen, und Flandern war ja nächst Italien das klassische Land der Stickerei- und Spitzenindustrie. In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts kam in England der vergoldete lederne Einband in Auf-

nahme, und für die königliche Bibliothek behauptet dieser seit der Zeit Jakobs I. die Oberhand, während der Sammetband und die kostbaren Beschläge nur noch in Ausnahmefällen benutzt wurden. Die Einführung des italienisch-französischen ledernen Einbandes wird mit einem besonderen Ereignis in Verbindung gebracht, nämlich mit der Gefangenschaft des französischen Bibliographen Louis de St. Maure, Marquis de Nesles, der 1559 als Geisel nach England ausgeliefert wurde, dort



Abb. 161. Signet des Johannes Schöffer 1530.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

später blieb und Stammvater des hochangesehenen Geschlechts der Seymour wurde.

Der Hofbuchbinder Jakobs I. hiess John Gibson; aus einer Rechnung, die von ihm erhalten geblieben ist, kann man ersehen, was das Einbinden damals kostete. Gibson erhielt für einen vergoldeten Folioeinband 20, für einen ebenfalls vergoldeten Oktavband 10 sh., und für einen gewöhnlichen Pergamentband 3 sh.

Unter den Bücherliebhabern jener Zeit steht Sir Thomas Bodley obenan, der die Universität in Oxford durch eine grosse Büchersammlung

(die Bodleiana) bereicherte, für die er selbst, wie behauptet wird, 200000 £ aufgewendet hatte; daneben schenkte er noch eine weitere grosse Summe für die Unterhaltung und Vermehrung der Sammlung. Die Hochschulen in Oxford und Cambridge wetteiferten mit dem Hofe in schönen Einbänden. Eine gediegene, sorgfältige Arbeit ist seit jener Zeit eine ins Auge fallende Eigenschaft des englischen Büchereinbandes geworden, und diese ausgezeichnete Eigentümlichkeit wussten sich die englischen Buchbinder auch im achtzehnten Jahrhundert zu erhalten, während in dieser Zeit beinahe überall sonst ein Verfall der früheren Gediegenheit zu bemerken ist.



Abb. 162. Signet des Mathias Apianus in Bern, 1539.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.



Abb. 163. Signet des Andreas Gessner in Zürich, 1558.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

Eine eigenartige englische, vielleicht durch Jakob I. von Schottland mitgebrachte Verzierung des Einbandes trifft man in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Das Charakteristische darin ist der Blütenzweig oder Stempel, der, mit dem Fussende nach dem Rand gerichtet, oder auch umgekehrt vom Mittelfelde nach dem Rande zu wachsend, bei fortwährender Wiederholung oder mit einem gleichartigen Motiv abwechselnd, die Zierleiste bildet, die sonst jeden festen Verband entbehren würde.

Abb. 187.



Abb. 164. Signet des Thomas Woodcock, 1570—1594. Nach J. Ph. Berjeau „Printer's Marks“, E. Rascol, London.

Im achtzehnten Jahrhundert gab der grosse Bücherliebhaber Harley, Graf von Oxford, für die Einbände den Ton an. Seine Büchersammlung wurde später mit der Bibliothek des British Museum vereinigt. Das Ornament der Harley-Einbände stammt ersichtlich von den früheren Stickereimustern ab, sucht jedoch die Naturform von Knospen und Blumen damit in Verbindung zu bringen. Die Harley-Einbände sind in der Regel mit rotem Saffian bekleidet, die Vorderseite zeigt ein Mittelornament in breiter Umleistung, während die Ecken gewöhnlich unverziert sind.

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts steht Roger Payne (gestorben 1797) an der Spitze der englischen Buchbinderkunst. Seine mit der grössten Sorgfalt behandelten Einbände wurden im wahren Sinne des Wortes mit Gold aufgewogen. Er arbeitete hauptsächlich für Lord Spencer, der ihm einmal für einen einzigen Einband 80 £ (1600 Mark) bezahlte. Ein bekanntes Meisterstück von ihm ist der Einband der Folioausgabe der Trauerspiele des Aischylos, Glasgow 1795; die Rechnung hierfür ist erhalten geblieben und beträgt 16 £ 7 sh.
Abb. 188. Roger Payne entlehnte die



Abb. 165. Signet des Hippolito Tromba & Hercoliano Bartoli zu Cremona, 1585.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

Motive seiner Verzierungen der Natur und charakterisierte dieselben mit einfachen Mitteln, Blättern und Blumen, wie er sie sah. Der realistische Zug der englischen Malerei aus dem vorigen Jahrhundert kommt auch in diesen kleinen Ornamenten deutlich zum Vorschein.



Abb. 166. Signet des Gio. Bernardo Sessa in Venedig, 1598.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

Auch im neunzehnten Jahrhundert hielt sich die Buchbinderkunst in England auf der erreichten Höhe. Kein anderes Land hat so viele reiche Bücherliebhaber hervorgebracht als England, es ist deshalb begreiflich, dass auch in keinem anderen Lande so viele tüchtige, vortreffliche Buchbinder zu Wohlstand und Ansehen gelangten, wie in England.



Abb. 167. Signet des Dominicus Custos in Augsburg, 1600.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

Über die Thätigkeit der älteren holländischen Buchbinder ist wenig bekannt; es fehlt zwar nicht an schönen Einbänden aus dem Mittelalter, auch kennt man die Namen einer Menge von Buchbindern aus den alten Gildenbüchern, aber es fehlt an jedem Nachweise, um beides in Verbindung miteinander zu bringen, mit der Ausnahme von Magnus Hendrickzoon, der von 1657 bis 1674 in Amsterdam thätig war. Von ihm ist z. B. festgestellt, dass er im Auf-



Abb. 168. Signet des Jean de Glen in Lüttich, 1601.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.



Abb. 169. Signet des Jodocus Jansen in Amsterdam, 1649.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

trage von Daniel Elzevier den Virgil von 1676 für den französischen Dauphin gebunden, welcher Einband von hervorragender Schönheit war. Auch sein Sohn Albertus Magnus war ein ausgezeichneter Buchbinder, der von seinen Zeitgenossen wiederholt rühmend erwähnt wird. Unlängst ist ein Einband von ihm zum Vorschein gekommen, der in mehrfacher Beziehung bemerkenswert ist. Es ist ein Exemplar der 1664 bei Ravesteyn in Amsterdam gedruckten Staatenbibel, mit einer kalligraphisch schönen Widmung in Versen an seine Frau, bei Gelegenheit seiner Verheiratung im Jahre 1670. Es war also ein Hochzeitsgeschenk, für das der berühmte Buchbinder gewiss seine beste Kraft eingesetzt hat. Das Exemplar ist gegenwärtig im Besitze der Firma Burgersdijk en Niermans in Leyden und zeigt einen Schnitt von solch künstlerischer Vollendung, wie man kaum etwas Ähnliches wiederfinden dürfte. Auf Goldgrund sind in herrlicher Zeichnung und bunten Farben Blumen und Vögel eingepresst, ähnlich den



Abb. 170. Signet des Fred. Müller in Amsterdam, 1843.



Abb. 171. Signet des Franz Lipperheide in Berlin.



Abb. 172. Signet des A. W. Sijthoff zu Leiden.

Miniaturbildern in alten Handschriften. Man kann bei der Betrachtung des Bildes, von dem Van der Meulen*) ein vortreffliches Faksimile in Chromolithographie giebt, nur bedauern, dass so viele Mühe und Arbeit auf dem unsicheren Boden eines Bücherschnittes steht. Die Familie Magnus hat für alle grossen Druckereien Hollands gebunden, für die Elzeviere, die Blaeu's u. s. w., wahrscheinlich sind die schönen Atlanten und Städtebücher der letztgenannten Firma, deren so viele an ausländische Fürsten und Gesandten abgegeben wurden, alle von Magnus gebunden. Auch Bruno Spanceerder in Amsterdam



Abb. 173. Signet von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

*) Van der Meulen, Liefhebberij voor boeken. Leyden 1886. S. 234.

(1627 bis 1685?) lieferte schöne Einbände, die der Amsterdamer Archivar N. de Roever in neuerer Zeit, ebenso wie viele Magnus-

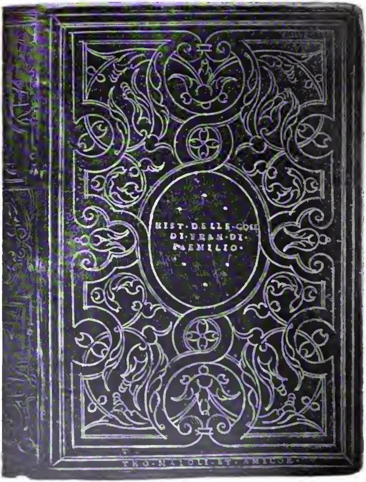


Abb. 174. Einband von Maioli. Nach „Le Bibliophile français“, Bachelin-Deflorenne, Paris.

Bände, entdeckt und festgestellt hat. Spanceerder arbeitete viel mit jüdischen und christlichen Kaufleuten, von denen im siebzehnten Jahrhundert jüdische Gebetbücher und andere Werke, in Massen eingebunden, nach Deutschland, Polen und Russland eingeführt und von dortigen

Agenten der grossen niederländischen Handelshäuser verkauft wurden. Das Gewerbemuseum in Düsseldorf besitzt einen Einband, der als „Niederdeutsche Decke" aus der Zeit von 1650 bis 1680 bezeichnet wird; seine Abb. 189. naturalistischen grossen Blumen, in Verbindung mit Netzwerk und Spitzen, erinnern an alte Tapetenmuster.



Abb. 175. Einband von Geoffroy Tory. Collection Didot „Gaz. des Beaux-Arts".

Die holländischen Einbände des achtzehnten und der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts verdienen mit wenigen Ausnahmen keine Beachtung, denn man findet in den Entwürfen wie in der Ausführung weder Kunstsinn noch Geschmack. Erst seit 1840 bis 1850, als von England her die Erfindung des Kattunstoffes, Calicot genannt, nach Holland kam, hat man begonnen, dem Einbande mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, und erst seit wenigen Jahren legt das dortige gebildete

Publikum Wert auf einen schönen Einband. Jetzt sucht man das Versäumte in der so lange vernachlässigten Buchbinderei nachzuholen; in

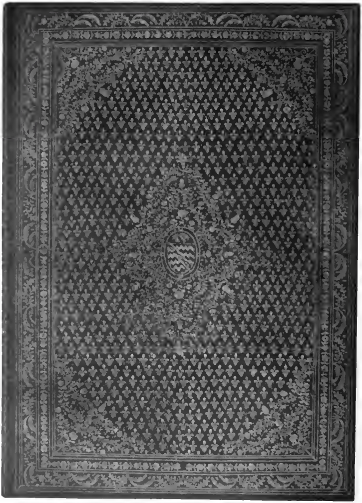


Abb. 176. Einband von Clovis Eve. Nach „Facsimiles of Book-Bindings", Bernard Quaritch, London.

verschiedenen grossen Städten Hollands haben Fachmänner und Bücherliebhaber sich vereinigt, dieses Handwerk zu einer Kunst zu erheben; so hat sich 1895 in Utrecht ein Verein unter dem Titel: „Kunst,

toegepast op boekbanden" gebildet, der sich die Aufgabe stellt, durch Ausstellungen schöner Einbände in den verschiedensten Städten Lust und Liebe dafür zu erwecken. Es sind denn auch schon von verschiedenen Buchbindereien, wie C. J. Mensing, Brandt & Zoon, Abb. 190 bis 192.

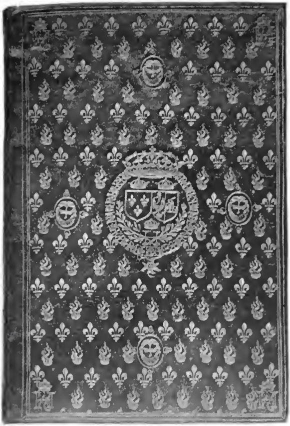


Abb. 177. Einband von Nicolaus Ève. Nach W. Y. Fletcher, „Bookbinding in England and France", Seeley & Co., London.

Langenhuysen und van Bommel, alle in Amsterdam, J. Smits in Haarlem, Verschoor im Haag u. a. Proben geliefert, die einen gedeihlichen Erfolg dieser Bestrebungen mit Sicherheit erwarten lassen.

In Deutschland war durch den dreissigjährigen Krieg, der überall das Kunsthandwerk zerstörte, auch die Buchbinderkunst in Verfall geraten,

nach demselben zeigen sich Merkmale des Rokoko und des Barockstils in den Einbänden, ein charakterloses Allerlei trat als Zierat an die Stelle von Kunstleistungen, die deutsche Vergoldung stand bei weitem nicht auf der Höhe der italienischen und französischen Kunst, wenn auch hier und da die Behandlung der Formen an Blatt- und Blütenornamenten von künstlerischer Gewandtheit zeugt. An Begünstigung von oben hatte es der Buchbinderei nicht gefehlt, die bayerischen Herzöge, die Kurfürsten



Abb. 178. Margareten-Einband. Nach „Facsimiles of Book-Bindings", Bernard Quaritch, London.

von der Pfalz und von Sachsen, Herzog Albrecht von Preussen (der Besitzer der Silberbibliothek), sowie die Patrizier der reichen Handelsstädte thaten viel dafür, auch lieferten Künstler wie Holbein der jüngere, Virgil Solis, Peter Flötner, Hans Mielich und Lucas Cranach viele Entwürfe, und es gab denn auch tüchtige Buchbinder, namentlich in Süddeutschland, die sich diese Protektion zu nutze machten, z. B. Joh. Hagmayer in Ulm, Jakob und Christoph Weidlich in Augsburg, Kaspar Meuser, Theodor Krüger und Kaspar Kraft in Wittenberg, Christoph Birck in Leipzig, Jörg Bernhard in Heidelberg u. a. m.

Unter den deutschen Fürsten haben vor allen die sächsischen die Buchbinder auf die Bahnen der italienisch-französischen Verzierungen

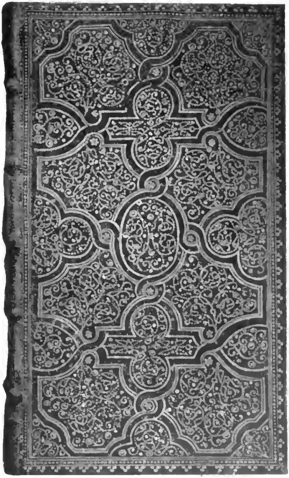


Abb. 179. Einband von Le Gascon. (Nach „Bouchot, Reliure".)

hingeleitet. Die Hofbibliothek in Dresden enthält eine grosse Anzahl von Bänden, bei denen entweder an dem Aufdruck der Buchstaben A. H. Z. S. C. (August, Herzog zu Sachsen, Churfürst), oder an dem Abb. 193. Charakter der Verzierungen zu erkennen ist, dass sie zur Bibliothek des

Kurfürsten August von Sachsen (1526 bis 1586) gehört haben. Dieser Fürst hatte in dem alten Kanzleigebäude in Dresden eine Buchbinderei eingerichtet, die seit 1566 unter der Leitung des von Augsburg herberufenen Georg Krause stand, dem 1578 Kaspar Meuser im



Abb. 180. Einband von Le Gascon für den Kardinal Mazarin. (Mazarin-Bibliothek.)

Amte nachfolgte. Von letzterem sind in Dresden wahre Prachtbände in der Ornamentierung und Goldpressung erhalten.

Besondere Sorgfalt wurde in Dresden dem Schnitt zugewendet. Auf dem Goldschnitt schlug man mittels Punzen eine Zeichnung ein und malte die Zwischenflächen aus. Interessant ist auch die Technik, den



Einband von A. M. Padeloup.

Nach „Fac-similes of Book-Bindings", Bernard Quaritch, London.

Beilage VIII.

ein wenig verschobenen Schnitt zu bemalen und dann den nachträglich scharf zusammengepressten Schnitt zu vergolden. Wird ein so gebundenes Buch aufgeschlagen und dadurch der Schnitt verschoben, so tritt die Untermalung in Farben wieder hervor. In neuester Zeit ist diese Spielerei wieder aufgenommen.

Sehr praktisch waren die Bände der kurfürstlichen Reisebibliothek gebunden; damit sie nicht zu sehr ins Gewicht fielen, band man sie in

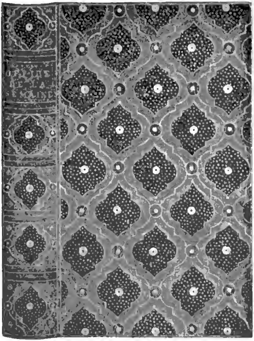


Abb. 182. Französischer Mosaik-Einband aus dem XVIII. Jahrhundert. (Nach „Gaz. des Beaux-Arts".)

feines Pergament ohne Pappdeckel. Eine Übereinstimmung mit der Dresdener Manier zeigt eine Anzahl von Bänden in der herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel, die ebenfalls mit den aufgedruckten Buchstaben F. D. H. Z. S. versehen, also wohl auch für einen Herzog oder eine Herzogin von Sachsen gebunden sind. Von besonderer Schönheit sind bei diesen Bänden das häufig auf der Vorderseite stehende kursächsische und das auf der Rückseite befindliche markgräflich brandenburgische Wappen, inmitten von Schnörkeleien und aus Blättern gebildeten Abb. 193

Ornamenten. Die Umleistung wird durch mehrere, gewöhnlich mit der Rolle eingepresste Randornamente, selten nur durch eins gebildet. Ist die Verzierung in orientalischer Manier ausgeführt, so strebt sie gegen



Abb. 182. Mosaik-Einband aus dem XVIII. Jahrhundert. (Nach „Bouchot".)

die Ecken, während das Mittelfeld eine Kartusche im Stil der deutschen Renaissance, auch wohl ein Wappen oder ein zirkelartiges Ornament zeigt.

Im siebzehnten Jahrhundert erneuerte sich bei uns vorübergehend die Vorliebe für Metallbeschläge, wie sie schon vor Erfindung der Buch-

druckerkunst bei den Klostereinbänden üblich gewesen war. Da bei uns in neuerer Zeit im allgemeinen der Buchbinderkunst vom Publikum wenig Mittel zur Verfügung gestellt wurden, so haben wir auf diesem Gebiete auch keine so hervorragenden Künstler aufzuweisen, wie sie in Frank-



Abb. 183. Einband von A. M. Padeloup. Nach „Gaz. des Beaux-Arts".

reich und England sich bilden konnten. Wenn tüchtige deutsche Buchbinder einen besseren Wirkungskreis finden wollten, so wanderten sie nach Frankreich oder England, und mancher davon hat dort als Meister die traditionelle solide deutsche Arbeit zur Geltung gebracht, wie der Deutsch-Böhme Zähnsdorf in London (gestorben 1886) und Purgold,



Abb. 184. Mosaik-Einband von N. D. Derome.
Nach „Facsimiles of Book-Bindings“, Bernard Quaritch, London.

jetzt Trautz-Bauzonnet in Paris. Die moderne deutsche Buchbindung datiert von dem Umschwunge, der infolge der ersten Londoner

Ausstellung (1851) in den industriellen Künsten allgemein eintrat. Man knüpft heute bei Prachtwerken gern an die Weise der byzantinisch-mittel-



Abb. 185 Einband Heinrichs VIII.
Nach „Facsimiles of Book-Bindings", Bernard Quaritch, London.

alterlichen Bucheinbände an, eine selbständige neuzeitliche Stilart oder charakteristische Verzierungsweise hat sich jedoch noch nicht heraus-

gebildet; beliebt sind die Einbände nach Grolier'schen Vorbildern, welche die Anwendung von Gold-, Schwarz- und Blinddruck und die Ledermosaik gestatten und in fein stilisierten Blumen, zierlichem Rankenwerk, Arabesken und Schildereien die reichste Abwechselung zulassen. Dieser



Abb. 186. Einband, gefertigt für die Königin Elisabeth von England.
Nach „Facsimiles of Book-Bindings", Bernard Quaritch, London.

Stil wird deshalb auch von den tüchtigsten Buchbindern in Wien, Leipzig, Berlin, Düsseldorf, Altenburg u. s. w. mit Vorliebe gepflegt.

Einer der hervorragendsten Künstler, was Erfindungskraft in der Ornamentik und gediegene Handarbeit betrifft, ist gegenwärtig der Hofbuchbinder Collin in Berlin, ein Schüler von Zähnsdorf in London.

Durch die heutige fabrikmässige Massenherstellung eleganter Buchdecken in Buntdruck werden viele Geschmacklosigkeiten hervorgerufen,

die Buchverzierung hat sich mitunter ganz vom Buche selbst losgelöst und tritt in Gemälden, Landschaften, Genrebildern, Blumen u. dergl.



Abb. 187. Englischer Einband zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts.
Nach Wheatley, „Remarcable bindings of the British Museum", London, 1889.

vordringlich auf, statt in künstlerisch-bescheidener und geschmackvoller Weise den Charakter des Buches zu ergänzen; in dieser Beziehung hat bis vor einigen Jahren noch die Industrie in den buchhändlerischen

14*

Centralorten Leipzig und Stuttgart viel auf dem Gewissen. Doch ist gerechterweise anzuerkennen, dass namentlich die grossen Buchbindereien in Leipzig in jüngster Zeit grosse Anstrengungen machen, nur Leistungen ersten Ranges, sowohl in den ornamentalen Entwürfen, wie in der soliden Ausführung zu bieten. Man ist heute in Deutschland auf dem besten Wege, in der Massenherstellung der guten Büchereinbände Frankreich und England zu überflügeln. Unsere Handarbeit einzelner Exemplare allerdings kann im allgemeinen mit der in England und Frankreich schon aus dem einfachen Grunde nicht in Konkurrenz treten, weil man bei uns nicht solche Preise wie dort zahlt.



Abb. 188. Stempel von Roger Payne.
Nach „Adam, Bucheinband".

Und doch enthielt die Sächsisch-Thüringische Gewerbeausstellung in Leipzig 1897 in Einzelbänden ganz Hervorragendes, das vom Auslande schwerlich übertroffen werden dürfte. Die Handarbeiten von Baumbach & Co., Knauer, Bösenberg, H. Sperling und Gustav Fritzsche zeigten in Handvergoldung und Ledermosaik, sowie im Lederschnitt, köstliche Feinheiten, z. B. ein persisches Muster der Jubelausgabe des Mirza Schaffy, Ausgabe von 1875, bei der sich der Einband eines Exemplars auf 350 Mark stellte (Sperling). Derselbe Meister hatte zu den Kramer'schen dreissig Kompositionen, betitelt „Lob des tugendsamen Weibes", mit Text von Karl Gerok (München, Ströfer), einen Einband in vierfarbiger Ledermosaik geliefert, bei dessen Ornamentik das Motiv, Erdbeeren in Blättern, Blüten und Früchten, reizend durchgeführt war.

Beilage IX (S. 216/217). Beilage X (S. 218/219).

Was heute in Deutschland in Lederschnitt geleistet wird, davon sah ich ebenfalls auf dieser Leipziger Ausstellung eine Probe: Gustav Fritzsche hatte eine Prunkbank in Lederschnitt in farbiger Übermalung (Preis 1600 Mark) geliefert, und darüber, in einer Länge von neunzehn Meter, bei einer Höhe von siebzig Centimeter, einen Fries nach Entwürfen des



Abb. 189. Niederdeutscher Einband mit grossen naturalistischen Blumen. Nach „Adam, Bucheinband".

Bildhauers Lehnert in Leipzig geschaffen, die zusammen ihm auf jeder Ausstellung den ersten Preis sichern dürften. Auf dem Fries war in Lederschnitt, alles Handarbeit, in elf Bildern eine Geschichte der Entwickelung der Buchbinderkunst zur Anschauung gebracht.

Alles in allem war die Einbandausstellung in Leipzig mustergültig.

Bei der Herausgabe von Katalogen war es früher nicht Sitte, von hervorragend eingebundenen Werken den Namen des Buchbinders zu

nennen, erst seit etwa fünfzig Jahren haben diese Angaben, die nicht selten das Glück eines Buches beim Verkauf begründen, begonnen, die Begierde der Bücherliebhaber zu reizen. Charles Nodier in Paris

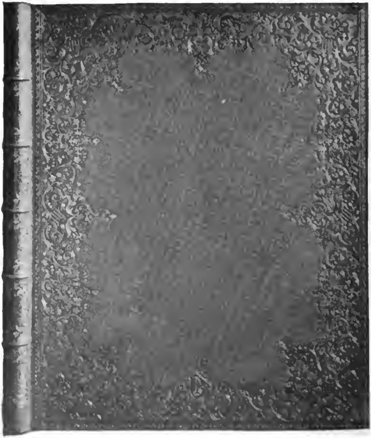


Abb. 190. Holländischer Einband von Jan Mensing, in Firma C. J. Mensing, Amsterdam.

war der erste, der (etwa um 1830) die Namen der Buchbinder seinen Titelangaben in den Katalogen beifügte; aber die meisten dieser Namen wurden vergessen, und es vergingen Jahre, bis die Augen der Bibliophilen sich daran gewöhnten, diese neue ihnen gewiesene Richtung des Sammelns zu beachten.

Das Signal dazu ging von dem berühmten Bibliographen J. Charles Brunet aus; er war mit einem Bibliophilen der alten Schule, dem tüchtigen Gelehrten Davison, befreundet gewesen; bei der Versteigerung von dessen Bibliothek zahlte der Verfasser des Manuel du libraire Abb. 195.

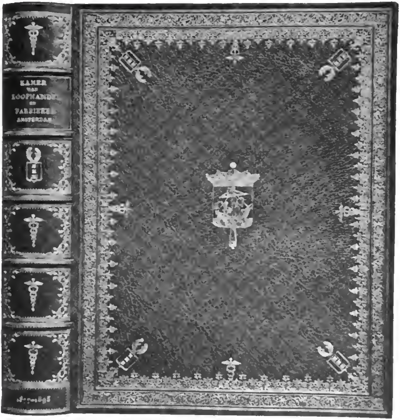


Abb. 191. Holländischer Einband von Jan Mensing, in Firma C. J. Mensing, Amsterdam.

200 Francs für ein Exemplar der Aventures de Télémaque, das bis dahin auf etwa 30 Francs geschätzt war; es war in rot Saffian gebunden und mit dem goldenen Vliess, dem Insignum des geschätzten Bücherliebhabers Longepierre, geziert. Im Jahre 1868, nach dem Tode Brunet's, ging in seinem Auktionssaale, der im Laufe der Jahre so viele der kostbarsten Bücher gesehen, dieser Télémaque schon für

1770 Francs fort. Für die damalige Welt der Bibliophilen war das noch ein Ereignis, niemand konnte sich den hohen Preis erklären, und mehr als einer nannte die Kühnheit des Käufers Narrheit. Aber die Rechtfertigung dessen, was man damals als Narrheit bezeichnete, ist nicht

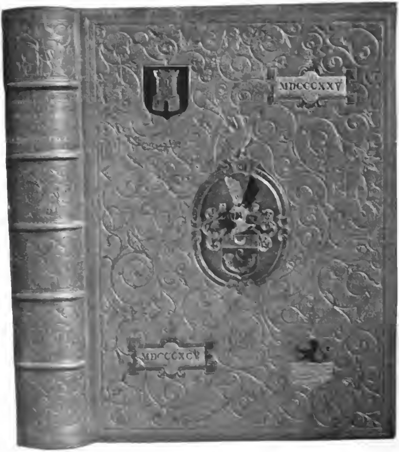


Abb. 102. Holländischer Einband von Jan Mensing, in Firma C. J. Mensing, Amsterdam

ausgeblieben, der Télémaque des Longepierre ist seitdem durch mehrere Hände gegangen und zuletzt auf der Auktion La Roche La Carelle (1888) mit 5050 Francs bezahlt!

Es bedarf nach dem bisher Angeführten wohl keiner weiteren Beweisführung dafür, dass der äussere Zustand eines Buches grossen Einfluss



Moderner Bucheinband.

Ausgeführt von der Leipziger Buchbinderei-Actien-Gesellschaft
vorm. **Gustav Fritzsche.**

Entwurf von Professor M. Honegger.

Beilage IX.

auf dessen Geldwert hat. Wasserringe und Schmutzflecke, Wurmstiche, Motten- und Mäusefrass können ein sonst wertvolles Buch sehr im Preise



Abb. 193. Deutscher Einband mit den Buchstaben F. D. H. Z. S. aus der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel.
Nach Stockbauer, „Abbildungen von Mustereinbänden" etc., Leipzig 1881.

benachteiligen. Es wird deshalb die Wiederherstellung beschädigter Exemplare, das Reinigen von Flecken, die Entfernung farbiger Stempel

auf dem Titel u. dergl. namentlich in England und Frankreich, als Ausfluss der Bücherliebhaberei in grossem Maassstabe betrieben und meist mit gutem Erfolge. Es würde zu weit führen, hier auf Einzelheiten einzugehen; ich begnüge mich damit, auf das Werk von A. Bonnardot zu verweisen: „Essai sur l'art de restaurer les estampes et les livres", 2. ed., Paris 1858, und dessen Fortsetzung: „De la réparation des vieilles reliures", Paris 1858. 8.



Abb. 104. Bücherladen aus dem XVII. Jahrhundert.



Moderner Bucheinband

ausgeführt von H. Sperling J. R. Herzog, Leipzig.

FÜNFTES KAPITEL.

DIE BÜCHERLIEBHABEREI ALS LEIDENSCHAFT.

Die Grenze, wo die Liebhaberei ihren harmlosen Charakter verliert und zur Leidenschaft wird, ist schwer zu bestimmen. In vielen von den Fällen, die ich vorher genannt habe, kann schon nicht mehr die Rede von Bibliophilie sein, wir begegnen vielmehr der Bibliomanie dabei, die in ihren leidenschaftlichen Erscheinungen die sonderbarsten Gattungen von Sammlern aufweist.

Ich adoptiere eine treffende Einteilung der Büchernarren nach Lacroix*) in solche, die Schätze sammeln, um sie zu besitzen; in andere, die durch Anlegung einer Sammlung ihrer Eitelkeit fröhnen; dann in neidische und endlich in exklusive Sammler.

Der Schätzesammler ist glücklich im Besitze seiner Bücher, wie der Geizhals im Besitze des blanken, baren Geldes. Er liebt sie eifersüchtig, kein anderer soll besitzen, was er hat, kaum dass er jemandem gestattet, einen Blick in seine Bibliothek zu thun; er streichelt stillvergnügt und liebkosend seine schönen Einbände, hütet die Bücher, als ob er stündlich den Einbruch eines Diebes zu gewärtigen habe, und fühlt sich unbehaglich, wenn man ihn öffentlich auf seine Schätze anredet. Lieber leugnet er den Besitz eines rechtmässig erworbenen kostbaren Buches, ehe er sich zu dem Besitze desselben bekennt und damit vielleicht unbekannte Gefahren heraufbeschwört. Er hält seine Bücher unter Schloss und Riegel und liest sie still und verschwiegen, der Welt bleiben sie ein Mysterium. Der Egoismus dieser Gattung von Bibliomanen konzentriert sich mitunter in unglaublicher Weise auf ihre Bücherschätze; allerdings schlagen auch manche derselben bisweilen in ihren Sammlungen Richtungen ein, die vom sittlichen Standpunkt aus betrachtet sehr bedenklich sind und das Tageslicht nicht immer vertragen

*) P. L. Jacob (Lacroix, Ma République. Paris s. d.

Der eitele Bibliomane sammelt, im Gegensatz zu dem vorhergehenden, möglichst ostensibel seine Kostbarkeiten, namentlich Prachtwerke mit Miniaturen und schön gemalten Anfangsbuchstaben, Drucke auf Pergament und Velin, wenn möglich auf Grosspapier (mit sehr breitem Rande), dann Drucke mit Gold, Silber und anderen Farben, Bücher, deren Text ganz in Kupfer gestochen ist, Fürstenausgaben und dergleichen. Eine ausgewählte Bibliothek in bester Ordnung zu besitzen, von der alle Welt mit Bewunderung spricht, das ist sein Stolz; sie zu vervollständigen, giebt er als reicher Mann grosse Summen aus, dieser Sorge giebt er sich, jedermann sichtbar, ausschliesslich hin, und lediglich für diesen Zweck unterhält er mit einem tüchtigen Antiquar, der ihm in der Regel an Kenntnissen weitaus überlegen ist, ein intimes Freundschaftsverhältnis.

Übrigens liest er seine Bücher nie, er sammelt eben schöne Bücher, wie er sonst Gemälde, Muscheln, Mineralien oder Pflanzen sammeln würde, wenn er damit, statt mit Büchern begonnen hätte Seine Bibliothek ist eine Sehenswürdigkeit, die er gern jedermann zeigt, ohne Auswahl: Frauen, Kindern, Bankiers, Sportsleuten u. a., es ist ihm ganz einerlei, ob die Leute eine Ahnung von dem Werte eines Buches haben, wenn sie nur über seinen Besitz gebührend staunen. Er sagt es jedem, der es hören will oder auch nicht: „Ich besitze für mehr als 100000 Francs Bücher“ und wohlgefällig wiederholt er „dieser Schrank enthält für mehr als 100000 Francs Bücher.“ Mögen andere ihre Kapitalien in Gemäldesammlungen, in Pferden und Hunden anlegen, der eitele Bibliomane fühlt sich als Gelehrter von feinem Geschmack, der sein Vermögen in Elzevierausgaben, in berühmten Einbänden u. dergl. anlegt. Das ist eine Prahlerei, die beinahe einen litterarischen Wert haben, ein Luxus, der beinahe achtenswert erscheinen könnte!

Der neidische Bibliomane fahndet auf alles, was er nicht hat; sobald er es besitzt, geht sein Verlangen andere neue Wege. Wenn er in Erfahrung bringt, dass ein anderer Bibliomane, mit dem er rivalisiert, ein gewisses ihm fehlendes Buch besitzt, so ist es um seine Ruhe geschehen; er isst schlecht und schläft unruhig. Über kurz oder lang begiebt er sich auf den Kriegspfad, er schreckt nicht vor Intriguen und Verführung anderer zurück, wenn er sich dadurch das begehrte fremde Gut verschaffen kann; Misserfolge und Schwierigkeiten feuern sein Gelüst nur mehr an, ja, er wäre imstande, ein ganzes Vermögen für den Besitz des einen begehrten Buches zu opfern; aber ein Nichts kann ihn auch plötzlich von seiner Leidenschaft befreien: das unerwartete Auftauchen eines zweiten Exemplares desselben Buches, ein Neudruck, eine abfällige

Kritik von gewichtiger Seite u. dergl. genügen, um sein Feuer ganz erkalten, seine Begeisterung schnell verrauchen zu lassen. Nun mag der Besitzer des Buches ruhig weiterleben, er, der Bibliomane, wartet nicht mehr ungeduldig auf seinen baldigen Tod, um sich aus seinem Nachlasse zu bereichern. Ein derartiger Büchersammler ist immer unglücklich, wie das auch jeder neidische Mensch zu sein verdient, sein Unglück erneuert sich stets wieder bei jedem neuen Verlangen nach Besitz. Er ist eine Art von Vampyr, der seine Opfer verfolgt, bis er sie in Händen hat, dann verlieren sie für ihn den Wert und er sucht sich ein neues Opfer.

Es ist vorgekommen, dass ein solcher Tollhäusler in dem Wahne lebte, ein Buch entdecken zu müssen, das nur in seiner Einbildung existierte; er starb aus Ärger darüber, dass er es nicht auffinden konnte, und war bis zu seinem Tode der festen Meinung, irgend ein Rivale bewahre diesen kostbaren Schatz, gegen den er den Stein der Weisen dahingegeben haben würde.

Der exklusive Bibliomane schätzt nur eine bestimmte Gattung von Büchern, ihm liegt wenig an der Seltenheit noch an der Eigenart eines Buches, er hat eine „Kollektion“, das ist sein Gott und sein Ideal. Was ausserhalb dieser „Kollektion“ ist, interessiert ihn nicht, aber für seine „Kollektion“ scheut er keine Mühe der Nachforschung und keine Kosten der Erwerbung.

Der exklusive Bibliomane opfert bereitwilligst seine Zeit, sein Geld und seine Gesundheit für die Anhäufung einer möglicherweise seltsamen Bibliothek, die aber stets eine ganz monotone bleiben wird. Er besitzt z. B. zwölfhundert verschiedene Ausgaben von Petrarca, oder von Voltaire's Schriften hat er nach und nach einige tausend Nummern in allen möglichen Ausgaben zusammengebracht, oder die französische Revolution liegt friedlich begraben in einem wahren Kirchhofe von wertlosem litterarischen Wissen aller Art, die solch ein Bibliomane in Jahrzehnten seines Lebens sammelte.

Über die Art und Weise, wie diese Leute ihre Bücher suchen und zu finden wissen, liesse sich viel sagen, jeder „Specialsammler“ hat seinen Anekdotenschatz von Bücherschicksalen, wie der Jägersmann seine Jagdanekdoten. Denn wenn einmal die Seltenheit eines Buches bekannt geworden ist, so ist kein Ende bei dem Wettrennen nach dem Erwerbe desselben abzusehen.

Die Narrheit beginnt vollends, wenn Liebhaber von zwei oder drei Nationalitäten sich zur Jagd auf ein seltenes Buch von besonderem Interesse rüsten; dann erwacht unter den Reichen des Landes neben der

Bibliomanie der Nationalstolz, es wird zur Ehrensache, Sieger im Bieten zu bleiben; der Wert des Buches kommt dann mitunter weniger in Betracht, als die Frage, wer es am längsten im Bieten aushalten kann.

Welche Ungereimtheiten zuweilen bei Büchernarren vorkommen, mögen ein paar Beispiele zeigen.

Zehn Jahre hindurch konnte man täglich in der Nationalbibliothek in Paris um die Mittagszeit ein mageres ältliches Männchen mit gepudertem Haar stets auf demselben Platze sitzen sehen, das regelmässig mindestens vier Stunden sich in die Lektüre von Gilbert Longueil's Leben des Apollonius von Tyana vertiefte. Neben ihm sass ebenso regelmässig ein anderer alter Mann, der sehr eifrig in Vegetius' Kriegskunst zu lesen schien. Man glaubte es mit einem alten Militär zu thun zu haben, täuschte sich aber sehr, denn eine Nachforschung ergab, dass es ein Steuerbeamter war. Eines schönen Tages geriet der Leser des Apollonius in heftigen Streit mit seinem Nachbar; es fehlte nicht viel, dass sie handgemein wurden, und man musste die Streitenden auseinander bringen. Seitdem wurden beide nicht mehr in der Bibliothek gesehen.

Zu den merkwürdigen Narren kann man auch den Besucher der Arsenalbibliothek in Paris rechnen, der sich zwanzig Jahre hindurch einen Haufen Bücher nach dem anderen herbeischleppen liess, die er alle sorgfältig durchblätterte, aber niemals las. Er ging aber regelmässig mit acht bis zehn Blättchen Papier voller Notizen fort, die er sich gemacht hatte. Man brachte es nicht heraus, wer der Mann war. Plötzlich blieb er fort. Zwei Monate später erhielt die Bibliothek zwei grosse Koffer voll Notizblätter, sie waren ihr von den Erben des Sonderlings gesandt, der inzwischen gestorben war und in seinem Testament die Zusendung angeordnet hatte. Als man den Inhalt untersuchte, stellte sich heraus, dass es lauter Nachweise der Seiten und Zeilen von Büchern waren, in denen der Name Julius Cäsar vorkam; Plutarch's Leben Cäsar's kam aber nicht dabei vor! In derselben Bibliothek verkehrte zehn Jahre hindurch ein fröhlicher Herr, der immer und ewig in „Paul et Virginie“ von Bernardin de St. Pierre las; er kannte nach und nach den ganzen Roman auswendig, und abends konnte man ihn hier und da ganze Kapitel daraus herdeklamieren hören. Als zuerst die Oper „Paul et Virginie“ von Massé zur Aufführung gelangte, ging er ins Theater, entfernte sich aber nach dem ersten Akte sehr missmutig, man hatte ihm mit der Musik den ganzen Text verdorben!

Fertiault*) erzählt, dass jemand drei Jahre hindurch täglich acht Stunden angestrengt arbeitetete, um herauszubekommen, dass die Bibel enthält:

66 Bücher,
1 189 Kapitel,
31 173 Verse,
773 656 Worte,
3 566 560 Buchstaben,
6855 mal das Wort „Jehovah“,
46 227 mal das Wort „und“ u. s. w.

und wozu? lediglich aus litterarischem Ehrgeiz, um etwas zu leisten, was bis dahin noch kein anderer fertig gebracht, um von sich reden zu machen!

Auch in Holland tauchen ab und zu unter den dortigen Bücherliebhabern derartige „Belastete“ auf. So erzählt Kruseman**) einen sonderbaren Fall. „Als im Jahre 1856 gelegentlich der Costerfeste in Haarlem eine Ausstellung von Inkunabeln und seltenen Drucken veranstaltet war, wurde einem der Festkommissare gemeldet, dass ein anständiger, gut gekleideter Herr aus einem der Glaskästen ein Buch an sich genommen habe. Er folgte dem Schuldigen und stellte ihn schliesslich in einer Bodenkammer, wo er versteckt hockte mit dem unscheinbaren Pergamentbändchen in seinen krampfhaft zitternden Fingern. Traurig gab er den Band zurück. Als dieser, in der Welt einsam stehende Mann später im Sterben lag, besuchte ihn derselbe Kommissar, der inzwischen mit ihm befreundet war, in seiner Krankenstube. Da lag der abgezehrte Leidende, Bücher rings um sich herum, Bücher auf allen Möbeln seines ärmlichen Gemachs, selbst auf dem Rande seiner Bettstelle stand eine Reihe kleiner Oktavbände. Und dieser Mann, der bald sterben sollte, und dem eine bessere Pflege und Wohnung sehr not that, weigerte sich ängstlich, dass man ihn fortbringe, weil er ja dann seine Bücher, seine Schätze verlassen müsse, das Schlimmste, was ihm passieren konnte. War dieser Mann ein Dieb oder Geizhals? Nein, wahrlich nicht, aber er stand auf dem Punkte, es zu werden: er war ein Bibliomane.

Frederik Muller schrieb in einem Nekrologe***) über denselben Mann: „J.... betrieb den Buchhandel mit Liebe zu seinen eigenen

*) Fertiault, Les amoureux du livre. Paris 1877. 8.

**) Kruseman, Bouwstoffen voor een geschiedenis van den Nederl. boekhandel. Band II. S. 322. Amsterdam 1887. 8.

***) Nieuwsblad voor den boekhandel 1865.

Büchern. Geld achtete er nicht. Es war eigentlich schade, dass er Händler war; seine ungünstigen Verhältnisse gestatteten ihm nicht, die von ihm so geliebten Bücher immer zu behalten; ungern trennte er sich davon, ja mitunter versteckte er seltene Bücher, die von Fremden bei ihm gesucht wurden, damit sie nicht deren Aufmerksamkeit erregten und er nicht in Versuchung kommen möchte, sie zu verkaufen. Er war mehr Liebhaber als Händler, daher kam es, dass er, obgleich unverheiratet und sehr einfach lebend, sich doch stets in misslichen Verhältnissen befand. Traf man ihn auf einer Auktion, so hätte man ihn für einen reichen Mann halten können, so kühn und stolz bot er mit, und doch wusste ich, dass er manchmal nicht zu Mittag ass, um Geld für Auktionen zu sparen. Als er einst, von Gläubigern hart bedrängt, einige sehr seltene Bücher an einen Fremden teuer verkauft hatte, schrieb er mir: ‚Sie haben mein schönes Exemplar von . . . . und von . . . . gekannt, ach! ich habe mich davon trennen müssen! ich habe Geld, viel Geld dafür bekommen, aber, werde ich meine Juwelen jemals wiedersehen?‘ Er erlebte an sich ‚toutes les misères de la vie humaine en bloc‘, wie Jules Janin sie treffend schildert in einem Artikel, der am 5. April 1858 im ‚Journal des debats‘ erschien: ‚Voulez-vous connaître en un bloc toutes les misères de la vie humaine? Eh bien? vendez vos livres! disait un ancien. O ciel! que je vende mes livres! Mais ils sont ma force et ma gloire! Ils m'égalent aux plus riches; ils me rapprochent des plus pauvres. Ils sont le guide éternel de ma causerie et de mon ambition; j'y songe éveillé, j'y rêve endormi! Absent, je les pleure, et je les salue à mon retour. O mes amis! mes confidents, ma cohorte, et mon cortège! Enfants, que j'ai choisis, mes fêtes, mes économies et mes amours, o! mes livres. — Et quand je les aurai vendus, qu'aurai je à vendre et qui donc saura que je suis mort?‘ So war es auch J . . . . unmöglich, bei Lebzeiten sich von seinen Büchern zu trennen. Er glich darin dem Prediger van Steenwyk, dem eine grosse Summe für seine ausgezeichnete Bibliothek mit der Bedingung geboten ward, dass er sie bei sich behalten könne, solange er lebe; er schlug es ab, weil es ihm schien, als verkaufte er einen Teil seines Ichs, seiner Seele, seines Körpers bei Lebzeiten! . . . .“ So kann die Leidenschaft für Bücher bei Reichen sowohl, wie bei den mit Glücksgütern weniger Gesegneten zu einer Manie werden, die an Narrheit grenzt.

Solange es bei der persönlichen Narrheit bleibt, solange der Bibliomane nur sich selbst schädigt, kann ihn die menschliche Gesellschaft sich selbst überlassen. Aber es giebt auch Bibliomanen, die von ihrer Leidenschaft derartig verblendet sind, dass sie zu Verbrechern, und als

solche für ihre Mitmenschen gemeingefährlich werden; man denke an den Prediger Tinius in Poserna, der im Anfang dieses Jahrhunderts aus Bücherliebhaberei zum Dieb und Mörder wurde; seine Bibliothek wurde am 5. November 1821 in Leipzig versteigert. Und wie gross ist nicht die Zukunft der Kleptomanen, die nur Bücher stehlen, wo sich ihnen irgend eine Gelegenheit dazu bietet. So wurde dem Dr. Alois Pichler im Jahre 1871 der Prozess in Petersburg gemacht, weil er die Kaiserliche öffentliche Bibliothek in schmählichster Weise bestohlen hatte.

Und von dieser Manie des Bücherstehlens werden nicht nur Männer, sondern auch Frauen ergriffen, und es liessen sich viele Beispiele davon anführen, mit welchem Aufwande von raffinierter Schlauheit diese unglücklichen Menschen ihrem Laster fröhnen, das ihnen keinen anderen Vorteil oder Genuss verschafft, als den heimlichen Besitz eines Buches, das sie nicht einmal weiter verwerten können, ohne sich der Entdeckung und Bestrafung auszusetzen. Merkwürdigerweise leben diese Bücherdiebe meistens in den besten Verhältnissen, aber gerade der Umstand, dass sie ein begehrtes Buch auf ehrliche Weise nicht erwerben können, reizt sie zum Verbrechen. Doch diese Verirrungen liegen auf einem anderen Gebiete als dem, womit wir uns hier beschäftigen wollen, ich verlasse deshalb diese Schattenseite der Bücherliebhaberei, um in den folgenden Kapiteln eine Charakteristik der Bibliophilie in den Hauptländern zu versuchen.

SECHSTES KAPITEL.

DIE BÜCHERLIEBHABEREI IN FRANKREICH.

Wenn auch das Verdienst der Erfindung und der ersten Entwickelung der Buchdruckerkunst Deutschland gebührt, so sind wir in der Wertschätzung und Pflege der älteren Litteratur seit mehr als zweihundert Jahren von Frankreich weit überholt worden, und Erscheinungen in der Würdigung seltener litterarischer Kostbarkeiten, wie sie dort alltäglich vorkommen, sind bei uns völlig unbekannt.

Kein Land hat so viele tüchtige Bücherkenner und Sammler gehabt, als Frankreich; kein anderes Land hat eine so reiche Litteratur über die Bücherliebhaberei, und kein Land kann dem weltberühmten Jaques Charles Brunet einen ebenbürtigen Bibliographen gegenüberstellen.

Abb. 195. Brunet (geboren 2. November 1780, gestorben 16. November 1867) widmete sich als Sohn eines kleinen Buchhändlers in Paris dem Berufe des Vaters. Er kann als der eigentliche Begründer des wissenschaftlichen Antiquariatsbuchhandels in Frankreich angesehen werden; seine Berühmtheit verdankt er seinem Manuel du libraire, von dem 1810 die erste, 1865 die fünfte Auflage erschien, und dessen Vervollkommnung er als seine Lebensaufgabe betrachtete. Seine Angaben sind unbedingt zuverlässig, er nahm keinen Titel auf, wenn er das Buch nicht selbst in Händen gehabt hatte. Nach langen Jahren fleissigster Arbeit trat er das Eigentumsrecht an seinem Werke an Firmin Didot frères & Co. für eine Leibrente ab und verbrachte seinen Lebensabend in ruhiger Beschaulichkeit.

Brunet hatte einen tüchtigen Vorgänger an dem 1765 in Paris geborenen Antoine Augustin Renouard, der in hervorragender Weise die Eigenschaften des Buchhändlers, Sammlers und Schriftstellers in sich vereinigte. Er hat vortreffliche Werke über die Thätigkeit der Aldus und der Etienne geschrieben, die noch jetzt in hohem Ansehen stehen.

Über die Bücherliebhaberei in Frankreich in der ersten Zeit nach Erfindung der Buchdruckerkunst finden sich interessante Mitteilungen bei Elton,*) denen ich einige wenige entnehme.

Als einer der ersten Bücherliebhaber Frankreichs wird uns der Erzbischof Juvenal des Ursins genannt, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts gestorben. Er wird als ein Kenner guter Bücher gerühmt, obgleich nur ein einziges Exemplar aus seiner reichen Büchersammlung auf unsere Generation gekommen ist, ein köstliches Missale auf Pergament, mit den ausgesuchtesten Miniaturen geschmückt, und bekannt als die schönste Probe jener Büchergattung, früher im Besitze des Fürsten Soltikoff. Das Buch ging für 36000 Francs bei der Versteigerung der fürstlichen Bibliothek in den Besitz von Firmin-Didot über, der es im Jahre 1861 der Stadt Paris übergab. Leider ist das Buch, wie so viele andere Schätze Frankreichs, durch die Brandstiftungen der Commune im Jahre 1871 vernichtet.



Abb. 195. J. Ch. Brunet. Nach „Bibliophile français“. Bachelin-Deflorenne, Paris.

Jacques de Pars, der Arzt Karls VII., vermachte seine wissenschaftliche Bibliothek der Ecole de medicine in Paris; der Wert seines Geschenkes ist aus dem Umstande zu ersehen, dass dem mächtigen Ludwig XI. verboten wurde, eine medizinische Abhandlung der Sammlung, die er übersetzen lassen wollte, zu entnehmen, wenn er nicht sein Silbergeschirr als Pfand geben und sich zur Rückgabe in unbeschädigtem Zustande verpflichten wollte.

Etienne Chevalier, der Schatzmeister Ludwigs XI., baute sich einen grossen Palast in der rue de la Verrerie in Paris; seine Bibliothek war reich an ausgesuchten Handschriften, die meisten illuminiert von Jean Foucquet, dem vortrefflichen Miniaturisten von Tours. Nicolaus

*) Elton, Great book collectors. London 1893.

Chevalier, sein Nachkomme im sechzehnten Jahrhundert, war gleichfalls ein hervorragender Bibliophile, der unter seinen selbstgedruckten Folianten und in blauen Sammet eingerollten Stammbäumen auch ein livre d'Heures von wunderbarer Schönheit aufweisen konnte, von dem heute nichts weiter übriggeblieben ist, als eine kleine Anzahl von aus dem Text herausgeschnittenen Bildern.

Le Roux de Lincy hat eine lange und interessante Liste der französischen Bibliophilen zusammengestellt, welche vor und nach Grolier's Zeit lebten. Es seien auch hiervon einige wenige genannt.

Unter den Dichtern finden wir Charles, Duc d'Orléans, den Besitzer von achtzig herrlichen Bänden, die jetzt noch in dem Schloss zu Blois bewahrt werden, und Pierre Ronsard, sowie den Abbé Philippe Desportes, berühmt nicht nur als Rivale Ronsard's, sondern auch wegen seines üppigen Lebens und der hohen Summen, die er für seine Bibliothek ausgab.

Von Staatsmännern möge Florimond Robertet genannt sein, der erste eines grossen Geschlechts von Bibliophilen. Unter den gelehrten Frauen des sechzehnten Jahrhunderts sehen wir Louise Labé, genannt „La belle Cordière“, die eine Sammlung besonderer Art, bestehend nur aus französischen, spanischen und italienischen Werken, gebildet hatte. Dann Charlotte Guillard, die sowohl Bücher selbst druckte wie sammelte, und die auf eigene Kosten einen Kommentar der Auslegungen des heiligen Hieronymus veröffentlichte.

Einer der bedeutendsten Privatsammler jener Periode war Arthur Gouffier, Seigneur de Boissy; er war ein grosser Liebhaber schöner Einbände im Stile des berühmten Grolier. Eines seiner Bücher gehörte dem verstorbenen Baron Jerôme Pichon, dem Präsidenten der französischen Société des Bibliophiles, und es war anerkannt, dass nichts, selbst aus Grolier's eigener Bibliothek, diesen Einband an Schönheit der Ausführung jemals übertroffen hat. Sein Sohn, Claude Gouffier, zum Duc de Rouannais ernannt, war ein Sammler hauptsächlich modernen Genres. Er kaufte mit Vorliebe Autographen und historische Porträts, seltene Handschriften und gute Druckproben und war bemüht, alle seine Bücher in modernen geschmackvollen Einbänden zu haben. Claude Gouffier wurde Erzieher des jungen Herzogs d'Angoulême, der als Franz I. auf den Thron kam und seinem Lehrer wohl die Vorliebe für seine Bücher verdankt, die alle mit dem Salamander im Feuer und den silbernen fleurs-de-lys geschmückt waren.

Franz I. hatte weniger Neigung für gedruckte Bücher wie für seltene Manuskripte; der Bibliothek von Fontainebleau fügte er nur

wenig hinzu ausser dem, was er von seiner Mutter, der Königin Louise, und seiner Schwester, Margarete d'Angoulême, an Geschenken erhielt. Die Nationalbibliothek verdankt viele der schönsten Manuskripte dem feinen Geschmack dieser Prinzessin, die von den Dichtern als die „Marguerite des Marguerites" gefeiert wurde. Der König gefiel sich in dem Bemühen, litterarische Entdeckungen im Osten zu machen; er zog viele Erkundigungen von Johannes Lascaris ein und entsandte den Pierre Gilles, um Ankäufe in den morgenländischen Klöstern zu machen. In gleicher Kommission schickte er Guillaume Postel hinaus, einen der grössten Linguisten, die jemals gelebt haben, aber dermaassen überspannt, dass er sich selbst für den wiedererstandenen Adam hielt, dabei so unglücklich, dass er nur selten sich ausser Gefangenschaft befand.

Die Regentschaft Heinrichs II. ist von grosser Bedeutung in den Annalen der Bibliophilie. Heinrich erliess 1558 eine Ordonnanz, die man auf den Einfluss der Diana de Poitiers zurückführt, wodurch jeder Verleger angehalten wurde, Geschenkexemplare seiner Werke, auf Pergament gedruckt und geschmackvoll eingebunden, an die Bibliotheken zu Blois und Fontainebleau und andere, die der König nach Belieben bestimmte, abzuliefern. Ungefähr achthundert Bände der Nationalbibliothek in Paris bezeugen noch heute den Erfolg dieser Büchersteuer, sie sind alle mit der zweideutigen Chiffre markiert, die ebensogut die Initialen des Königs und der Königin darstellen können, wie die der Namen Henri und Diana.

Königin Katharina von Medici sammelte mit Enthusiasmus. Bei ihrer Ankunft als Mädchen in Frankreich brachte sie eine Menge Manuskripte mit, die früher den östlichen Kaisern gehört und durch Cosmo de Medici angekauft waren. Später ergriff sie Besitz von der ganzen Abb. 196
Bibliothek des Marschalls Strozzi unter dem Vorwande, dass sie als „Medici-Bücher" anzusehen seien, die seinerzeit durch Erbschaft auf einen Neffen Leo's X. übergegangen wären. Bei ihrem Tode 1589 stellte sich heraus, dass sie über achthundert griechische Manuskripte, alle äusserst wertvoll und selten, besessen hatte. Es lag die Gefahr nahe, dass diese von ihren Gläubigern mit Beschlag belegt würden, aber man verständigte den König, dass solch eine Kollektion nie wieder, in keinem Lande und für keine Kosten zusammenzubringen sei. So wurden sie also für Krongut erklärt, und auf Veranlassung De Thou's entkleidete man die Werke ihrer kostbaren Decken und verbarg sie in einfachem offiziellen Gewande.

Diana de Poitiers war unermüdlich in der Jagd nach alten

Schmökern („chasseresse des bouquins“), war sie doch die Tochter eines Bibliophilen! Graf de St. Vallier liebte die Bücher in italienischem Einbande, man kennt einen Roman de Perceforest in der Sammlung des Duc d'Aumale, der die Wappen St. Vallier's und seine Marke als Eigentümer trägt, obgleich bestimmt angenommen wird, das Werk sei für Grolier gebunden, als es dem Könige Louis-Philippe gehörte. Heinrich II. und die Herzogin Diana unterhielten einen wahren Schatz von Büchern in dem herrlichen Schloss zu Anet. Nach ihrem Tode blieben die Bücher unbekannt und unverzeichnet in den Schlosshallen bis zum Tode der Prinzessin de Condé im Jahre 1723. Die damalige Auktion war eine Schwelgerei in litterarischen Schönheiten. Alle Bücher fanden sich in gutem Zustande und in den prachtvollsten Einbänden. Auch zeigte sich eine bemerkenswerte Vielseitigkeit in ihrem Bestande, die Kirchenväter und die Poeten standen Seite an Seite mit den medizinischen Werken und den volkswirtschaftlichen Schriften, als ob sie planmässig vom Buchhändler bezogen wären. Man sagt, dass die meisten Werke von dem unerschrockenen Bücherfreunde Guyon de Sardières erworben wurden, dessen ganze Bibliothek mit den mannigfaltigen Büchersammlungen des Duc de la Vallière verschmolzen wurde.

Die drei Söhne der Katharina von Medici waren alle Bücherfreunde in ihrer Weise. Franz II. starb, ehe er die Zeit zur Bildung einer Bibliothek fand; wäre er am Leben geblieben, so würde ihn wohl Marie von Schottland, die den Thron nur wenige Wochen mit ihm teilte, auf die höheren Pfade der Litteratur geleitet haben. Einige ihrer Lieblingsbücher sind uns erhalten geblieben; die Bücher des jungen Königs tragen aussen den Delphin oder das Wappen von Frankreich; die Königin band alles in schwarz Saffian mit dem Emblem des Löwen von Schottland. Karl IX. hatte Vorliebe für die Litteratur, wie es sich für den Zögling des Bischofs Amyot geziemte; er studierte Archäologie und kaufte Grolier's Münzkabinett. Seine Bibliothek brachte er von Fontainebleau nach Paris, wo sein Vater eine neue Sammlung aus dem konfiszierten Eigentum des Präsidenten Ranconnet gebildet hatte; das Ganze liess er von dem ehrwürdigen Amyot verwalten.

Sein Bruder, der verweichlichte Heinrich III., gab viel für Einbände, aber wenig für Bücher aus; man sagt, er sei selbst ein tüchtiger Buchbinder gewesen, wie auch sein Bruder Karl in einer Waffenschmiede arbeitete und einige seiner Nachkommen die Technik eines Barbiers, Kochs und Schlossers ausübten. Er selbst war ein extravaganter Müssiggänger, für seine Unterthanen aber verbot er den Luxus durch Gesetze.

So verbot er Pelzwerk und schwere Ketten, erlaubte aber goldene Ecken und Arabesken auf Büchern und stellte seine Ornamente alle aus massiv goldenen Linien her. Sein eigener Geschmack verband das Düstere mit dem Grotesken, seine Kleider wie Bücher waren mit den Emblemen der Trauer bedeckt.

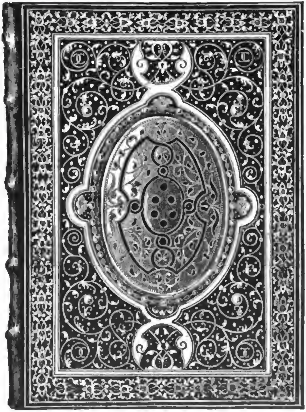


Abb. 196. Italienischer Einband für Katharina von Medici. Nach Bouchot.

Louise von Lothringen zog sich nach des Königs Tode auf Schloss Chenonceau zurück und pflegte als Witwe in ihrem „Feenpalast" eine ausgewählte kleine Bibliothek. Ihr Katalog beschreibt etwa achtzig Bände, die meisten von Nicolas Ève gebunden, der helle Lederband in Rot, Blau und Grün war mit brillanten Arabesken oder gesprenkelten goldenen Lilien bedeckt. Es ist kaum eine vollendete Probe davon in

der Nationalbibliothek erhalten geblieben. Sie waren von der Königin an ihre Nichte, die Herzogin de Vendôme, vermacht, in der Hand eines späteren Besitzers aber wurden sie durch Verkauf verstreut und sind heute beinahe ganz verschwunden.

Man sagt, dass Heinrich IV. bei seinen Büchern Trost suchte, nachdem ihn Gabriele d'Estrées verlassen hatte. Obgleich kein Bücherliebhaber, war er doch ängstlich bemüht, alles zu thun, was die Interessen der Litteratur fördern konnte. Er ging mit dem Plane um, eine ausgezeichnete Bibliothek in dem Collège de Cambray zu gründen, starb aber vor der Ausführung dieser Idee. Dagegen wurden die Bücher von Blois nach Paris übergeführt und für den Gebrauch der Studierenden freigestellt. Die schon von Fontainebleau hergebrachten Bücher und die Handschriften der Katharina von Medici wurden nach dem Collège de Clermont zurückgebracht und unter die Obhut des berühmten De Thou gestellt.

Abb 197. Margarete von Valois stimmte, wenn auch in keinem anderen Punkte, mit dem König in der Beförderung der Wissenschaften überein. Sie war eine ebenso gelehrte Dame, wie passionierte Büchersammlerin. Kein Zweig der Wissenschaft, ob heilig oder profan, war der „Reine Margot" zu gering. Sie kann als die Königin der „femmes Bibliophiles" betrachtet werden, die in der Geschichte der Höfe von Frankreich eine so wichtige Rolle spielten. Im guten Geschmack übertrifft sie alle übrigen, in geistiger Hinsicht lässt sich der Abstand kaum abschätzen zwischen Margarete und den eleganten Sammlerinnen, die wir den Namen ihrer berühmten Buchbinder verdanken. Anna von Österreich ist bekannt geworden durch die spitzenartigen Muster des Le Gascon, und Königin Marie Lesczinska berühmt durch die Pracht ihrer von Padeloup gefertigten Einbände. So sind auch die Bibliotheken der Töchter Ludwigs XV., drei fleissige, wohlunterrichtete Prinzessinnen, nur bekannt geworden durch das von Derôme für die Einbände verwandte farbige Saffianleder. Die Bücher der Pompadour würden ohne die drei Türme oder den herzoglichen Mantel des Buchbinders Biziaux kaum erwähnenswert sein, und niemand, ausser Ludwig XV. selbst, würde wohl die intelligente Auswahl der Du Barry gelobt oder einen Blick auf ihre sonderbaren Bücher und Ladenhüter geworfen haben, wenn sie nicht durch prachtvolle Einbände dekoriert gewesen wären.

In allen den Listen der „Damen der alten Zeit", die Guigard, Quentin-Bauchart, Uzanne und andere moderne Bibliophilen aufgestellt, ist es schwer, eine zu entdecken, die das Innere der Bücher



Abb. 197. Margarete von Valois.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

dem Äusseren derselben vorgezogen hätte. Uzanne behauptet, dass kein weiblicher Bibliophile in Frankreich jemals eine Leidenschaft gezeigt habe, wie sie Grolier oder De Thou begeisterte; dass selbst Marie Antoinette in Trianon ihre Tausende von Büchern wie Vögel in einer

Volière hielt, ohne Begriff von ihrem inneren Werte oder Befähigung, sie richtig gebrauchen zu können.

Diesem harten Urteile gegenüber mag ein Beispiel vom Gegenteil anzuführen erlaubt sein. Die Herzogin de Berry aus unserer eigenen Zeit besass eine ernsthafte Sammlung, die unter ihrer Leitung gebildet war; man fand darin das Livre d'Heures von Heinrich II., das Gebetbuch der Johanna von Neapel, die besten Bücher der Margarete de Valois und der Marie Lesczinska. Auch die Prinzessin Pauline Buonaparte war Besitzerin einer auserlesenen Bibliothek.

Von jeher herrschte in Frankreich weniger die Bücherliebhaberei im Sinne der englischen Sammler, die enorme Summen für ein mangelhaftes Produkt zahlen, wenn es nur alt und selten ist; man fand und findet in Frankreich mehr Lust an dem Besitz „schöner" Ausgaben, wie auf Luxuspapier, in feinen, kostbaren Einbänden und mit Stichen in ersten Abdrücken. Um dieser Liebhaberei zu genügen, sind in Frankreich viele Bücher nur der Ausstattung wegen gedruckt und gekauft, und ein französischer Liebhaber erwirbt unter Umständen zehn Exemplare desselben Werkes, wenn er es in zehn schönen verschiedenen Ausgaben haben kann.

Über die spätere Zeit der Sammler und über die Preissteigerungen in unserem Jahrhundert enthält die Monographie von M. G. Brunet*) bemerkenswerte Notizen, denen ich das folgende entnehme.

Wie der Wert seltener Bücher ganz allgemein in unserem Jahrhundert enorm gestiegen, haben wir aus dem vorhergesagten überall gesehen, und die Ursachen davon sind leicht zu erkennen; die Zahl der reichen Bücherliebhaber hat sich verdoppelt und verdreifacht, die Zahl der seltenen alten Bücher aber, wie sie vor etwa hundertundfünfzig Jahren schon bekannt waren, hat sich eher verringert als vermehrt, denn es ist genau bekannt, in welchen öffentlichen Bibliotheken und Archiven eine grosse Anzahl derselben nach und nach ein Asyl gefunden haben, aus dem sie schwerlich jemals wieder in den Handel gelangen werden. Auch übt die Mode, und gerade in Frankreich, einen bedeutenden Einfluss auf Bücher aus, sie steigert vorübergehend den Preis ganzer Büchergattungen und drückt ihn ebenso herab; die Elzevier-Ausgaben haben, wie Wertpapiere, Zeiten der Hausse und der Baisse gehabt; die ersten Ausgaben der alten Klassiker waren früher sehr beliebt, während man damals eine Gattung von Büchern verschmähte, die von unserem

*) M. G. Brunet. Du prix des livres rares. Bordeaux 1895. 8.

Zeitalter sehr bevorzugt wird, die illustrierten Werke des achtzehnten Jahrhunderts. Man legt in Frankreich gerade diesen Büchern, mit Zeichnungen von Künstlern wie Eisen, Marillier und namentlich Moreau dem jüngeren, einen so hohen Wert bei, dass besondere beschreibende Kataloge darüber erschienen sind.*)

Der Geschmack der Bücherliebhaber ist in Frankreich in den letzten hundert Jahren mehr als in anderen Ländern grossen Veränderungen unterworfen gewesen; zeitweise hat man sich z. B. mit besonderer Vorliebe mit dem heiligen Lande und den Pilgerfahrten dorthin beschäftigt; dann wieder waren vorübergehend die Werke der die römische Kirche bekämpfenden Reformatoren sehr gesucht, die in Deutschland und der Schweiz gedruckten Schriften Luther's, Calvin's u. a. In neuerer Zeit sind auch die Originalausgaben der französischen Romantiker seit 1830 sehr begehrt, es hat z. B. die erste Ausgabe des Romans von Théophile Gautier „Mademoiselle de Maupin" einen Preis von 1600 Francs erzielt. Neben diesen mehr oder weniger individuellen Neigungen behauptet sich in Frankreich ziemlich konstant eine Vorliebe für die ersten Ausgaben der französischen Klassiker des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, besonders aber werden die älteren illustrierten Werke gesucht.

So giebt es eine Liedersammlung, die ein Generalpächter in Paris in vier Bänden im Jahre 1772 veranstaltet und von den beliebtesten Künstlern der damaligen Zeit hat illustrieren lassen, Moreau z. B. lieferte fünfundzwanzig Kupferstiche dazu. Die Poesie des Werkes ist ganz wertlos, aber sie wird auch nicht von den Bibliophilen bezahlt, sondern die Illustrationen; man konnte das Werk vor fünfzig Jahren noch für 60 Francs haben, heute werden 2000 Francs und mehr dafür bezahlt. Ein anderes Exemplar, allerdings ein Unikum, dieser „Chansons de la Borde", mit den Originalzeichnungen Moreau's, erzielte auf der Radziwill-Auktion 7050 Francs.

Von den „Contes de Lafontaine" giebt es eine Ausgabe, zwei Bände, im Jahre 1762 in Paris unter dem fingierten Verlagsort Amsterdam gedruckt und zwar unter dem Protektorat der Madame de Pompadour. Das der schönen Marquise angebotene Handexemplar, wozu Eisen Illustrationen geliefert hatte, vereinigte in sich alle erdenklichen Vorzüge der Ausstattung. Nachdem es durch verschiedene, nicht mehr nachweisbare Hände gegangen, tauchte es 1844 zuerst öffentlich

*) T. F. Mahérault, Catalogue raisonné et descriptif des ouvrages de Moreau le jeune, avec notes iconographiques et bibliographiques. Paris 1880. 8.

bei der Versteigerung der Bibliothek des Akademikers Charles Nodier auf, wir finden es dort mit dem Spottpreise von 355 Francs notiert. Aber das Buch bewährte bald glänzend den ihm vorangegangenen Ruf einer hohen Seltenheit; nachdem es in dem Katalog eines grossen Pariser Antiquars mit 7000 Francs angesetzt gewesen, ist es schliesslich vor kurzem in den Besitz eines enthusiastischen Sammlers, des Herrn Beraldi, übergegangen, der ohne Zaudern 15000 Francs dafür bezahlte.

Unter den Klassikern des sechzehnten Jahrhunderts haben die Originalausgaben von Molière die grösste Zugkraft; wem es gelingt, eine der ersten Ausgaben der Komödien des unsterblichen Franzosen für 1500 Francs zu erhalten, der kann sich glücklich schätzen, und die ersten Gesamtausgaben seiner Werke nehmen unter den Seltenheiten eines französischen bibliographischen Feinschmeckers den ersten Rang
Abb. 198 ein. So brachten Molière's Werke, Ausgabe in sieben Bänden, Paris 1673, Duodezformat, in der Auktion Lignerolles (1894) 16200 Francs, und die Ausgabe der „œuvres, avec des remarques par Bret", Paris 1773, 7 vols., 4°, mit 33 Abbildungen von Moreau, auf derselben Auktion 22100 Francs. Die Originalausgaben von Molière's Theaterstücken, früher ganz vernachlässigt, sind durch den Bibliophilen de Soleinne in Paris in Aufnahme gekommen; er war der erste, der mit grosser Mühe eine vollständige Sammlung derselben zusammengebracht hatte, an der nur ein Stück fehlte (Les Fourberies de Scapin). Bei der Versteigerung seines Nachlasses (1843) ging diese Sammlung für 747 Francs fort, eine lächerlich kleine Summe, wenn man damit die heutigen Preise der einzelnen Stücke vergleicht, z. B. Les Précieuses ridicules, Paris 1660 (Auktion Lignerolles 1894), 2000 Francs; Sganarelle, Paris 1660, in derselben Auktion, 2550 Francs. Ihm beinahe gleich gilt Corneille, seine Ausgaben in Folio und Duodez, die man vor hundertundfünfzig Jahren kaum ansah, bilden heute ein Streitobjekt bei allen Auktionen. Racine kommt erst in dritter Reihe, wird aber immer noch hoch geschätzt.

Als ein Beispiel verirrter Geschmacksrichtung aus der damaligen Zeit möchte ich ein Buch erwähnen, das inzwischen den Ruf eines Unikums allerersten Ranges erlangt hat. Der Generalpächter de la Popelinière, ein bekannter Verleger aus der Zeit Ludwigs XV., hatte ein Buch „Tableaux des mœurs du temps" in einem einzigen Exemplare drucken lassen, das die wenig verschleierten Episoden eines abenteuerlichen Lebens erzählt und in dem die beigefügten, ebensowenig verschleierten Aquarellbilder mit dem Texte harmonieren. Die skrupulösen Erben waren nach dem Tode des Generalpächters auf dem



Abb. 198. Illustration von Boucher aus den „Œuvres de Molière“, Paris, 1734.

Punkte, das Buch zu vernichten, der König aber, der davon gehört hatte, verhinderte dies und erwarb es für sich.

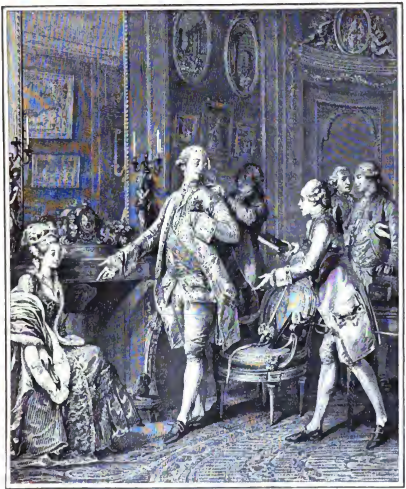
Nach verschiedenen Wanderungen, die sich nicht mehr verfolgen lassen, gelangten die Tableaux in die Bibliothek des Fürsten Galitzin

in Moskau, kamen von da wieder nach Paris zurück, und darauf in den Besitz eines reichen englischen Sammlers Frederic Hankey, Sohn eines englischen Gouverneurs der Ionischen Inseln und Offizier bei den Horse Guards der Königin von England. Dieser hatte ausschliesslich Seltenheiten eines Genres zusammengebracht, die aus Sittlichkeitsrücksichten öffentlich nicht versteigert werden konnten, und in dieser Sammlung nahmen die „Tableaux des mœurs du temps" einen Ehrenplatz ein; die Bücher wurden nach seinem Tode durch freihändigen Verkauf sehr zerstreut, und die „Tableaux" tauchten erst im Jahre 1894 bei der Versteigerung der Bibliothek eines Bibliophilen wieder auf, der sich bei Lebzeiten den Namen „Le Toqué" (der Verrückte) beigelegt hatte. Man war auf einen erbitterten Kampf um die „Tableaux" gefasst, es wurde von 50000 Francs gesprochen, die ein Liebhaber daransetzen wollte, indessen — habent sua fata libelli — bei dem nicht gerade sehr lebhaften Wettbieten erfolgte der Zuschlag für 25000 Francs. Das Buch ist durch Rezensionen verschiedener Bibliographen, wie Charles Monselet, G. Brunet u. a. bekannt geworden, auch ist es durch einen Neudruck, zwei Bände kleines Quartformat, reproduziert, aber dieser Neudruck kann doch das Unicum nicht ersetzen, das für alle Zeiten eine der kostbarsten Seltenheiten der Bibliophilie bleiben wird.

Noch ein anderes berühmtes Buch des vorigen Jahrhunderts sei erwähnt, das durch Eigenschaften ganz entgegengesetzter Art bekannt geworden ist, das „Office de la Semaine Sainte" par l'Abbé de Bellegarde, Paris 1732. 8. „à l'usage de la maison du Roi", ein Exemplar in rot Saffian eingebunden, der Fürstin de Lamballe dediziert, mit einer Widmung des Königs, einem Autograph der Marie Antoinette, einigen Zeilen der Maria Theresia, einem Briefe der Marie Antoinette und einigen Zeilen Ludwigs XVI. Dieses Buch ist in der Auktion Lignerolles 1894 für 30000 Francs fortgegangen.

Zur Erklärung dieses exorbitanten Preises ist darauf hinzuweisen, dass in Frankreich unter den Royalisten ein kleiner Kreis von Bibliophilen existiert, der mit allem, was sich auf die unglückliche, vielgeschmähte Königin bezieht, einen wahren Kultus betreibt.

Ein drittes seltenes Illustrationswerk aus jener Zeit ist durch seine
Abb. 199 Schicksale in neuerer Zeit bekannt geworden. Sein Titel lautet „Suite d'estampes pour servir à l'histoire des mœurs et du costume des François", Paris, Folio. I. suite 1775, II. suite 1776, III. suite 1783, das schönste Werk zur Kostümkunde des achtzehnten Jahrhunderts mit Zeichnungen von ausserordentlicher Feinheit, der erste



La grande Toilette

Abb. 199. Ein Blatt aus: „Suite d'estampes" von Moreau d. j.
Aus dem Katalog der Freiherrl. von Lipperheide'schen Büchersammlung in Berlin.

Teil nach Zeichnungen Freudenberg's, der zweite und dritte nach Moreau dem jüngeren gestochen, jeder zwölf Tafeln enthaltend, die vierundzwanzig

Originale von Moreau als Federzeichnungen in Sepia ausgeführt. Auf einer Versteigerung in Berlin im Mai 1891 hat das Werk, zusammen mit vier Zeichnungen von Freudenberg, 109500 Mark aufgebracht, und zwar ging es in den Besitz des Barons Edmond de Rothschild über, für den es der Pariser Antiquar Morgand erstand. Man erzählte sich, das Exemplar habe dem verstorbenen König Ludwig II. von Bayern gehört und sei aus dessen Nachlass auf einer Auktion in Leipzig zum Vorschein gekommen. Diese Behauptung hat sich aber als unrichtig erwiesen. Eine bei dem betreffenden Berliner Antiquar, der die Blätter versteigerte, eingeholte Erkundigung hat ergeben, dass sie aus dem Besitze eines in Wiesbaden ansässig gewesenen adeligen Herrn stammten, der sie in Berlin zum Verkauf stellte, nachdem er vergeblich versucht hatte, sie in Leipzig durch öffentliche Ausstellung im Museum für den angesetzten Preis von 5000 Mark zu verkaufen. Der hohe Kunst- und Geldwert der Blätter war dem damaligen Besitzer völlig unbekannt. Ohne die ganz zufällige Konkurrenz zweier Händler in Paris würde ein nicht annähernd so hoher Preis erzielt sein. Morgand war von Rothschild beauftragt, „à tout prix" zu kaufen, ein anderer Pariser Händler war zum gleichen Zwecke erschienen; er hätte in seiner Konkurrenz Morgand die Blätter ohne jedes Risiko auf den doppelt hohen Preis steigern können, da er den Auftraggeber kannte! Morgand ist gegenwärtig der tüchtigste Antiquar in Paris, er vereinigt ein umfassendes bibliographisches Wissen mit grossem Geschäftseifer; man sagt, er setzte für seine Bücher erstaunlich hohe Preise an, doch macht ihm seine reiche Kundschaft daraus keinen Vorwurf. Das genannte Werk kam dann aus Rothschild's Besitz in die Hände des Bibliophilen Pierre van Loo in Gent. Der Text, welcher den reizenden Darstellungen der eleganten Welt des vorigen Jahrhunderts beigegeben ist, stammt von Restif de la Bretonne, hat aber wenig Wert.

Welch hohe Preise gegenwärtig auf den Pariser Auktionen gezahlt werden, davon will ich noch einige weitere Beispiele hier anführen.

Abb. 7. Die „Ars moriendi", auch unter dem Titel: „De temptationibus morientium" oder: „Tentationes daemonis" in einer ausführlicheren Darstellung auch unter dem Titel „speculum artis bene moriendi" bekannt, ergab auf der Auktion Yemeniz (1867) 9550 Francs. Es ist ein Holztafeldruck aus dem fünfzehnten Jahrhundert, ein vielfach übersetztes, überarbeitetes und in einer Menge späterer typographischer Drucke bekanntes Werk, ein Übergang von den Sammlungen blosser Heiligenbilder und Bildertexte, wo Figuren und Schrift zugleich auf

einem und demselben Blatte stehen, zu den eigentlichen Büchern; das Pariser Exemplar, ohne Ort und Jahr, enthielt dreizehn Blätter mit elf Holzschnitten, ein Zwiegespräch zwischen dem Teufel und einem Engel am Bette eines von seiner Familie umgebenen Sterbenden.

Der Stoff war ein sehr beliebter und das Buch wurde in allen germanischen und romanischen Sprachen bearbeitet. Der Verfasser ist nicht bekannt. Ein früher im Besitz von T. O. Weigel in Leipzig befindliches, später dem British Museum in London einverleibtes Exemplar der ars moriendi gilt als die erste, zugleich als die vollendetste Ausgabe. Sie besteht aus zwölf Bogen Kleinfolio, in bräunlicher Farbe gedruckt. Das Buch erzielte in der am 27. bis 29. Mai 1872 abgehaltenen Versteigerung der Weigel'schen Sammlung die Summe von 21 450 Mark.

Dann Boccaccio „de la Ruine des nobles hommes et femmes", Bruges 1476, in Folio à 2 col. ergab in der Auktion Téchener (1876) 20000 Francs. Es war ein sehr schönes Exemplar des äusserst seltenen Buches, das für das erste datierte Druckerzeugnis von Brügge gilt, und stammte aus der Sunderland-Bibliothek.

Ferner: „Le Chevalier delibéré", ungefähr 1486 in Gouda gedruckt, ergab in der Auktion Mosbourg (1893) 13 520 Francs, es ist das einzige bekannte Exemplar.

Heliodori „Aethiopicae Historia libri decem", Basileae 1552, Folio, ergab in der Auktion Téchener (1876) 12000 Francs, es war ein Grolier-Band, der schönste, den Le Roux de Lincy beschrieben, und derjenige, der bis jetzt von den Grolier-Bänden den höchsten Preis erzielt hat. Das Exemplar trug ausserdem die Insignien Heinrichs II., verbunden mit denen der Diana de Poitiers; man weiss, wie eine solche Abstammung den Wert eines Buches erhöht; es ging in den Besitz eines Sammlers in New York über.

La Fontaine's „Fables choisies", 5 vols., Paris 1678 bis 1694, 12mo, ergaben in der Auktion Mosbourg (1893) 10000 Francs. Der Boyet'sche Einband hat wohl in diesem Falle den hohen Preis bestimmt, der sonst nicht zu rechtfertigen wäre.

Longus, „Daphnis et Chloé", Paris 1757, 4^{0}, erzielte bei der Auktion La Roche La Carelle 6700 Francs. Das Exemplar war ursprünglich in Ungarn entdeckt und dort mit 10 Francs angekauft; nach Paris gebracht, erwarb es ein Antiquar für 200 Francs, auf der Auktion Brunet (1868) schon ergab es 6000 Francs, denn es war ein Padeloup-Einband! Dasselbe Buch in der Ausgabe Paris 1718, 8^{0}, ebenfalls in einem Padeloup-Einbande mit dem Wappen des Regenten, ergab in der Auktion Mosbourg (1893) 12 500 Francs. Die Ausgabe ist gar

nicht selten, aber die fürstliche Abstammung und der Einband von seltener Schönheit hatten den hohen Preis bestimmt. Ein anderes Exemplar derselben Ausgabe, auf den Einbanddecken in Gold die bekannten drei Türme des Wappens der Pompadour, gab ebenfalls den Sammlern Gelegenheit zu erbittertem Kampfe.

Montesquieu, „Le Temple de Gnide", Paris 1794, 8°, ergab auf der Auktion Lignerolles (1894) 14000 Francs. Es war das einzige bekannte Exemplar auf Velin, mit den Originalzeichnungen von Eisen, zehn Abbildungen in Gouache gemalt, welch seltene Eigenschaften den hohen Preis begründeten; bei der Versteigerung trieben sich zwei Sammler in erbittertem Kampfe den Preis gegenseitig in die Höhe.

Mlle. de Montpensier, „Recueil de Portraits", Paris 1659, 8°, ergab auf der Auktion La Roche La Carelle (1888) 15080 Francs.

Thomas Morus' „Description du royaume d'Utopie", Paris 1550, 8°, ergab auf derselben Auktion 9100 Francs; das Exemplar trug die Wappen von Ludwig XIII. und der Anna von Österreich, es erzielte den hohen Preis dieser königlichen Abstammung wegen und als berühmtestes Werk des englischen Kanzlers.

„Songe de Poliphile", Venise 1499, Folio. Ein prachtvolles Exemplar in reichem Einbande des sechzehnten Jahrhunderts erzielte auf der Auktion Mosbourg (1893) 10000 Francs. Es ist ein eigenartiges Werk mit Holzschnitten von ganz besonderer Schönheit, war zwei Jahrhunderte hindurch ganz vernachlässigt, erregte dann aber berechtigtes Aufsehen und wurde von verschiedenen Schriftstellern, unter anderem von Paul de Saint-Victor, rühmend erwähnt.

Einer der feinsten Kenner der Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts war Girardot de Préfond; er gehörte dem Handelsstande an, wurde durch Schicksalsschläge gezwungen, seine reiche und mit vielem Geschmack gesammelte Bibliothek zu verkaufen, gelangte dann aber wieder zu grossem Vermögen und brachte eine zweite Bibliothek zusammen, welche der ersten nichts nachgab. Später überlies er auch diese en bloc dem hervorragenden Bibliophilen Graf de Mac Carthy. Aus dieser Sammlung seien einige Werke erwähnt.

Bruno Giordani „Degl' Heroici furori", Parigi 1585, 8°, ging in einem schönen Einbande von Padeloup in der Auktion La Roche La Carelle (1883) für 7100 Francs fort. Der Verfasser dieses seltenen Buches war ein Neapolitaner Mönch, der aus seinem Kloster entfloh, einen Teil von Europa durchzog, und eine Menge von Schriften

ziemlich unverständlichen Inhalts in lateinischer und italienischer Sprache veröffentlichte. Er endete auf dem Scheiterhaufen der Inquisition.

Ein anderes Werk von Bruno Giordani „La Cena de le Ceneri" s. l. 1584, 8°, ging auf der Auktion Mac Carthy (1817) für 549 Francs nach England, wo es auf der Auktion Hanrott (1844) 12 £ brachte; dasselbe Buch tauchte in einem reichen Padeloup-Einbande in der La Roche La Carelle-Auktion (1888) auf und ergab bei der Gelegenheit 8100 Francs, eine Folge des Einbands.

Ich unterbreche diese Aufzählung kostbarer Werke, um den Leser nicht zu ermüden, und wende mich einer berühmten Bibliothek zu, der umfangreichsten, welche jemals von einem Privatmanne in Frankreich zusammengebracht ist.

Louis-César de la Baume Le Blanc, duc de La Vallière (geboren 1708, gestorben 1780), ein Grossneffe der berühmten Karmeliterin, gilt für einen der tüchtigsten Bibliophilen, die Frankreich jemals besass, vielleicht wird man niemals einem Rivalen begegnen, der sich mit ihm vergleichen liesse. Seine Inkunabelnsammlung ist nie übertroffen, sie erhob sich noch über die reiche Specialbibliothek des Grafen de Mac Carthy aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, die 1817 zur Versteigerung kam.

Unabhängig von den wertvollen anderen Werken aus den verschiedensten Litteraturgebieten, von denen der Buchhändler Nyon im Jahre 1788 einen sechsbändigen Katalog veröffentlicht hatte, fielen die erwähnten Werke des fünfzehnten Jahrhunderts als konfisziertes Emigrantengut der öffentlichen Domäne als Staatseigentum zu, nachdem sie vorher nach des Herzogs Tode (1780) en bloc von dem Marquis de Paulmy angekauft, und von diesem an den Grafen von Artois abgetreten waren. Sie bilden seitdem den wertvollsten Bestandteil der Arsenalbibliothek in Paris. Vorläufig dort begraben, wird der Tag noch kommen, wo sie von sich reden machen werden.

Der Herzog de La Vallière, ungeduldig, wenn es sich um eine Vermehrung seiner reichen Bücherschätze handelte, kaufte wiederholt ganze Bibliotheken, wenn er Gelegenheit dazu fand; so erwarb er auch die gut ausgewählte Bibliothek eines reichen Handelsherrn, Namens Bonnemet, für 18000 Livres. Der Verkauf der katalogisierten Abteilung de La Vallière ergab im Jahre 1784 die Summe von 454677 Livres, für die damalige Zeit eine ganz bedeutende Summe, heute würde dieselbe Bibliothek bei der inzwischen eingetretenen Preissteigerung unzweifelhaft mehrere Millionen ergeben. Für den Umfang der Bibliothek spricht die Thatsache, dass der Nyon'sche Katalog,

dessen erster Teil von dem berühmten de Bure redigiert war, 32205 Nummern enthielt; und für die Reichhaltigkeit zeugt, dass de La Vallière unter anderen zwölf Rabelais'sche Druckschriften aus dem sechzehnten Jahrhundert besass, die so ausserordentlich selten sind, dass von manchen ersten Ausgaben dieses Schriftstellers nur ein einziges Exemplar bekannt ist, während die Existenz von anderen nur vermutet werden kann, denn es fehlt an Beweisen dafür, sie sind gänzlich verschwunden.

Vier Jahre nach der Versteigerung de La Vallière fand die der Bibliothek des Fürsten de Soubise statt, welche die ganze Sammlung des berühmten Parlamentspräsidenten Jacques-Auguste de Thou umfasste. Diese Bibliothek, die schönste und ausgewählteste, die am Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Paris zu finden war, enthielt überwiegend lateinische, ernsten Studien gewidmete Werke, meistens historischen Inhalts, die sogenannte Belletristik hatte keinen Raum in ihr gefunden; die Bibliothek war an Umfang nicht sehr bedeutend, etwa achttausend gedruckte Bücher und tausend Handschriften, aber in vorzüglicher Auswahl, schön eingebunden und in vortrefflicher Beschaffenheit, sie war en bloc von dem Cardinal de Rohan angekauft, der sie einem Fürsten in seiner Familie hinterliess.

Abb. 120. Die von de Thou abstammenden Bücher tragen alle sein Wappen, das sich viermal infolge zweimaliger Verheiratung verändert hat; sie sind gesucht, aber nicht selten, und die heutigen Preise haben die der ersten Versteigerung derselben im Jahre 1788 nicht erheblich überschritten; ausgenommen einige wenige, die besondere Schicksale gehabt haben, davon seien genannt:

„Entrée d'Henri II. à Paris“ 1549, ein Meisterwerk der Holzschneidekunst des sechzehnten Jahrhunderts, ergab in der Auktion Beckford (1882) 11750 Francs, in der Auktion Destailleur (1891) 20200 Francs, in der Auktion Mosbourg (1893) 13000 Francs. Das Exemplar Destailleur war in elfenbeinfarbigem Pergament mit Wappen und Chiffre J. A de Thou gebunden, tadellos erhalten, daher der hohe Preis. Auf der Auktion Lobris (April 1895) in München ging ein Exemplar für 1285 Mark fort, ein Beispiel für den Unterschied in den Preisen, die in Frankreich und Deutschland gezahlt werden!

„Histoire universelle par de Thou“, depuis 1543 jusqu'en 1607, 16 vols., Paris 1734, 4°, ergab in der Auktion de Soubise (1788) 108 Livres, in der Auktion Lignerolles (1894) 1090 Francs.

„Ronsard, Œuvres“, Paris 1609, Folio, ergab in der Auktion Le Double (1862) 1250 Francs.

„Recueil d'Estampes représentant les troubles massacres, survenus en France", Paris 1583, Folio, ergab in der Auktion de Soubise 115 Livres, in der Auktion La Roche La Carelle (1888) 12000 Francs u. s. w.

Von den vielen berühmten Auktionen sei nur noch eine aus der jüngsten Zeit, die der Bibliothek des Grafen Mosbourg, vom Jahre 1893, erwähnt. Man kennt aus den letzten Jahren kein zweites Beispiel einer so reichen Sammlung, es seien nur einige der kostbarsten Bücher davon genannt.

„Cicero, de officiis" Elzevier, 1642, 12mo, ging fort für 3450 Francs.

„Suite d'Estampes pour servir à l'histoire des mœurs et du costume en France", Abbildungen von Freudenberg und Moreau, 9000 Francs.

„Joviani Pontani opera", Aldus, 1518, 4^{0}, ein Grolier-Band, 4520 Francs.

L'Eschole de Salerne, Elzevier, 1651, 10060 Francs. Dies Exemplar der Sammlung ärztlicher Rezepte in burlesquen Versen war in prachtvollen blauen und roten Saffian gebunden, das einzige bekannte Exemplar mit völlig unbeschnittenem Rande, daher der hohe Preis.

„La Fontaine Fables", 5 vols., Paris 1678 bis 1694, 12mo, 10000 Francs.

Mosbourg besass auch ein Unikum ganz besonderer Art, die berühmte „Guirlande de Julie", ein Meisterwerk der Kalligraphie und Blumenmalerei, das der Herzog de Montausier als eine Huldigung für Mlle. de Rambouillet, seine spätere Gemahlin, hatte anfertigen lassen. Dieses in seiner Art einzige Buch war mit einem sehr schönen Einbande von Le Gascon geziert und ergab in der Auktion 19000 Francs, womit es nach dem einstimmigen Urteile der gewiegtesten Kenner nicht zu hoch bezahlt war. Damit möge es genug der Bücherpreise in Frankreich sein.

Wenn man von der französischen Bibliophilie spricht, so können die Bouquinistes (von bouquin, ein alter Schmöker) in Paris nicht unerwähnt bleiben, sie behaupten ihren Platz in der französischen Geschichte, wie sie ihren Stand an den Seinequais seit Anfang des siebzehnten Jahrhunderts konsequent behauptet haben; mögen die Vertreter ihrer Zunft fortwährend wechseln, die Kolonie der Bouquinisten als solche bleibt bestehen, sie hat Revolutionen überdauert, die noch ganz

andere, höhere Interessen, als die ihrigen, zerstört haben. So möge auch ihrer hier mit einigen Worten gedacht sein.*)

Wenn man, vom rechten Seineufer kommend, den Pont des Saints-Pères oder, wie er gewöhnlich genannt wird, du Carrousel, überschreitet und sich links wendet, dann sieht man von hier bis zum Pont-Neuf die breiten Uferquadern des Seinequais mit den Schätzen der Bouquinisten bedeckt. Ein Bücherkasten reiht sich an den anderen, ein „Buchhändler" löst den anderen ab. In den flachen Holzkästen, den primitivsten Läden der Welt, findet sich Spreu und Weizen. Jeder Kasten ist mit einer Etikette versehen, auf der sich der Preis, schwankend von wenigen Centimes bis zu 2 und 5 Francs, angegeben findet. Ein gemeinsames Merkmal zeigen aber alle aufgestapelten Bücher: sie sind mehr oder weniger schmutzig. Kein Wunder — denn sie sind Regen und Sonnenschein, Staub und Rauch vom frühen Morgen bis zum späten Abend ausgesetzt. Mehr noch als die elementaren Mächte schaden ihnen die ebenfalls mehr oder weniger schmutzigen Hände der Kauflustigen. Kauflustig ist für die Mehrzahl der Klienten übrigens ein etwas euphemistischer Ausdruck. Wie man stundenlang den Parisern Anglern, die in derselben Gegend in hundert und aberhundert Exemplaren ihrem Handwerk nachgehen, zusehen kann, ohne zu bemerken, dass ein Fischlein an ihrem Haken zappelt, so kann man auch vor den Bouquinistenkästen die Beobachtung machen, dass sich zwar vielerlei Volk vor ihnen tummelt und die ausgelegte Ware nicht nur von aussen, sondern auch sehr gründlich von innen mustert, dass aber selten jemand an der dargebotenen Lockspeise anbeisst. Der Bouquinist verliert deswegen seine Ruhe ebensowenig wie der Angler, beide sind Philosophen und warten — kühl bis ans Herz hinan — ihre Zeit ab.

Der Pariser Bücherliebhaber pflegt mit demselben Behagen, das dem Jäger bei seinen Jagdanekdoten eigen ist, von den Glücksfunden zu erzählen, die er gelegentlich bei den Bouquinisten gethan. In der That konnte man früher unter den alltäglichen Büchern für einige Sous mitunter eine unbekannte Ausgabe eines Dichters aus dem sechzehnten Jahrhundert finden, einen Original-Molière, ein hübsches altes Volksbuch, die unaufgeschnittene Ausgabe eines Romanciers oder dergleichen. Heute aber, in dem Zeitalter, wo jedermann alles weiss, ist solch ein Glück eine Seltenheit.

Wie oft hat man diese demütigen, bescheidenen Bouquinisten als ein Hindernis für den freien Verkehr auf der Strasse erklärt; wie oft ist

*) Octave Uzanne, The book-hunter in Paris. London 1893. 8.

ihnen die Hehlerei von gestohlenen Büchern vorgeworfen, und wie oft spricht man von ihrem unlauteren Wettbewerb mit den konzessionierten Buchhändlern, die teuere Mieten und hohe Steuern zu zahlen haben! Alles ist nicht imstande gewesen, die Bouquinisten mit ihren Trödellagern von den Quaimauern der Seine zu vertreiben.

In Amsterdam haben die Strassenbuchhändler ihren Stand auf dem populären Botermarkt aufgeben müssen, seitdem dieser in den vornehmen Rembrandtsplein umgewandelt wurde. Und in London verschwindet der Büchertrödel mehr und mehr von der Strasse, ebenso wie er in Berlin schon lange von den Hausfluren vertrieben ist; der Pariser Bouquinist aber weicht nicht vom Platze, weil er einen Rückhalt hat an seiner Beliebtheit bei der Bevölkerung, namentlich dem studierenden und gelehrten Bruchteil derselben. Denn in den Bücherläden mit hocheleganten Schaufenstern mit grossen Spiegelscheiben kauft der Pariser seine Bücher nicht gern, sie finden sich auch eigentlich nur auf den Boulevards. Lieber geht man zu den Buchhändlern, die ihre Vorräte vor dem Laden auf der Strasse so weit auslegen, als es die Polizei erlaubt, und wo die mit Preisen versehenen Bücher von jedermann in die Hand genommen werden können. Unter den Buchhandlungen dieser Art erfreuen sich eines lebhaften Besuches namentlich die in der Passage des Odéon und in dem Säulengange des Palais Royal. Hier flanierten schon im siebzehnten Jahrhundert die Pariser, um ihre Neugierde oder Kauflust an den Ausstellungen vor der Thür zu befriedigen. Noch heute findet man in diesen Passageausstellungen stets die jüngsten Neuigkeiten aller Litteraturgebiete ausgelegt.

Dass auch der antiquarische Buchhandel der Kastenhändler an den Seinequais nicht ohne Bedeutung ist, ergiebt sich einigermaassen aus folgenden Zahlen.

Im Jahre 1893 zählte man in Paris an den Seinequais im ganzen 156 Bouquinisten mit 1636 Kästen. Rechnet man jeden Stand zu durchschnittlich zehn Metern Länge, so ergiebt das zusammen eine Länge von 1560 Metern, die mit den in den 1636 Kästen enthaltenen Büchern, ab und zu durch Intervalle durchbrochen, bedeckt sind. Jeder Kasten mag durchschnittlich 60 Bände enthalten, das ergiebt im ganzen 98 160 Bücher, die unausgesetzt für die Vorübergehenden ausgelegt sind. Die Einnahmen eines Bouquinisten kann man auf durchschnittlich 10 Francs täglich veranschlagen, was eher noch zu niedrig als zu hoch gegriffen sein dürfte, das macht bei 156 Bouquinisten zusammen eine Tageseinnahme von 1560 Francs, oder im Jahre mehr als eine halbe Million. Wer möchte dieser, zum Wohl und Nutzen der Bevölkerung von Paris dienenden Einrichtung die Berechtigung der Existenz absprechen!

Wie angesehen und beliebt früher die Zunft bei den Gelehrten war, möge folgendes beweisen.

Als der bekannte Akademiker Xavier Marmier sein Ende nahen fühlte, erinnerte er sich in seiner Herzensgüte der vielen glücklichen Stunden, die er dem Verkehr mit den Bouquinisten am Seinequai zu verdanken hatte. Er bestimmte in seinem Testament eine Summe von 1000 Francs für eine Anzahl derselben vom Pont Royal bis zum Pont Saint Michel, mit denen er fast täglich verkehrt hatte; die Leute sollten dafür eine gute Mahlzeit halten. Dieser Wunsch des gütigen alten Herrn ging am 20. November 1892 in Erfüllung. Es vereinigten sich an dem Tage fünfundneunzig Bouquinisten zu einem Diner bei dem berühmten Véfour, und wenn man das von Uzanne mitgeteilte Menu sieht, und die bei der Gelegenheit gehaltenen Reden liest, so muss man sagen, dass das unter dem Vorsitz von A. Choppin d'Arnouville abgehaltene Bankett in würdigster Weise verlief. Viele der Geladenen hatten ihre Frauen mitgebracht, es wurde getanzt, und die Festlichkeit verlief zu jedermanns Zufriedenheit.

Die Sache erregte damals in Paris nicht geringes Aufsehen, man sprach in den Zeitungen und im Publikum tagelang davon. Denn bei aller Beliebtheit, der die Bouquinisten sich erfreuen, haben die Zeiten sich doch auch für sie geändert. Die schönen Tage sind verschwunden, wo ein Jules Janin und ein Jules Simon und so viele andere Akademiker bei ihrem Gang ins Institut mit dem Bouquinisten einen kordialen Händedruck tauschten und in seinem Lager eine kurze, aber verständnisvolle Umschau zu halten beliebten. Der heutige Akademiker würdigt ihn kaum noch eines Blickes, höchstens dass Anatole France, der aus einer Buchhändlerfamilie stammt und selbst einst Buchhändlerlehrling gewesen ist, bisweilen seinen Schritt hemmt und ein bisschen „schmökert".

Die besseren unter den Bouquinistenseelen fühlen sich — kann man es ihnen verdenken? — durch dies Benehmen der „Unsterblichen" verletzt. Sie hausen so nahe beim Institut und rechnen sich ein wenig zum Handwerk. Die Institutsmitglieder mögen sich nur in acht nehmen. Wenn sie ihren unkollegialen Hochmut zu weit treiben, werden die Bouquinisten einen Specialstreik veranstalten, deren Bücher auf den Index ihres Bücherkrams setzen, und — mit ihrer Unsterblichkeit wird es künftig kläglich bestellt sein.

Einer unter den Bouquinisten, ein gewisser Antoine Laporte, gewissermaassen der Doyen seiner Kaste, der seinen Stand am Quai Malaquais, gegenüber der Statue Voltaire's, also in unmittelbarster Nähe

des Instituts hat, zählte sich mit Stolz zu den besten unter seinen Berufsgenossen. Er hatte also ein ganz besonderes Recht, sich gekränkt zu fühlen. Ist er doch selbst Schriftsteller und hat eine Anzahl kleiner und — nach seiner Meinung — sehr schöner Büchlein verfasst, Monographien und Biographien und sogar eine „Litteraturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts". Zu seinem tiefen Schmerz musste er erleben, dass diese Werke in seinem Stande am Quai Malaquais oder in seinem Laden in der Rue des Saints-Pères viel weniger gekauft werden, als z. B. die Zola's. Der Ruhm dieses Mannes, der doch auch nur Bücher geschrieben hat wie er, Laporte, selber, liess ihn nicht mehr ruhig schlafen und stachelte sein Herz zur Rache an. Zola ist zwar nicht Akademiker, aber das ist nur „Zufall"; dass er es sein will, hat er seit vielen Jahren, sobald ein Sessel frei geworden ist, durch unermüdliche Anmeldung seiner Kandidatur bewiesen. Erst unlängst — am 10. Dezember 1896 — ist er wieder, als die Stühle von Alexandre Dumas und Léon Say zu besetzen waren, in beiden Fällen mit Glanz, denn er erhielt immerhin vier, bezw. drei Stimmen, durchgefallen. Nachdem Antoine Laporte lange überlegt hatte, wie diesem litterarischen Götzenbilde am besten beizukommen sei, holte er zu einem vernichtenden Schlage aus und warf als Frucht seiner Rachegedanken ein Buch auf den Markt, das Ende 1896 erschienen ist und den Titel führt: „Zola contre Zola. Erotica naturalistes des Rougon-Macquart." Wie es Sammlungen giebt, die nur die Obscönitäten der griechischen und lateinischen Klassiker enthalten, so besteht dieses Buch ausschliesslich aus den gewagtesten und ganz besonders naturalistischen Stellen der Zola'schen Romane und Erzählungen. Die duftende Blütenlese ist mit einem Titelbilde von ausgesucht feinem Geschmack geziert: eine Menge von — Abfuhrkübeln ist vor dem Institutsgebäude aufgehäuft und versperrt den Zugang zu diesem, jeder Eimer trägt den Namen einer Schrift Zolas.

Man sieht, Laporte ist ein politischer Kopf. Er greift Zola nicht direkt an, sondern lässt ihn sich durch sich selbst zu Grunde richten. Der brave Bouquinist schlägt zwei Fliegen mit einer Klappe, er verschafft seinem persönlichen Hass und Neid Befriedigung und spielt gleichzeitig die Rolle eines Sittenverbesserers, denn als solcher will er aufgefasst und genommen sein. Zola ist nach seiner Meinung der Krebsschaden von Frankreich, und indem er durch die Herausgabe eines „konzentrierten" Zola diesen Schaden in aller seiner Hässlichkeit blosslegt, will der edle Laporte dem im Schlamme der Unsittlichkeit versinkenden Jahrhundert wieder auf die Beine helfen.

Der Buchhändler Fasquelle in Paris, Verleger der Werke Zola's,

strengte einen Prozess gegen Laporte an, er behauptete, der „Zola contre Zola" sei ein unerlaubter Nachdruck und beantragte die Konfiskation desselben. Das Gericht war aber der Meinung, dass Laporte die zulässigen Grenzen der litterarischen Polemik nicht überschritten habe, sprach Laporte frei und verurteilte Fasquelle zu den Kosten.*)

Originale dieses Schlages finden sich unter den Bouquinisten gar nicht selten, darunter auch Männer mit ganz tüchtigen Litteraturkenntnissen, die im Brunet, Quérard und anderen bibliographischen Hilfsmitteln gut unterrichtet sind. Die meisten wenden sich ihrem mühevollen, grosse Anforderungen an die Gesundheit stellenden Berufe erst in späteren Jahren zu, nachdem sie mitunter mehrfach Schiffbruch im Leben erlitten haben. Wie mancher früherer Student aus guter Familie, nachdem er von Stufe zu Stufe gesunken, zieht schliesslich jeden Tag mit einem Bücherkarren zum Seinequai!

Einmal ist in neuerer Zeit ernstlich der Versuch gemacht, die Zunft der Bouquinisten zu beseitigen, aber dieser Versuch ist gescheitert, es war unter dem strengen Regiment des Präfekten Haussmann. Der Baron — dem die Angehörigen der Baukunst in Paris unverantwortlicherweise immer noch kein Denkmal gesetzt haben, obwohl er für die architektonische Schönheit von Paris mehr gethan hat, als irgend ein anderer — der Baron beschloss, die Seinequais zu reinigen, sein ästhetisches Gefühl wurde durch die unregelmässigen und sonderbaren Auswüchse an denselben beleidigt. Er wollte den Weg neben den langen, niedrigen Mauern dadurch feiner, vornehmer und geradliniger gestalten, dass er die Parasiten beseitigte und den Boden asphaltierte; um dies Ideal zu verwirklichen, erliess er ein einfaches Dekret, der Büchertrödel an der Seine habe aufzuhören.

Aber es geschah nicht, und der grosse Seinepräfekt konnte in diesem Falle sein gewohntes Radikalmittel der Expropriation nicht zur Anwendung bringen. Die bedrohten Händler schlugen Alarm, und es erstand der Zunft ein Retter in der Not in der Person des gelehrten, gutmütigen und witzigen „Bibliophile Jacob" (Pseudonym von Paul Lacroix), der sich seiner guten Freunde anzunehmen beschloss. Er ging direkt zum Kaiser und wusste diesem die Sache in so menschenfreundlicher Weise darzustellen, dass Napoleon ihm versprach, die Bouquinisten unter seinen Schutz zu nehmen. Eines schönen Tages besuchte der Monarch unter des Bibliophilen Führung die Bücherstände. Bei dieser Gelegenheit, als es sich um das Leben oder Sterben der Zunft handelte,

*) Borsenblatt für den deutschen Buchhandel. Jahrg. 1897. Nr. 6 u. 50.

fand ein Mitglied derselben, der alte Père Foy, absichtlich oder unabsichtlich, Gelegenheit, seinen Namen berühmt zu machen. Als der Kaiser auf seiner Wanderung an den Ständen entlang am Quai Malaquais, der Rue de Saints Pères gegenüber, angekommen war, sah er einen alten Mann an einem kleinen, tragbaren Ofen sich die Hände in der Weise wärmen, dass er aus seinem Bücherkasten einen Band herauslangte, eine Handvoll Blätter herausriss und das Feuer damit neu belebte. Der Kaiser trat heran und fragte nach dem Titel des Buches, das so wertlos sei, dass es als Brennmaterial benutzt werde. Père Foy reichte ruhig seinem Souverän den Band und Napoleon las mit Überraschung den Titel: „Conquêtes et victoires des Français.“ Welche Gedanken mögen wohl das Gehirn des Träumers durchkreuzt haben, als er dieses Buch, das bestimmt war, die patriotischen Flammen im Herzen des Volkes zu entzünden, von dem alten Bouquinisten zur Speisung seines Ofens benutzt sah? Der Haussmann'sche Erlass wurde zurückgenommen, und Père Foy war über Nacht ein berühmter und gemachter Mann geworden, denn jedermann wollte den sonderbaren Kauz sehen und bei ihm kaufen. Und so wird wohl auf lange Zeit hinaus noch die Existenz der Bouquinisten gesichert bleiben.

SIEBENTES KAPITEL.

DIE BÜCHERLIEBHABEREI IN ENGLAND.*)

England ist das Eldorado der Bücherliebhaber, doch sind diese nur unter den „oberen Zehntausend" zu finden. Im allgemeinen hat der Engländer wenig Neigung, Bücher zu kaufen; wenn der gut situierte Kaufmann oder der reiche Fabrikant zur Weihnachtszeit oder bei Gelegenheit eines Geburtstages einige Pfund Sterling für Bücher ausgiebt, so gewinnt er dadurch die Überzeugung, ein Schutzpatron der Litteratur geworden zu sein. Es dürften nicht viele Leute drüben existieren, die bei einem jährlichen Einkommen von 1000 £ monatlich 1 £ für Bücher ausgeben. Die Bibliotheken der begüterten Mittelklassen legen unter hundert Fällen neunundneunzigmal ein trauriges Zeugnis von der Intelligenz ihrer Besitzer ab; sind wirklich ein paar Bände darunter, die den Namen Buch verdienen, so ist das oft nur ein glücklicher Zufall. Die Hefte des „Sunday at home", der „Leisure hour", von „Cassell's Magazine" und vielleicht noch ein paar andere Weeklys oder Monthlys werden zwölf Monate hindurch sorgfältig gesammelt, oft gar nicht aufgeschnitten und gelesen, und dann am Ende des Jahres eingebunden; mit solchem Lesefutter ist der Bücherschrank des wohlhabenden Engländers meistens gefüllt.

Es giebt auch manche reiche Häuser in England mit prachtvoll eingerichteten Studierzimmern, in denen kostbare Bibliotheken aufgestellt sind; aber die Besitzer trifft man wohl bei allen Wettrennen und -rudern, man sieht sie eifrig fischen und jagen, Fussball und Lawn tennis spielen und eifrig im Klub verkehren, dagegen niemals mit einem Buche in der

*) W. Roberts, The book hunter in London. London 1895. 8. W. Roberts, Rare books and their prices. London 1895. Carl B. Lorck, Geschichte der Buchdruckerkunst. 2 Teile. Leipzig 1882—1883. 8. C. M. Elton. Great Book-Collectors. London 1893. 8.

Hand, um es zu lesen. Mark Pattison geht so weit, zu behaupten, dass, obgleich der allgemeine Wohlstand in England grösser geworden, der Kreis der Bücherkäufer und der Bücherliebhaber kleiner sei, als früher.

Man könnte einwenden, dass jemand mit 1000 £ jährlichem Einkommen davon gewöhnlich 100 £ für Miete auszugeben habe und dass



Abb. 200. Herzog von Roxburghe.
Nach „Typographical Antiquities" Longman, Hurst, Rees, Orme and Brown, London.

derartige Wohnungen den Luxus eines besonderen Bibliothekzimmers nicht gewähren. Das mag wahr sein, ist aber keine Entschuldigung, denn ein Bücherregal von vier zu drei Meter an der Wand kann nahezu tausend Bände in Oktav fassen, und schon in hundert Bänden kann man den Geist der Welt in seinen achtungswertesten Leistungen bei sich aufspeichern. Ein Amerikaner giebt seinen Lesern den Rat: „Erwirb alle Bücher, die du erreichen kannst, gebrauche alle Bücher, die du besitzest, und noch viel mehr, als du besitzen kannst."

Der Rat ist gut, wenn man bedenkt, dass die grosse Mehrzahl berühmter Büchersammler ein hohes Alter erreicht hat; die Bücher als Lebensgefährten sind der beste Schutz gegen die Stürme des Lebens, und ihr Studium ist die beste Medizin für die Verlängerung des Lebens. Deshalb sammle man Bücher!

In England gab Warton in seiner „History of English poetry" vor etwa hundertundzwanzig Jahren und Joseph Ames in seinen 1749 erschienenen „Typographical Antiquities" die erste Anregung dazu, seltene Bücher zu sammeln. In jener Zeit hat die moderne Art des Büchersammelns aus Liebhaberei begonnen, wie sie Männer von Rang und Vermögen und intelligente Buchhändler ausübten, Männer wie James Watt, Topham Beauclerk, Major Pearson, der Herzog
Abb. 200. von Roxburghe, David Garrik, Georg Steevens, der Reverend Jonathan Boucher u. a., die sich in England als Bibliophilen hervorgethan haben, alle überragt von dem unvergleichlichen Richard Heber (geboren 1773, gestorben 1833), der nicht nur ein Sammler ersten Ranges, sondern auch ein tüchtiger Gelehrter war, der die von ihm gekauften Bücher auch las, ein Mann, der in den Jahren 1810 bis 1833 alles zusammenbrachte, was für Geld zu haben war und dessen Bibliothek später eine Quelle der seltensten Schätze war.

Als Sammler ersten Ranges hat auch George John Lord Spencer auf Althorp epochemachend in England gewirkt. Er war am 1. September 1758 geboren und folgte 1783 seinem Vater im Besitz von dessen Titeln und fürstlichem Vermögen. Es war sein Stolz, die Notabilitäten der Wissenschaft und Kunst um sich zu vereinigen, und wo er konnte, förderte er deren Bestrebungen in liberalster Weise. Sein Sohn war von gleicher Gesinnung beseelt. Lord Spencer hatte einen Mann zur Seite, der als Bibliograph für England eine ähnliche Bedeutung hat, wie Brunet für Frankreich: Thomas Frognall Dibdin.

Abb. 201. Dibdin stammte aus Kalkutta, er erhielt, nachdem seine Eltern dort gestorben waren, in England eine sorgfältige Erziehung und wählte den geistlichen Beruf. Von Lord Spencer als Pfarrer nach Althorp berufen, fungierte er zugleich als dessen Bibliothekar und leistete in dieser Stellung sowohl dem Lord, wie der Bibliophilie im allgemeinen grosse Dienste.

In den Jahren 1814 bis 1815 erschien seine Beschreibung der ihm unterstellten Sammlung unter dem Titel: „Bibliotheca Spenceriana", von 1810 bis 1819 seine „Typographical Antiquities", 1817 der „Bibliographical Decameron", 1811 seine „Bibliomania or bookmadness", die 1876 in neuer Auflage herausgegeben wurde;

1821 sein „Bibliographical, antiquarian and picturesque tour in France and Germany" (2. Ausgabe 1827), in welchem Werke der Verfasser eine in Begleitung des Zeichners George Lewis im Interesse der Spencer'schen Bibliothek unternommene Reise schildert. 1838 folgte noch „A bibliographical, antiquarian and picturesque tour in the northern countries of England and Scotland". Diese Werke brachten zuerst System in das Büchersammeln in England, haben allerdings auch viel dazu beigetragen, die sonderbarsten Einfälle zur Manie auszubilden. An Zuverlässigkeit der Angaben ist Dibdin mit Brunet gar nicht zu vergleichen. Dibdin's bibliographische Kenntnisse waren fragmentarisch und unzusammenhängend, und in seinem Hauptwerke, dem Decameron, finden sich neben vielen trefflichen Notizen, zu welchen ihm die herrlichen englischen Sammlungen reichen Stoff gaben, nicht zu entschuldigende Fehler. Seine, aus den gewöhnlichsten Quellen ohne Auswahl, Geschmack und Kritik zusammengetragenen kritischen Angaben können nur den Unbelesenen blenden. Ausserdem ist das Werk schwer lesbar geschrieben. Trotz seiner Mängel steht Dibdin aber in England heute noch in hohem Ansehen.



Abb. 201. Thomas Frognall Dibdin.
Nach „Le Bibliophile français", Bachelin-Deflorenne, Paris.

Ein mächtiger Hebel für die Entwickelung der Bücherliebhaberei in England war es, dass neben den Fürsten so viele hochgestellte und reiche Männer sich nicht nur für die technischen Fortschritte der Typographie interessierten, sondern auch eine Ehre darein setzten, das Schönste, Beste und Seltenste in ihren Büchersammlungen zu vereinigen. Einige Namen habe ich eben schon genannt, wir wollen noch einige andere ins Auge fassen.

Heinrich VII. war der Begründer einer königlichen Büchersammlung, die mit der Zeit einen wesentlichen Bestandteil der Bibliothek des British Museums bildete. Sparsam mit dem Gelde umgehend, war er doch bemüht, jedes in Frankreich erschienene Buch zu erwerben; er kaufte unter anderem die ganze Verard'sche Serie der Klassiker auf Pergament gedruckt, mit Initialen in Gold und prachtvollen Illustrationen, von denen einige den Drucker darstellen, wie er die Bücher dem königlichen Sammler übergiebt.

Abb. 185. Heinrich VIII. errichtete eine besondere Bibliothek in St. James, bestimmt für den Unterricht der königlichen Prinzen und ausgestattet mit einer Menge von Drucken aus der Inkunabelnzeit, sowie den verschiedensten Werken, die aus den Trümmern von zerstörten Klosterbibliotheken gerettet waren.

Königin Elisabeth war auch Liebhaberin schöner Bücher, sie besass schon, ehe sie auf den Thron kam, eine hübsche Sammlung, die später reich vermehrt wurde durch kostbar ausgestattete Geschenkexemplare, die ihr von allen Seiten zugingen. Ihre Büchergalerie in
Abb. 186. Whitehall gewährte einen prächtigen Anblick, die Handschriften und Klassiker meist in roten Sammet eingebunden mit goldenen Beschlägen und juwelenbedeckten Deckeln; die französischen und italienischen Bücher in Saffian mit Vergoldung eingebunden. Erzbischof Parker versuchte wiederholt, sie zur Umwandlung dieser reichen Sammlung in eine Nationalbibliothek zu bestimmen, sie ging aber nicht auf den Plan ein und gestattete dem Erzbischof nur, sich für seinen eigenen Bedarf aus den Beständen der früheren Klosterbibliotheken herauszusuchen, was ihm beliebte.

Robert Harley, Earl of Oxford, machte im Jahre 1705 bedeutende Ankäufe aus den früheren königlichen Privatbibliotheken und sammelte dann weitere zwanzig Jahre zur Erweiterung seiner bedeutenden Bibliothek. Sein Sohn, Earl Eduard, folgte ihm in diesem Bestreben mit Eifer und hinterliess bei seinem Tode über fünfzigtausend Bände, daneben eine grosse Menge von Handschriften und eine unglaubliche Anzahl von Flugschriften. Oldys, der mit Dr. Johnson sich der schweren Aufgabe der Anfertigung eines Kataloges dieser Bibliothek unterzogen, sagt darüber: Der Earl hatte die seltensten Bücher aller Länder, Sprachen und Wissenschaften, Tausende von Fragmenten, darunter manche über tausend Jahre alt, Pergamente, von denen verschiedene abgeschabt und neu überschrieben waren, sogenannte Palimpseste; eine bedeutende Sammlung von Bibeln und Ausgaben von ersten Drucken, erste Ausgaben von Klassikern, Caxton-Drucke, Ausgaben von

Wynkyn de Worde, Pynson, Berthelet, Rastall, Grafton und eine grosse Zahl von Flugschriften u. s. w., und an Originalbriefen hervorragender Personen eine solche Menge, dass man zweihundert Bände damit füllen konnte. Alles die Blüte von mehr als hundert anderen Bibliotheken, die er ganz oder teilweise erworben hatte.

Neben der Harley-Bibliothek war die von John Moore, Bischof von Ely, eine der bedeutendsten; auch diese hat Oldys in seiner Beschreibung alter Londoner Bibliotheken besonders hervorgehoben. Der Bischof, sagt er, hatte eine ausgesuchte Büchersammlung, Handschriften sowohl wie Pergamentdrucke, einige sehr alte, manche köstlich illuminiert, darunter erste Drucke der Mainzer Pressen und anderer. Es wurde beabsichtigt, diese mit der Harley-Bibliothek zu vereinigen, aber Georg I. kaufte sie 1715 für 6000 Guineas und überwies sie der öffentlichen Bibliothek in Cambridge. Die Harley-Bibliothek ist später in den Besitz des British Museums übergegangen.

Die Universität Oxford zollt heute noch alljährlich öffentlichen Dank dem Sir Thomas Bodley für die Überweisung seiner reichen Bibliothek. Als dieser sich 1597 von seinem Amte zurückzog, erwarb er die arg verwüstete Bibliothek des Herzogs Humphrey und beschloss, sie wieder zu ergänzen. Er stattete sie in wenigen Jahren so reich aus mit Büchern, Geldmitteln und Gebäuden, dass sie eine der berühmtesten in England wurde. Als Meric Casaubon einige Jahre später Oxford besuchte, fand er die Säle schon alle mit Büchern angefüllt. „Glaubt nicht," so schrieb er, „dass hier so viele Handschriften sind, als in der königlichen Bibliothek in Paris, aber die Anzahl gedruckter Bücher ist wunderbar und vermehrt sich noch in jedem Jahre." Sir Thomas Bodley war in ähnlicher Weise wie Lord Spencer gut beraten durch seinen ersten Bibliothekar James und den Buchhändler John Bill, der für ihn in Frankfurt a/M., Lyon und anderen Hauptplätzen des Kontinents fortwährend sammelte.

So war auch die Sunderland-Bibliothek*) zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in etwa zwölf Jahren gesammelt, zu einer Zeit, wo Bücher, die jetzt unschätzbar sind, noch für eine kleine Summe zu haben waren. Die Bibliothek kam bei Puttick & Simpson in London vom Dezember 1881 bis März 1883 zum Verkauf und brachte in einundfünfzig Auktionstagen die Totalsumme von 56581 £ 6 sh. für vierzehntausend Nummern auf. Und dabei war die Mehrzahl der Bücher von einer nichts weniger

*) Der Begründer, Charles, dritter Earl von Sunderland, wohnte in Althorp, die Bibliothek war in seinem Stadthause in London, Piccadilly, untergebracht; er starb am 19. April 1722.

als gut erhaltenen äusseren Beschaffenheit infolge des Umstandes, dass die Bibliothek während eines Zeitraumes von mehr als hundert Jahren in Blenheim der Zerstörung durch Luft und Sonne bei offenen Fenstern derartig ausgesetzt war, dass die Vögel zwischen den Bänden genistet hatten; später hatte ein Provinzialbuchbinder die Bände übermässig stark beschnitten und mit schauderhaften Einbänden versehen. Das Ergebnis der Versteigerung würde ein bei weitem grösseres gewesen sein, wären die Einbände besser gewesen; glücklicherweise waren die Bücher im Inneren völlig unberührt von der Zeit und gut erhalten geblieben.

Die William Beckford-Bibliothek, welche 1882 bis 1883 bei Sotheby in London in vierzig Auktionstagen zur Versteigerung kam, ergab bei 9837 Nummern einen Ertrag von 73551 £ 18 sh., also verhältnismässig beinahe das Doppelte der Sunderland-Bibliothek. Aber Beckford's Bücher waren auch alle in vortrefflichem Zustande, reich eingebunden, mit Wappen und Devisen von Fürstlichkeiten und anderen distinguierten früheren Besitzern, denn Beckford versäumte keine Gelegenheit, wo er ein Buch mit berühmtem Stammbaum erlangen konnte, und der Wert derselben wurde noch erhöht durch die pikanten und sarkastischen Notizen, die er auf den Vorsatzblättern der Bücher einzutragen pflegte. Beckford war ein ungemein belesener und sehr reicher Mann, der seine Liebhaberei mit Verständnis betreiben konnte, wie er wollte.

Mehr noch kam der Wert seltener Bücher, wenn sie gut eingebunden sind, zur Geltung in der Syston Park-Bibliothek des Sir John Thorold, die zweitausend Bände stark 1884 bei Sotheby in London versteigert wurde und 28000 £ ergab, also etwa 14 £ für den Band. Der Besitzer hatte im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts zu sammeln begonnen, sein feines sachkundiges Urteil und sein sicheres Gefühl waren unübertoffen; er besass Einbände der besten französischen Buchbinder wie der beiden Ève's, von Le Gascon, Mounier, Du Seuil, Padeloup, Derome und anderen. Die Syston Park-Versteigerung wird heute noch als ein Höhepunkt der englischen Bücherauktionen angesehen, und doch ist ihr Durchschnittsertrag noch nicht der höchst erzielte gewesen. Die Totalsumme der fünftägigen Versteigerung der Baron Seillière-Bibliothek, die im Februar 1877 bei Sotheby unter den Hammer kam, betrug bei 1147 Nummern 18000 £, also nahezu 16 £ für den Band, es ist dies der höchste Durchschnittsertrag irgend einer englischen Bücherauktion. Diese Bibliothek bestand unter anderem aus der besten Sammlung altfranzösischer Ritterromane, die jemals gleichzeitig im Handel vorgekommen, es kam noch hinzu, dass die Einbände

im feinsten Geschmack alles übertrafen, was auf dem Gebiete überhaupt bekannt geworden, die Grolier-Bände spielten eine grosse Rolle dabei.

Unter den bemerkenswerten neueren Londoner Bücherauktionen verdient noch die Appony-Versteigerung genannt zu werden. Graf Anton Appony, ein tüchtiger Gelehrter, hatte im Anfang dieses Jahrhunderts in Nagy Appony in Ungarn eine vortreffliche Bibliothek gesammelt, die im November 1892 bei Sotheby versteigert wurde und in fünf Tagen bei 1359 Nummern 3364 £, also etwa 2 £ 10 sh für den Band ergab; es kamen hier verschiedene Exemplare derselben Ausgaben vor, die auch in der Beckford- und der Syston Park-Auktion verkauft waren und zwar zu erheblich höheren Preisen; das hatte aber darin seinen Grund, dass die Appony-Bibliothek in Bezug auf künstlerisch schöne Einbände mit den beiden anderen Bibliotheken gar nicht zu vergleichen war.

Zu nennen ist auch Francis Egerton Lord Bridgewater, der vor seinem Tode im April 1829 gegen 6000 £ Honorar für den Verfasser eines Werkes ausgesetzt hatte, das die Weisheit, Macht und Güte Gottes, wie sie sich in der Schöpfung offenbaren, zum Gegenstand haben sollte. Dies gab Veranlassung zu den sogenannten Bridgewater-Büchern, durch welche die populärwissenschaftliche Litteratur in England mächtig gehoben wurde.

In ähnlicher Weise wirkte Thomas Howard, Lord Arundel. Als Bewunderer der alten griechischen Kunst gab er 1848 den Anstoss zur Begründung der Arundel Society, deren Hauptziel es ist, die leichtvergänglichen, dem Verderben besonders ausgesetzten, älteren, namentlich vorraffaelischen Werke der Kunst in vorzüglichen Farbendrucken der Nachwelt zu erhalten. Die Reproduktion geschieht hauptsächlich unter Beihilfe der besten deutschen und französischen Anstalten.

Obenan stehen bei den Liebhabern in England natürlich die Shakespeare-Ausgaben, namentlich die ersten in Quart- und Folioformat, die bei Erscheinen vielleicht den Wert von einigen Pence gehabt haben mögen.

Von Shakespeare's Werken giebt es vier Folioausgaben aus den Jahren 1623, 1632, 1664 und 1685; ausserdem zahllose frühere Einzelausgaben seiner verschiedenen Schauspiele, ein Beweis, dass sie seiner Zeit sehr gesucht wurden.

In den hundert Jahren von 1650 bis 1750 war Shakespeare in England nicht beliebt, man betrachtete ihn als veraltet, absonderlich, man las und kannte ihn nicht mehr. Da kommt der Kritiker Sam.

Johnson und weist auf seine Verdienste aufs neue hin; die Ausgaben seiner Werke von Reid und Malone werden von der Bevölkerung günstig aufgenommen, und langsam, aber stetig erwacht aufs neue die Vorliebe für ihn. Es werden die alten Folio- und Quartausgaben seiner Werke bei den Antiquaren wieder gesucht, die wohl ganze Haufen davon liegen hatten, meistens aber infolge des früheren starken Gebrauchs defekt geworden. Die Preise steigen, ein Buchhändler hat sogar einmal die Unverschämtheit (wie sich ein derzeitiger Gelehrter äusserte) für einige Bogen eines defekten Folio-Shakespeare 2 bis 3 £ zu fordern! Aber die Preise steigen immer noch, sie steigen im Anfang dieses Jahrhunderts auf 50 bis 100 £ für die erste Folioausgabe, auf 1 bis 2 £ für eine Tragödie in Quarto. Da erscheinen etwa 1860 die Amerikaner als Mitbewerber auf dem Felde, und sofort steigen die Preise bis 400, 500, 600, ja 800 £ für die erste Folioausgabe, und auf 150 £ für ein Quarto, für ein dünnes, schlecht gedrucktes Quartbüchelchen von etwa hundert Seiten, für ein Buch, das früher mit einigen Schillings bezahlt war. Und heute bietet man vergebens 120 £ für vier Blätter eines Folio-Shakespeare, während es früher eine Unverschämtheit genannt war, wenn jemand 2 £ dafür verlangt hatte.*)

Schon in der Steevens-Auktion im Jahre 1800 erhielten Bücherliebhaber einen Vorgeschmack von den Preisen, die unser heutiges Jahrhundert für Shakespeare zahlen sollte.

Ein leidlich gut erhaltenes Exemplar der ersten Folioausgabe, 1623 von Heming and Condell gedruckt, das gegen Ende des vorigen Jahrhunderts noch 30 £ gekostet, ergab in der Roxburghe-Auktion 1812 bereits 100 £, und heute würde jeder Sammler mit Vergnügen fünfmal soviel dafür zahlen; das Thorold-Exemplar wurde 1884 mit 570 £ verkauft, und ein Londoner Antiquar hat jüngst ein tadelloses Exemplar dieses ersten Folio-Shakespeare mit 1200 £ in seinem Kataloge angesetzt!

Neben den Shakespeare-Ausgaben wird gegenwärtig ein wahrer Kultus mit William Caxton's Presserzeugnissen getrieben. Es existieren im ganzen etwa noch 560 Caxton-Drucke, ungefähr vier Fünftel davon sind festgelegt in den Bibliotheken des British Museum in London, in den Universitätsbibliotheken in Cambridge und Oxford und in den Privatbibliotheken des Herzogs von Devonshire und des Earl von Dysart, sowie in der Rylands (früher Spencer'schen

*) Frederik Muller, Het nut van de kennis der prijzen, im „Nieuwsblad voor den boekhandel". Jahrg. 1868.

Sammlung in Manchester. Neben dieser Gesamtzahl kennt man einunddreissig Caxton-Unika und sieben Drucke in defektem Zustande. Unter diesen Umständen darf man annehmen, dass an ein Sinken der gegenwärtig hohen Caxton-Preise nicht zu denken ist, wie immer auch Mode und Geschmack wechseln mögen. Interessant ist es, zu sehen, wie die Preise stetig in die Höhe gegangen sind. In den Watson Taylor- und Perry-Auktionen im Jahre 1823 ergaben fünf Bände Caxton-Drucke, beinahe alle schön erhalten, zusammen 239 £, es waren „the life of Jason" (1476 bis 1477) 95 £ 11 sh., „the book called Caton" (1483) 30 £ 19 sh., „Troylus and Cresside" (1484) 66 £, und ein sehr schönes vollständiges Exemplar von Virgil's „Eneidos" (1490) 46 £ 15 sh. Von den beiden ersten Werken sind nur je sechs Exemplare bekannt, vom dritten zwölf Exemplare, vom vierten vier Exemplare. Viele Jahre hindurch war von den drei ersten nicht ein Exemplar irgendwo aufgetaucht, von Virgil's „Eneidos" verkaufte Quaritsch in London 1877 ein Exemplar für 300 £.

Ein paar weitere Beispiele mögen die Preissteigerung zeigen. Die höchste für einen Caxton gezahlte Summe von 1950 £ erzielte das Harley-Exemplar des einzig bekannten vollständigen „King Arthur" vom Jahre 1485 in der Versteigerung von Lord Jersey's Bibliothek im Jahre 1885, es ging an einen Sammler in Amerika fort, einen Mr. Pope. In derselben Auktion ging ein Exemplar des ersten in englischer Sprache gedruckten Buches „Histories of Troy" für 1820 £ fort. Es ist dies die von Caxton veranstaltete Übersetzung des Le Fevre, die er, wie wir vorher gesehen haben (S. 58), 1471 selbst noch auf dem Kontinente druckte; man kennt davon nur noch zwanzig Exemplare, von denen nur drei vollständig, die übrigen defekt sind. Im Jahre 1812 hatte der Herzog von Devonshire für ein Exemplar desselben Werkes, an dem das letzte Blatt fehlte, 1060 £ 12 sh. gezahlt, es gehörte der Gemahlin König Heinrichs IV., und der Herzog von Roxburghe hatte wenige Jahre vorher 50 £ dafür gezahlt. Im Jahre 1885 erreichte ein Exemplar von Higden's Polycronicon (1482) die damals sehr hohe Summe von 66 £, Quaritsch in London aber setzte ein Exemplar, allerdings das besterhaltene der drei überhaupt bekannten, mit 500 £ an. Das Perkins-Exemplar dieses Buches ging 1873 für 365 £ fort, dasselbe Exemplar sank aber im Preise, als es 1891 auf der Ives-Auktion für 1500 Dollars nach Amerika verkauft wurde, und soeben (1897) melden die Zeitungen, dass in einer Londoner Auktion kürzlich für einen Abdruck der von Caxton im Jahre 1478 hergestellten grossen Ausgabe von Chaucer's „Canterbury Tales" von Quaritsch

20400 Mark gezahlt sind. Von dieser Editio princeps existieren noch neun Exemplare, von denen nur zwei vollständig sind.

In ähnlicher Weise, wie die älteren Druckwerke, zeigen auch verschiedene Bücher aus dem achtzehnten Jahrhundert die Tendenz andauernder Preissteigerung. Die erste Ausgabe von Goldsmith's „Vicar of Wakefield" vom Jahre 1766 war vor hundert Jahren für 5 £ zu haben, 1891 ergab ein Exemplar bei Sotheby 90 £ und im Mai 1892 94 £. Gray's berühmte „Elegy" vom Jahre 1751, ursprünglich für 6 Pence zu haben, war 1888 schon auf 36 £, und 1892 auf 59 £ gestiegen, und das zuletzt im Dezember 1893 auf den Markt gekommene Exemplar ergab 74 £. Ebenso ist es mit den ersten Ausgaben von Fielding, Smollett, Stirne, Swift und Defoe gegangen.

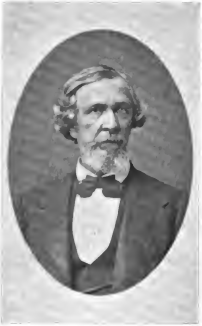
Eine Erscheinung anderer Art ist auf dem Londoner Büchermarkt zu beobachten, es ist die Entwickelung der „Americana".

Je reicher Amerika im Laufe der Zeit geworden, um so mehr hat sich sein Geschmack an Dingen ausgebildet, die das Leben angenehm machen, dazu gehören auch Bücher. Und dieser Geschmack hat einen würdigen Ausdruck gefunden durch hervorragende Männer wie der verstorbene Bibliograph Henry Steevens of Vermont, und durch freigebige Donatoren wie Lenox und andere Begründer von „free libraries".

Seit etwa 1810 haben die Amerikaner begonnen, die Geschichte ihres Landes und ihrer Städte eifrig zu studieren; ihre Untersuchungen haben sich weiter und weiter erstreckt, der Studierenden drüben sind mehr und mehr geworden, dadurch sind eine Menge vergessener Bücher wieder ans Licht gebracht und neue Quellen entdeckt. Aber auch die Preise dieser Litteratur sind gewaltig in die Höhe gegangen. Bücher, die in dem Kataloge von Crofts im Jahre 1797 mit einigen Schillingen angesetzt waren, kosten jetzt 10, 50, ja 100 £.

Für alles, was ihr Land betrifft, zahlen die Amerikaner gern hohe Preise, und London ist der beste Markt für „Americana". Wie man drüben alle Aufträge auf seltene Werke nach London dirigiert, so wandern auch manche hinterlassene Bibliotheken von drüben wieder nach London zum Verkauf zurück. Es liessen sich darüber interessante Notizen mitteilen, ein Beispiel möge genügen, um zu zeigen, wie hoch die Americana von den Amerikanern selbst geschätzt werden. Bei der im Jahre 1888 bei Christie in London versteigerten Bibliothek des früheren Lord Chancellor Hardwick befand sich ein unansehnlicher schmaler Quartband mit etwa einem Dutzend zusammengebundener Abhandlungen aus den Jahren 1583 bis 1657, die sich auf amerikanische Angelegenheiten bezogen, dieser Band ging für 555 £ nach Amerika.

Das Verdienst, die litterarischen Beziehungen zwischen London und Amerika gefördert und auf die gegenwärtige Höhe gebracht zu haben, gebührt in erster Reihe dem am 30. März 1884 verstorbenen Nicolaus Trübner, einem Deutschen von Geburt, der durch seinen 1859 ver- Abb. 202. öffentlichten „Bibliographical guide to American literature", namentlich aber in seinem seit 1865 erschienenen (nach Trübner's Tode leider nicht fortgesetzten) „American and Oriental Literary Record" eine Menge von Werken über Amerika überhaupt erst für das Publikum entdeckt und sich dadurch um diese Litteratur grosse Verdienste erworben hat.


Abb. 202. Nicolaus Trübner.

Als Bahnbrecher für den grossartigen Betrieb des Antiquariats ist Henry George Bohn aus Richmond anzusehen. Sein 1841 erschienener Guinea-Catalogue war die imposanteste Ankündigung eines Bücherlagers, die man bis dahin kannte. Derselbe hatte einen Umfang von 1448 Seiten und kostete an Herstellung 40000 Mark. Bohn wirkte auch als Schriftsteller und Verleger, seine nach damaligen englischen Vorstellungen sehr billigen Standard Volumes zu 5 sh. 6 d. waren allgemein beliebt.

Bei dieser Gelegenheit sei noch eines anderen Deutschen gedacht: Bernhard Quaritsch. Bernard Quaritch in London, wie er sich drüben Abb. 203. schreibt, wird heute als der König aller toten und lebenden Antiquare Englands angesehen, Roberts nennt ihn „the Napoleon of booksellers". Geboren 1819 in Worbis in Preussen, lernte er den Buchhandel in Nordhausen und kam 1842 als Buchhandlungsgehilfe zu H. G. Bohn in London, bei dem er, mit Unterbrechung von zwei in Paris zugebrachten Jahren, bis 1847 blieb. Er ging von Bohn im April dieses Jahres ab und verabschiedete sich mit den Worten: „Mr. Bohn, Sie sind der erste Buchhändler in England, aber ich glaube der erste Buchhändler in Europa werden zu können." Quaritsch besass kein anderes Kapital als seine

Kenntnisse; sein erster Katalog war ein kümmerlicher Broterwerb, er enthielt die Titel von etwa vierhundert Büchern im Preise von ein bis zwei Schillingen.

Den ersten fetten Bissen erwarb er im Jahre 1858, wo er bei der Versteigerung der Bibliothek des Bischofs von Cashel ein Exemplar der Mazarin-Bibel für 595 £ erstand. In demselben Jahre gab er seinen ersten grösseren Katalog heraus mit etwa 5000 Nummern, zwei Jahre später wuchs dieser Katalog von 182 auf 408 Seiten mit etwa 7000 Nummern; 1868 folgte ein Hauptkatalog von 1080 Seiten mit 15000 Nummern, 1880 hatte er ihn bereits auf 2395 Seiten mit einer Beschreibung von 28000 Werken erweitert, und sieben Jahre später, 1887, gab er seinen berühmten Generalkatalog heraus, 4500 Seiten stark, mit einer genauen Beschreibung von über 40000 Werken. In der Vorrede wird gesagt, dass die bei den Büchern angesetzten Preise im allgemeinen niedrig zu nennen sind; gewöhnliche Bücher sind nicht höher notiert, als sie in anderen Katalogen zu finden sind, während aussergewöhnliche Exemplare oder seltene Ausgaben bei der grossen Konkurrenz der französischen und amerikanischen Liebhaber auch höher als früher notiert werden mussten; Seltenheiten ersten Ranges und ausgezeichnete Exemplare wird man ja niemals zu teuer kaufen — meint Quaritsch.

Neben diesen hervorragenden bibliographischen Leistungen hat Quaritsch als Bücherkäufer alle bisherigen Käufer weit in den Schatten gestellt. Im Juli 1873 kaufte er den ganzen nichtwissenschaftlichen Teil der Bibliothek der Royal Society in Norfolk, wenige Wochen darauf erstand er in der Perkins-Auktion, die im ganzen 25000 £ ergab, Manuskripte und Bücher im Werte von 11000 £ (220000 Mark), bei der Sir W. Tites-Auktion 1874 kaufte Quaritsch für 9500 £ (190000 Mark), in den Didot-Auktionen in Paris (1878 bis 1879) für 290000 Francs (232000 Mark), bei der berühmten Beckford-Auktion 1882 erstand Quaritsch mehr als die Hälfte des Ganzen für etwa 40000 £ (800000 Mark), und bei der Sunderland-Auktion, 1881 bis 1883, hatte er eine Rechnung von über 33000 £ (660000 Mark) zu bezahlen. In ähnlicher Weise ist Quaritsch bei allen übrigen Auktionen in den letzten zwanzig Jahren überall einerseits der gefürchtetste, andererseits der willkommenste Käufer gewesen und ist es auch heute noch. Der Leser wird sich aus der Beschreibung der Inkunabeln (S. 131) erinnern, dass Quaritsch im Jahre 1884 für ein kleines Buch, das Psalterium von 1459, den kolossalen Preis von 4950 £ (99000 Mark) zahlte, den höchsten Preis, der jemals für ein einzelnes Buch gezahlt ist. Quaritsch hat sein 1847 gegebenes Versprechen gehalten, er ist heute der erste Buchhändler in ganz Europa.

Neuerdings haben die Preise für kostbare, seltene Bücher bei den Auktionen in London eine wahrhaft schwindelnde Höhe erreicht, und in der Bibliophilie (oder Bibliomanie?) behaupten die Engländer einen Rang, den ihnen weder die Franzosen, Amerikaner, Italiener oder Holländer und noch weniger die kleine Zahl der bescheidenen deutschen Sammler streitig zu machen vermögen.



Abb. 203. Bernard Quaritch.

Ein chronologischer Bericht über die Bücherauktionen in London würde ein interessanter und wichtiger Beitrag zur Litteraturgeschichte sein. Aber ich fürchte, den Leser durch eine zu weit ausgedehnte Vorführung von Zahlen zu ermüden; ich will deshalb von den vielen bei diesen Versteigerungen vorgekommenen interessanten Einzelheiten nur noch eines Ereignisses gedenken, das eine gewisse Berühmtheit in den Annalen der englischen Bibliophilie erlangt hat, des Verkaufs der ersten Ausgabe des Boccaccio, des sogenannten Valdarfer Boccaccio („Il Decamerone di Messer Giovanni Boccaccio", Venedig 1471, gedruckt bei Christ. Valdarfer), den ich schon bei den Inkunabeln erwähnt habe (S. 132).

Das Buch hat bei seinem Erscheinen einen Wert von ungefähr 10 Mark gehabt. Auf welche Weise ein Exemplar davon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in die Hände eines Londoner Buchhändlers kam, ist unbekannt. Sicher aber kannte dieser Mann bereits damals den hohen Wert des seltenen Buches, als er dasselbe den beiden damals berühmtesten Sammlern, dem Lord Oxford und dem Lord Sunderland, für den hohen Preis von 100 Guineen anbot. Während die beiden

Sammler, jeder für sich, ohne voneinander zu wissen, noch darüber verhandelten, sah ein Vorfahre des späteren Herzogs von Roxburghe das Buch und kaufte es. Bald darauf speisten die beiden Edelleute einmal bei dem Herzog und die Rede kam auf den Boccaccio. Lord Oxford und Lord Sunderland sprachen von dem seltenen Buche; das ihnen angeboten sei; der Herzog von Roxburghe meinte, er sei in der Lage, den Herren ein Exemplar derselben ersten Ausgabe zu zeigen, was bezweifelt wurde. Nun brachte er das Werk herbei, und die beiden Herren konstatierten mit schmerzlichen Gefühlen, dass verloren hat, wer zaudert. Das Exemplar kam dann im Mai und Juni des Jahres 1812 mit der Roxburghe-Bibliothek, die über eine halbe Million Mark Ertrag gab, unter den Hammer, und der Marquis of Blandford erstand es für 2260 £ (55200 Mark), man sagt, er sei darauf vorbereitet gewesen, bis zu 5000 £ zu gehen. Es boten damals drei Sammler darauf, der Herzog von Devonshire, Earl Spencer und Marquis of Blandford, auch war ein Agent Napoleon's als Bieter aufgetreten. Die Konkurrenz dieser reichen Männer hatte den Preis so in die Höhe getrieben, später beim Verkauf der Blandford-Bibliothek im Jahre 1819 kam dasselbe Exemplar wieder zur Versteigerung und ergab nur 918 £. Bekanntlich hat der damalige Verkauf des Boccaccio Anlass zur Begründung des Roxburghe-Klub gegeben. Dieser Klub ist der berühmteste aller Bibliophilenvereine der Welt, es möge deshalb gestattet sein, einige Mitteilungen über ihn zu machen.

Die zwanzig Begründer dasselben traten am 17. Juni 1813, an dem Tage, an welchem vor einem Jahre der berühmte Boccaccio verkauft war, in St. Albans Tavern in London zur Bildung des Klubs unter dem Vorsitz des Earl Spencer zusammen; die Mitgliederzahl wurde auf einunddreissig bestimmt, später aber auf vierzig erweitert; anfänglich hatte alljährlich der Reihe nach ein Mitglied ein seltenes Buch oder eine Broschüre für seine Kosten drucken zu lassen und den anderen Mitgliedern in je einem Exemplare geschenksweise anzubieten, später hat der Verein selbst noch eine Reihe wertvoller Werke drucken lassen, die Auflagen haben niemals dreissig bis sechzig Exemplare überstiegen.

Auf diese Weise sind im Laufe der acht Jahrzehnte eine Menge ausgezeichneter Bücher durch den Klub neu gedruckt. Eine vollständige Kollektion dieser Privatdrucke, die niemals in den Handel gebracht werden, zusammenzubringen, ist fast unmöglich, jedenfalls ein Luxus, den sich nur Millionäre gestatten können. Der Roxburghe-Klub kommt noch jetzt alljährlich einmal zu einem opulenten Diner in St. Alban's Tavern zusammen. Der gegenwärtige Präsident ist der Marquis of

Salisbury; unter den Mitgliedern sind die besten Namen vertreten, ich nenne davon: den Duke of Devonshire, den Earl of Roseberry, den Marquis of Bath, Lord Houghton, Lord Bishop of Salisbury, John Murray (der Verleger), Sir Edward Maunde Thompson (Hauptbibliothekar des British Museums) u. s. w., mit dem Präsidenten im ganzen vierzig Mitglieder, die erlauchteste Gesellschaft aus den besten Kreisen Englands, zugleich die bekanntesten der jetzt lebenden englischen Bibliophilen, von denen fast jeder im Besitz einer wertvollen Bibliothek sich befindet. Wer sich dafür interessiert, den verweise ich auf die Beschreibung dieser einzelnen Bibliotheken bei Roberts (The book-hunter in London, S. 299ff.).

Neben dem Roxburghe-Klub existiert in England noch eine ganze Reihe von Vereinen von Bücherfreunden; die meisten derselben haben eine beschränkte Mitgliederzahl, sie veröffentlichen, wie der Roxburghe-Klub, ihre Werke entweder auf Kosten einzelner Mitglieder oder der Vereine. Die Auflagen sind in der Regel klein, fünfundzwanzig bis hundert Exemplare, viele der Werke werden nicht in den Handel gebracht. Die Veröffentlichungen bestehen bei vielen Vereinen in dem Neudruck alter, selten gewordener Bücher oder in Luxusausgaben, Ausgaben in Grosspapier, zum Teil mit dem aufgedruckten Namen des Mitgliedes als Empfänger. Einige Vereine specialisieren sich auf die Erforschung der Litteratur nach bestimmten Richtungen hin, wie in der Geschichte, Genealogie, Topographie, Sprachwissenschaft u. s. w., auch für einzelne Provinzen von England und Schottland; auch Originalausgaben alter und neuerer Klassiker werden reproduziert. Umfangreiche Werke über die Naturwissenschaften, Chemie, Reisen, auch geographische Berichte werden mit Illustrationen, Karten u. dergl. auf das kostbarste ausgestattet, und so hat die Bücherliebhaberei innerhalb dieser Vereine in neuerer Zeit eine Richtung eingeschlagen, welche der Wissenschaft sehr förderlich ist.

ACHTES KAPITEL.

DIE BÜCHERLIEBHABEREI IN BELGIEN UND HOLLAND.*)

Flandern war in der früheren Zeit so recht die Heimat der Büchergelehrsamkeit. Die Grafen von Hennegau und die Herzöge von Brabant waren schon Beschützer der Litteratur, als noch die meisten Fürsten von Europa nur der Beschäftigung mit der Jagd lebten. Die flämischen Mönche bewahrten die litterarische Tradition. In Alne, bei Lüttich, besassen die Mönche eine Bibel, welche der Erzdiakonus Philipp, der Freund des heiligen Bernhard, schon vor dem Jahre 1140 übersetzt hatte. In Löwen gab es eine andere Bibel, ungefähr ein Jahrhundert später datiert, durchweg mit Initialen in Blau und Gold, deren Herstellung drei Jahre gedauert hatte. Deventer hiess schon vor den Tagen des Thomas a Kempis „die Heimat der Minerva". Der Wald von Soigny gewährte den Gelehrten die Zuflucht der Einsamkeit in den Häusern von Val-Rouge, Val-Vert und Sept-Fontaines. Die „Brüder des gemeinsamen Lebens" hatten sich schon lange mit der Herstellung von Büchern beschäftigt, ehe sie dieselben den Druckerpressen in Brüssel übergaben. Thomas a Kempis beschreibt selbst ihre Lebensweise in Deventer: „Ich war entzückt," sagte er, „von der frommen Unterhaltung, dem tadellosen Betragen und der Demut der Brüder; nie zuvor hatte ich solche Frömmigkeit und Nächstenliebe gesehen; von dem, was draussen vorging, nahmen sie keine Notiz, sie blieben zu Hause, beschäftigt mit Beten oder dem Studium oder mit dem Abschreiben nützlicher Bücher." Diese Arbeit an guten Büchern bezeichnet er wiederholt als die Bewahrung der Quellen des Lebens. „Gesegnet sei die Hand des Schreibers, denn was wäre wohl von den Schriften der Welt

*) Elton, Great Book-Collectors. London 1893. 8. Van der Meulen, Liefhebberij voor boeken. Leyden 1896. 8.

erhalten geblieben, wenn nicht fromme Hände sie abgeschrieben hätten!" Er selbst kopierte während seines Aufenthaltes in Deventer eine Bibel, ein Missale und vier Werke des heiligen Bernhard, und als er nach Zwolle kam, schrieb er eine Chronik der Brüderschaft. Diese „Brüder des gemeinsamen Lebens" haben sich um die Verbreitung des Bücherwesens und der Buchdruckerkunst in den Niederlanden so grosse Verdienste erworben, dass sie es verdienen, hier eingehender erwähnt zu werden.*)

In Deventer, einer der drei Hauptorte Overyssels (Deventer, Zwolle, Kampen), welche durch ihre Beteiligung am Hansabunde Bedeutung erlangt hatten, lebte Gerhard Groote (Gerhardus magnus, geboren 1340 in einer dortigen Patrizierfamilie). Gerhard bildete sich erst in Paris, dann in Köln aus, trieb scholastische Philosophie, Gottesgelahrtheit und Magie und lehrte in uneigennütziger Weise unter ansehnlichem Zulauf. Er fasste den Entschluss, der Welt zu entsagen, ohne jedoch in einen geistlichen Orden zu treten, denn er wollte „keine Seele eines Menschen auf seine Verantwortung nehmen". Öffentlich verbrannte er seine kostbaren magischen Bücher und nahm ein einfaches Diakonat an, welches ihn berechtigte, öffentlich zu predigen.

Es ward nun seine Hauptaufgabe, den das Volk verdummenden Einfluss der Bettelmönche zu untergraben. Seine Predigten in Deventer und an anderen Orten waren so stark besucht, dass die Kirchen die Menge nicht fassen konnten und er im Freien reden musste. Selbstverständlich war die Wut der Bettelmönche gegen ihn gross, und es gelang ihnen auch, ein Verbot gegen sein Predigen zu erwirken. Groote unterwarf sich demütig, um alsdann durch Übersetzen und Unterweisung der reiferen Jugend zu wirken. Er lehrte seine Schüler Bücher abzuschreiben und damit Geld für ihren Unterhalt zu verdienen. Bei der sich bald mehrenden Arbeit hatte er in Floris Radewynzoon (Florentinus Radewini) eine vortreffliche Stütze gefunden. Was dieser mit den Schülern verdiente, gab er an Groote ab. „Was hindert uns" — rief Florentinus einmal aus —, „dass wir und diese Brüder vom guten Willen (fratres bonae voluntatis) die Früchte unserer Arbeit zusammenlegen und uns als Brüder zu einem frommen gemeinsamen Leben (fratres vitae communis) verbinden?"

Hiermit war der Gedanke einer freiwilligen Vereinigung ohne klösterliches Gelübde ausgesprochen, um zu Gunsten der Bildung und der Wissen-

*) G. H. M. Delprat, Verhandeling over de broederschap van G. Groote. Utrecht 1830. 8. Lorck, Geschichte der Buchdruckerkunst. I.

schaft die Zeit zu verwenden und das Erworbene in eine gemeinschaftliche Kasse niederzulegen, aus welcher die Bedürfnisse aller bestritten wurden. Auch eine gleichmässige Kleidung bezeichnete die Brüder als solche.

Groote selbst sollte die eigentliche Ausbildung der Gesellschaft der Brüder nicht erleben, er starb, indem er liebevoll andere pflegte, am 20. August 1384 an der Pest. Seine Stiftung hob sich in Deventer mehr und mehr. Florentinus fand in dem gebildeten Gerhard van Zütphen eine wesentliche Hilfe. Andere Städte folgten dem Beispiel Deventers, wie Delft und Münster. Der Neid veranlasste Verfolgungen, die Brüder wurden beim Papste Martin V. als der Todsünde schuldig, als Mörder und falsche Propheten denunziert, jedoch freigesprochen, und eine Bulle Eugens IV. aus dem Jahre 1431 bedrohte diejenigen, welche dem Wirken der Brüder etwas in den Weg legten, mit dem Banne.

Nach Erfindung der Buchdruckerkunst nahmen die Brüder statt des Abschreibens das Drucken in die Hand und erwarben sich namentli h in Holland, Westfalen und den Nordwestmarken Deutschlands grosse Verdienste um die Anlegung von Druckereien. —

Die Abtei von St. Bavon in Gent war mit einer grossen Anzahl von Büchern ausgestattet von Rafael de Mercatellio, dem hochangesehenen Sohne Philipps des Guten, Herzogs von Burgund. Er liess es sich als Abt sehr angelegen sein, den Glanz seines Klosters zu vermehren. Die illuminierten Handschriften desselben haben die Gefahren der Kriege und die Exzesse der Revolutionen überlebt und sind heute noch in der dortigen Universitätsbibliothek mit der Signatur des Abtes auf den glänzenden Titelblättern zu sehen.

Eine andere sehr bedeutende Sammlung gehörte Louis de Bruges, dem Seigneur de la Gruthuyse. Als Earl of Windchester war er auch in Beziehungen zu England. Er war Gouverneur von Holland, als Edward IV. von England floh, gewährte diesem Zuflucht und bestritt seine Ausgaben, wofür ihn Edward, nachdem er seinen Thron wiedergewonnen, durch Titel und Ämter belohnte. Die Bibliothek von La Gruthuyse wird derzeit beschrieben als „das Wunder des Zeitalters“, sie war berühmt wegen ihrer Pergamentsammlung, ihrer ausgezeichneten Klassiker und der vortrefflichen Illustrationen. Louis de Bruges war ein Freund und Beschützer des Colard Mansion, der in Gemeinschaft mit William Caxton druckte. Man kennt drei Exemplare des von Mansion gedruckten Werkes „Busse des Adam“, eins in der Staatsbibliothek in Paris; ein anderes hatte der Duc

d'Isenghien, ein enthusiastischer, aber nicht gerade skrupulöser Sammler, einem Kloster „entliehen", dieses Exemplar wurde in der Gaignat-Auktion 1769 verkauft. Das dritte war Eigentum des Herrn Lambinet in Brüssel, besonders bemerkenswert durch ein Miniaturbild, das Mansion darstellt, wie er das Buch seinem Gönner im Garten von La Gruthuyse überreicht. Nach dem Tode Louis' kamen seine Bücher an seinen Sohn Jean de Bruges; die meisten derselben wurden dann sehr bald von Ludwig XII. erworben, der sie der Bibliothek in Blois überwies, wo die Insignien von La Gruthuyse durch das Wappen von Frankreich ersetzt wurden. Andere fielen an Ludwig XIV. als Vermächtnis des Bibliophilen Hippolyte de Béthune, der ein grossartiges Angebot der Königin Christine von Schweden zurückwies mit der Bestimmung, dass seine Bücher Frankreich erhalten bleiben sollten.

Ein schönes Exemplar der „Forteresse du Foy" aus der Gruthuyse-Bibliothek gehörte dem Claude d'Urfé, der eine Bibliothek von viertausend Büchern, alle in grünen Sammet gebunden, in seinem Schlosse zu La Bastie unterhielt. Nachdem alle übrigen Bände dieser Sammlung zerstreut waren, kam der Gruthuyse-Band durch Erbgang an Honoré d'Urfé, den traurigsten aller Romanschreiber. Im Jahre 1776 gehörte er dem Duc de la Vallière und wurde von der französischen Regierung angekauft. Einige der flämischen Bücher verblieben in ihrer ursprünglichen Heimat; in der letzten Generation entdeckte man in Gent einen Band wallonischer Lieder, und zwei andere Gruthuyse'sche Bücher in derselben Sprache, aus der grossen Sammlung van Hulthem, befinden sich jetzt noch in der Burgunder Bibliothek in Brüssel.

Die Herzöge von Burgund waren aus dem bücherliebenden Geschlecht der Valois. Die Brüder Karl der Weise, Johann Herzog von Berry und Philipp der Gute waren Begründer berühmter Bibliotheken. Philipp vermehrte seinen Bücherbestand durch seine Heirat mit der Erbin von Flandern; er unterhielt einen grossen Stab von Schreibern und machte fortwährend Ankäufe bei den Antiquaren in Paris. Herzog Johann, sein Nachfolger, ist bekannt wegen seiner Erwerbung eines wundervollen „Valerius Maximus" von dem Bibliothekar der Sorbonne. Aber die Sammlungen, deren Überbleibsel jetzt noch in Belgien aufbewahrt werden, waren beinahe alle das Werk des Herzogs Philipp des Guten.

Er unterhielt Bibliotheken an verschiedenen Orten, eine in Dijon, eine andere in Paris, eine kleinere in der Schatzkammer in Gent, etwa

eintausend Bände in Brügge und etwa ebenso viele in Antwerpen. Es wurde ausgerechnet, dass er im ganzen mehr als dreitausendzweihundert Handschriften besass, und wenn das richtig ist, so war das Haus Burgund-Valois in dieser Hinsicht das reichste aller in Europa regierenden Familien.

Unter Karl dem Kühnen scheint man die Bibliotheken sich selbst überlassen zu haben, abgesehen von einigen wenigen charakteristischen Ergänzungen. Nach dem Tode Karls des Kühnen wurde seine Bibliothek in Dijon vom Könige von Frankreich an George de la Tremouille, den Gouverneur der Provinz, geschenkt. Später an die Familie des Guy de Rocheford übergegangen, fanden im Laufe der Zeit viele der besten Bücher ihren Weg in die Nationalsammlung. Die anderen Bibliotheken behielt Maria von Burgund in Brüssel. Nach ihrer Heirat mit Maximilian wurden diese Familienschätze zum grössten Teile nach Frankreich, Deutschland und Schweden hin zerstreut, weil der Fürst der Versuchung, die Bücher zu entwenden und zu verpfänden, nicht widerstehen konnte. Aber Margarete von Österreich, selbst eine Sammlerin schöner Werke, namentlich erster Ausgaben, war so grossmütig, den Verlust nach Kräften zu ersetzen, und Maria von Österreich, welche 1530 an die Regierung kam, setzte ihr Werk fort.

Holland nahm im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert eine führende Stellung in der europäischen Litteratur ein. Wenn man die Bücherverzeichnisse von Joh. van Abcoude und R. Arrenberg, welche die Erscheinungen von 1640 bis 1787 umfassen, durchsieht, erstaunt man über die grossartigen Unternehmungen, namentlich auf den Gebieten der Geschichte, Naturkunde und Geographie. Prächtige Folianten und Quartausgaben mit Schätzen von Abbildungen und vielen Bänden von Umfang geben noch heute Zeugnis davon. Damals schon erfreuten sich nicht selten Autoren wie Verleger einer thatkräftigen Unterstützung seitens der holländischen Regierung. So empfing Hugo Grotius im Jahre 1610 für seine „Antiquitates Reipublicae Batavae" 300 Gulden, Abr. Wicquefort 1200 Gulden für seine „Historie", Roldanus 2500 Gulden für sein „Repertorium der synodale acten", L. W. de Graaf 2000 Gulden für seine „astronomische tafelen" u. s. w. Mitunter waren diese Geldspenden eine Gegenleistung dafür, dass der Verfasser sein Werk dem Staate widmete oder ihm Exemplare schenkte. So sandte der reiche Dichter Jacob Cats im Jahre 1655 den Staaten von Holland und Westfriesland ein Exemplar seiner Werke und erhielt dafür „eene somme van hondert ende

vijftigh Caroliguldens". Der gelehrte portugiesische Jude Joseph Athias, Buchdrucker in Amsterdam, erhielt von den Professoren zu Leiden die Erlaubnis zur Herausgabe einer hebräischen Bibel und bekam dafür im Jahre 1677 von den Generalstaaten eine goldene Halskette. Die Firma Blaeu in Amsterdam wurde für ihre Atlanten und Seekarten wiederholt mit Geld belohnt.

Selbstverständlich bildeten die grossen und kostbaren Werke nicht die Mehrzahl der Erscheinungen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, es gab neben dem Korn viel Spreu. Aber für die Bücherliebhaberei kommen nur die hervorragenden Erscheinungen in Betracht, die damals und heute noch begehrt waren und sind. Da giebt es eine besondere Gruppe, die in erster Reihe unsere Beachtung verdient, das sind die niederländischen Bibelausgaben, die noch heute hoch im Preise stehen und von denen das British Museum in London eine reiche Kollektion besitzt.

Professor J. J. van Toorenenbergen sagt, dass in Holland allein von 1556 bis 1572 mehr als achtzig verschiedene Bibelausgaben erschienen, in etwa zwanzig verschiedenen Übersetzungen nach Luther. Aber die holländische Geistlichkeit verlangte auch andere Bearbeitungen als die von Luther, und so erschien in Emden 1562 die holländische Übersetzung der verbesserten Genfer Bearbeitung, die fortan bei den Reformierten in Gebrauch blieb, bis sie 1637 durch die vom Staate herausgegebene Übersetzung verdrängt wurde. Diese Emdener Bibel führt in den ersten Ausgaben den Beinamen „Deus Aes", nach einer Randbemerkung, die bei Nehemia III, Vers 5 vorkommt: „De Armen moeten het Kruyce draeghen, den Rijcken en geven niets. Deus Aes en heeft niet, Six Cinque en geeft niet, Quater dry, die helpen vry." Man nennt sie auch die Eulenspiegel-Bibel, weil in einer Anmerkung zu Jesus Sirach XIX, 5, von Eulenspiegel die Rede ist. Derartige, mitunter sehr dunkle Randbemerkungen, in Form von Einfällen und Ermahnungen waren in der ersten Zeit der Reformation zur Verbreitung der Bibel sehr in Mode. Selten geistreich, sind sie meistens sehr naiv und unschuldig und passen wenig in eine Bibel. Le Long teilt in seinem Werke „Boek-zaal der Nederlandsche Bijbels" eine Menge derartiger Kuriositäten mit.

Die eben erwähnte noch heute in Holland unter dem Namen „Staatenbijbel" bekannte Bibel vom Jahre 1637 war aus den ursprünglichen Sprachen in das Holländische auf Beschluss der Dordrechter Synode von 1618 von Hillebrandt Jacobszoon van Wouw im Haag übersetzt. Von dieser Bibel allein erschienen bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts hundertsechsunddreissig vollständige Aus-

gaben, darunter achtundfünfzig in Folio, neben einer Menge von Separatausgaben des Neuen Testamentes und der Psalmen, die auch in verschiedenen Übersetzungen, z. B. malaiisch, formosanisch u. s. w. im Auftrage der ostindischen Kompanie gedruckt wurden.

Neben der Bibel wurde in den bürgerlichen Kreisen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in Holland kein anderes Buch so gesucht, als die Gedichte des Jacob Cats (Vader Cats), die auf alle Stände eine besondere Anziehung ausübten. Von den vielen Ausgaben seiner Werke in Folio und Quart, deren mehrere mit herrlichen Kupferstichen geziert, sind verschiedene heute noch sehr gesucht.

Auch die übrigen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts werden seit etwa dreissig Jahren in Holland von den Bücherliebhabern wieder gesammelt, nachdem sie bis dahin gänzlich vernachlässigt waren, z. B. Bredero, Vondel, Hooft, Huygens, Asselyn, Spieghel und andere mehr, natürlich nur die hervorragenden und nicht die Dichterlinge, an denen gerade Holland ganz besonders reich gewesen ist. Es giebt wohl kaum ein anderes Land, wo die gedankenlose Dichterei von alters her so gewütet hat, wie in dem nüchternen, prosaischen Holland. Schon Erasmus zählt, indem er gelegentlich die „Rednervereine“ (rederykerskamers) die „Brutstätten der geistigen Beschränktheit seiner Zeit“ nennt, nicht weniger als zweihundertfünfzig solcher Vereine auf. Diese heute noch an vielen Orten in Holland bestehenden Rednervereine sind eine ganz eigenartige Erscheinung im holländischen Volksleben.

Wahrscheinlich zu dem Zwecke begründet, die äussere Beredsamkeit durch mündliche Vorträge eigener oder fremder, besonders poetischer Produkte zu pflegen, Schauspiele aufzuführen, um das Volk dafür zu gewinnen, artete diese Kunstrednerei derartig aus, dass schon Spieghel, Coornhert, Hooft, Vondel u. a. dagegen eiferten. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts waren denn auch die Rednervereine vorübergehend nicht mehr beliebt, aber an ihre Stelle traten die „Dichtergesellschaften“ (dichtgenootschappen), die bald einen grossen Platz im gesellschaftlichen Leben einnahmen. Es gehörte zum guten Ton, dass jeder ehrbare Bürger Mitglied einer Dichtergesellschaft seines Wohnortes war, und der eine reimte noch mehr, als der andere. Wer es sich nur irgend leisten konnte, der liess seine Verse drucken. Die Drucker und Buchhändler wurden von Musensöhnen belagert, die ganze Sammlungen oder einzelne Gedichte zu veröffentlichen wünschten. Um nur ein Beispiel anzuführen: nach dem Brande des Theaters (de groote Schouwburg) in Amsterdam am 11. Mai 1772 erschienen nicht weniger

als sechsundneunzig dichterische Jeremiaden, die das Unglück besangen!

Ganz so schlimm ist es zwar heute nicht mehr, aber die modernen Rednervereine und Dichtergesellschaften mit ihren Liebhabertheatervorstellungen verleiten immer noch manchen Schwachkopf, sich für einen gottbegnadeten Dichter zu halten, wenn er mit hohlem Pathos abgeschmackte Verse schlecht deklamiert.*)

Zu den dichterischen Erzeugnissen niederer Art des siebzehnten Jahrhunderts, die, obgleich für die Litteratur ohne jede Bedeutung, auf dem heutigen Büchermarkte doch noch gut bezahlt werden, gehören auch die Liederbücher (liedeboekjes). Sie sind alle mehr oder weniger erotisch in dem derben Geschmack der damaligen Zeit gehalten. Einige der beliebtesten haben es bis zu zehn Auflagen gebracht, wie „de Amsterdamsche Kermisvreugd“ (Kirmessfreude) und andere. Diese „Jufferboekjes“ oder „Mopjes“ (Jungfernbüchlein oder Pfeffernüsslein) sind meistens weiter nichts, als gereimte Quasselei und verliebter Bombast mit schönen Titeln, wie z. B. „Cupidos Ambacht“ (Cupidos Handwerk), „Appollos Harp“ (Apollos Harfe), „Pans Fluitje“ (Pans Flöte), „de Haarlemmer Leeuwerik“ (Haarlemer Lerche), „de Leydsche Nagtigal“ u. s. w. Man versah sie mit Titelbildern in Radierung, fügte auch Melodien zum Singen dabei, liess sie mit kostbaren Einbänden von Schildpatt mit Silberverzierung versehen, und so dienten diese geschmacklos kostbar ausgestatteten kleinen Bücher in lang 8° oder 12mo-Format zu den beliebtesten Geschenken, mit denen ein Jüngling eine Jungfrau überraschen und erfreuen konnte; sie wurden von diesen in Eimerchen von Fischbein oder Ebenholz mit silbernen Ketten an den Gürtel gehängt, in Gesellschaften mitgenommen und spielten da in der Unterhaltung eine grosse Rolle.

Da die meisten derselben natürlich im Laufe der Zeit durch den Gebrauch sich abnutzten oder verloren gingen, so kommen gut erhaltene Exemplare auf den heutigen Auktionen selten vor und erzielen gewöhnlich gute Preise.

Ebenso verhält es sich mit den alten Volksbüchern, wie „Floris en Blanche fleur“, „Genoveva“, „Griseldis“, „de schoone Helena“, „de Heemskinderen“ (Haimonskinder), „de Ridder metter Swane“ (Schwanenritter) „Reynaert de Vos“,

---

*) G. D. J. Schotel, Geschiedenis der Rederykers in Nederland. 2. uitg. 2 dln. Rotterdam 1871. 8.

„Fabelen van Esopus“ u. a. m., die im siebzehnten Jahrhundert in vielen Ausgaben erschienen.

Besonderer Beliebtheit erfreuten sich auch damals schon die Reisebeschreibungen der Zeitgenossen. Die ältesten dieser Bücher sind sehr selten geworden und so gesucht, namentlich in England und Amerika, dass die Firma Frederik Muller in Amsterdam eine Anzahl der ersten kleinen Ausgaben photographisch reproduzierte und noch jetzt fortgesetzt in den Handel bringt.

Die in Holland im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert erschienenen Beschreibungen von Reisen, Ländern und Völkern waren bei allen Ständen, den gelehrten wie ungelehrten, gleich beliebt und erschienen deshalb fast alle in wiederholten Auflagen, mit Abbildungen, Karten und Plänen ausgestattet, stattliche Folianten und Quartbände. Auch veranstalteten die holländischen Verleger Übersetzungen davon in die französische, lateinische oder deutsche Sprache, um Absatz damit im Auslande zu erzielen. Auf die Weise führten diese Bücher ein langes, vielbewegtes Leben, und keine andere Nation der damaligen Zeit konnte den holländischen Reisebeschreibungen ähnliche Druckwerke in gleicher Menge und Schönheit der Ausführung gegenüberstellen. P. A. Tiele hat in seiner „Nederlandsche Bibliographie van land- en volkenkunde“ etwa zwölfhundert der holländischen Reisen und Kartenwerke genau beschrieben. Ich will nur einige davon erwähnen.

Die erste Beschreibung, noch vor 1600 erschienen, galt den Reisen von Jan Huygen van Linschoten, die allgemeines Erstaunen und Interesse erweckten: „Voyagie van bij Noorden om langs Noorwegen, de Noortcaep, Laplant, Vinlant, Ruslant“, seine „Reis-gheschrift van de Navigatien der Portugaloysers in Orienten“, seine „Voyage ofte schipvaert naar Oost ofte Portugaels-Indie“. Hierher gehören auch W. Barentsz' „Nieuwe beschrijvinghe ende Caertboeck van de Midlantsche zee“, „Eerste Scheepvaart der Hollanders naar Oost-Indien onder C. Houtman“, dann Olivier van Noort's „Journal van de Reyse door de Strate Magellana en andere vreemde Koninckrijken“ u. s. w., alles dickleibige Folianten und Quartanten mit vielen Bildern und Karten, noch vor 1600 gedruckt, die trotz ihrer Kostbarkeit guten Absatz fanden. Das ermutigte die Verleger. Von allen Reisen wurden fortan für den daran zunächst interessierten Handelsstand und das allgemeine neugierige Publikum, Beschreibungen veranstaltet. Die Befehlshaber der Expeditionen, die für Rechnung der reichen holländischen Handelshäuser hinausgingen, oft nach den ent-

legensten Ländern, erhielten von Verlegern den Auftrag, sich Notizen und Bleistiftskizzen zu machen, auf Grund deren nach der Rückkehr ausführliche Beschreibungen und anschauliche Bilder hergestellt wurden. Zuweilen, bei dringender Eile, unterliess man jede Bearbeitung und wurden die nüchternsten Tagebücher vom Publikum gierig verschlungen. Klein oder gross, einfach oder kostbar ausgeführt, jede Reisebeschreibung wurde mit leidenschaftlichem Interesse entgegengenommen. Liess doch in vielen Fällen schon das persönliche Interesse die Angehörigen der seefahrenden Nation nach allem greifen, was darüber von der Presse kam. Das ganze siebzehnte Jahrhundert hindurch waren diese Bücher für die Buchdrucker, Verleger und Buchhändler von hoher Bedeutung, weil sie unter den Begüterten des Landes fortdauernd Käufer fanden. Als Beweis dafür nur ein Beispiel: W. Ysbrantsz Bontekoe, „Journael ofte Gedenkwaerdige Beschrijvinghe van de O. Indische Reyse" 1646 in 4° erlebte neunundvierzig Auflagen!

In der ersten Hälfte des folgenden Jahrhunderts hielt diese Vorliebe für Reisebeschreibungen noch an, dann nahm sie ab, sowohl in der Anzahl, wie auch im Format der Werke, das vom kostbaren Folio nach und nach zum Quart und Oktav überging. Immerhin wagten sich die Verleger noch an grossartige derartige Unternehmungen, wie z. B. der Leidener Buchhändler Pieter van der Aa, der 1707 eine „Nauwkeurige verzameling der Gedenk-waardigste Zee- en Landreysen na Oost- en West-Indie" in 28 Bänden mit vielen Karten und Abbildungen herausgab, dem er 1730 eine „Galerie agréable du monde, Empires et Peuples", 66 Teile in 25 Foliobänden mit mehr als 3000 Abbildungen und Karten folgen liess.

Neben diesen Reisebeschreibungen produzierte Holland im siebzehnten Jahrhundert eine grosse Menge von See- und Landkarten, die weltberühmt waren wegen ihrer Zuverlässigkeit und Schönheit der Ausführung. Der Kartenhandel war, namentlich in Amsterdam, ein blühender Handelszweig, dessen Spuren noch heute zu finden sind, wie ich früher schon bei der Druckerfamilie Blaeu erwähnte (S. 65). Die Firma Nijhoff in Haag hat jüngst ein vollständiges, schön erhaltenes, prachtvoll eingebundenes Exemplar der Blaeu'schen „atlassen en stedeboeken", 14 Bände, mit 1000 Gulden in ihrem Kataloge notiert, was als Beweis für den heutigen Wert dieser Werke gelten mag.

Aus dem Gesagten ist zu ersehen, in welcher Blüte die Buchdruckerkunst und der Buchhandel früher in Holland standen. Es ist zu beklagen, dass die Gleichgültigkeit, welche im Anfange unseres Jahrhunderts als Folge der ungünstigen politischen Zustände auf den Gebieten von

Litteratur, Kunst und Wissenschaft dort herrschte, die Ursache wurde, dass so viele der schönsten und merkwürdigsten holländischen Werke in die See geworfen wurden oder nach England gingen und für den Handel wie für die Wissenschaft als verloren zu betrachten sind.

An dem ersteren ist mittelbar Napoleon schuld, der durch die Kontinentalsperre jeden Handel mit England verbot und alle Einfuhr und Ausfuhr nach dort und von dort untersagte. Einzelne grosse Handelshäuser in Holland wussten sich trotzdem von der Regierung eine sogenannte „license" zu verschaffen, die ihnen gestattete, von bestimmten Waren für den gleichen Betrag einzuführen, wie von anderen Gütern ausgeführt wurde. Um nun dies Geschäft so gewinnbringend als möglich zu gestalten, war es ratsam, für geringe Werte hohe Fakturen auszustellen, um möglichst viel von den erwünschten Kolonialwaren einführen zu können. Die Grosshändler kauften im Buchhandel für geringe Preise grosse Serien alter Werke, setzten sie auf ihren Rechnungen mit den ursprünglichen teueren Ladenpreisen an und warfen sie auf hoher See einfach über Bord, um Raum für die gewünschten Einfuhrartikel zu bekommen. Auf diese Weise ist z. B. manches Exemplar der später so seltenen „Acta Sanctorum", 53 Foliobände, und des „Groot Placcatboek", 10 Foliobände (die man für 20 Gulden kaufte und bei der Ausfuhr mit 775 Gulden auf der Faktur notierte) in die See geworfen, von anderen Büchern sind ganze Schiffsladungen vernichtet (siehe S. 6).

Nach Aufhebung der Kontinentalsperre durch Napoleon's Niederlage im Jahre 1815 kamen die Engländer in Menge nach Holland, um alte und seltene Bücher und Handschriften zu kaufen, ihr Verlangen danach war durch die Auktionen von Roxburghe und andere, 1812 und 1813, erwacht. Die Preise alter Bücher waren gerade durch diese Auktionen enorm gestiegen, die Einfuhr der Bücher aber war jahrelang unterbrochen, denn der Gewinn der License würde zu gering gewesen sein, wenn man für die ausgeführten Bücher wieder Bücher eingeführt hätte. So hungerte und dürstete man in England nach Büchern und Handschriften, und Holland war das gelobte Land, wo noch alles zu haben war, was Bücherfreunde oder Gelehrte haben mochten. Kein Wunder also, dass englische Antiquare und Liebhaber in Scharen herüberkamen! Buchhändler, wie Longman, Bohn, Deighton, Cochrane und Baynes, besuchten die Niederlande fünf- bis zehnmal im Jahre, die von ihnen auf den Auktionen zu kaufenden Bücher waren häufig schon wieder mit Gewinn weiterverkauft, bevor sie noch zur Stelle waren. Die bedeutenden Auktionen der Bibliotheken von Musschenbroek, Te Water und Meerman, die alle 1824 stattfanden, wurden erheblich durch diese

Käufer unterstützt. Bei der Auktion Meerman verbanden sich die englischen Buchhändler heimlich untereinander, kauften zusammen für viele tausend Gulden und veranstalteten später in London eine Auktion, die Tausende von Pfunden Gewinn ergab.*)

Dieser Strom der englischen Besucher hat von 1815 bis etwa 1840 gedauert. Man beklagt es in Holland mit Recht, dass in diesen Jahren so viel von dem Überfluss an Büchern und Kunstwerken ausgeführt ist. Nach der Umwälzung von 1813 war man in Holland mehr denn je vaterländisch gesinnt, die Dichter jener Tage wurden gefeiert, die aus dem fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert wurden nicht angesehen, und man verschleuderte für wenig Geld, was man heute vergeblich mit Gold zurückzukaufen versucht.

Die Bücherauktionen spielen heute noch in Holland eine grosse Rolle und bieten häufig Gelegenheit, einen Blick in den kostbaren Privatbesitz an Büchern zu thun, der sich in den alten Familiengeschlechtern bis in die Neuzeit erhalten hat. Das war z. B. der Fall, als vom November 1858 bis Januar 1860 in sechs Auktionen die etwa neunzehntausend Nummern starke Bibliothek Van Voorst versteigert wurde, eine der bedeutendsten, die jemals in Holland unter den Hammer gekommen.

Wenige Jahre darauf (1867) wurde die Familienbibliothek der Enschedé's in Haarlem versteigert, die ich früher schon erwähnte (S. 70). Diese, im Zeitraum von mehr als hundert Jahren vom Grossvater, Sohn und Enkel zusammengebrachte Sammlung von Handschriften, Inkunabeln, älteren Druckwerken u. s. w. ist in ihren Versteigerungsresultaten so interessant, dass ich es mir nicht versagen kann, dabei zu verweilen. Es hatten sich zu dieser Auktion die ersten Bücherliebhaber und Antiquare aller Länder eingefunden, Frederik Muller und Martinus Nijhoff versteigerten die Bücher, und wenn auch dreiviertel derselben in Holland verblieben, so gingen doch gerade die schönsten und kostbarsten zum grossen Kummer der Holländer in das Ausland. Es mögen einige hervorragende Nummern des Katalogs hier genannt sein.

Ein „Abecedarium“ oder „Horarium“ von 8 Seiten kl.-12-Format wurde für 1000 Gulden für die Teyler's Genootschap in Haarlem erstanden. Man hielt damals dieses Büchelchen für das älteste in Holland mit beweglichen Lettern gedruckte Buch.

*) Fred. Muller, Bibliographie, in „Bydragen tot de geschiedenis van den Nederlandschen Boekhandel“. I. Amsterdam 1884. 8.

Ein „Donatus", 4 Seiten, Quart-Format, auf Pergament, wurde von der Familie Enschedé der Stadt Haarlem als Geschenk überwiesen. Es ist das von Joh. Enschedé ungefähr 1760 entdeckte Fragment des Donat, auf den man in Holland die Behauptung, Coster habe vor Gutenberg mit beweglichen Lettern gedruckt, mit stützte. Ein, wie früher erwähnt, jetzt aufgegebener Standpunkt (S. 29). Dasselbe gilt von dem

„Spieghel der Behoudnisse", 40 Seiten Folio. Dies Buch wurde für eins der bedeutendsten Erzeugnisse der sogenannten Coster-Presse gehalten und ging für 8250 Gulden in den Besitz von B. Quaritch in London über, der es auf Spekulation kaufte. Didot aus Paris und andere Mitbewerber hatten ihm den Preis so in die Höhe getrieben.

„Lijden en Passie ons Heeren", Haarlem 1483, kl.-4, ergab 650 Gulden. Ein Unikum, das erste in Haarlem mit Jahreszahl gedruckte Buch.

„Horae B. Virginis", Paris 1502, 8, ein Pergamentdruck, ergab 700 Gulden. Der Käufer entdeckte, dass ein Blatt fehlte, es wurde deshalb nochmals versteigert und ergab dann nur 505 Gulden.

„Heures de Rome", Paris, S. Vostre, (?1520), ein Pergamentdruck mit 21 prachtvoll gemalten Miniaturen, ergab 925 Gulden.

„Raoul le Fevre, Historyes of Troye", London, Winkin de Worde, 1503, kl.-Folio, ergab 2000 Gulden. Von diesem äusserst seltenen Buche giebt es noch eine frühere Ausgabe, London, Caxton, 1471, kl.-Folio, wie früher erwähnt (S. 58), das erste in England gedruckte Buch, wofür in der Jersey-Auktion in London (1885) 1820 £ gezahlt wurden. Das Enschedé-Exemplar hätte sicher einen noch höheren Preis erzielt, wäre nicht ein kleines Loch in einem Blatt und zugleich von einem anderen Blatte ein kleines Stück abgerissen gewesen.

„Ludovici de Roma Singularia Juris", 30 Seiten, kl.-Folio, ergab 600 Gulden. Ein seltenes und eins der ersten Bücher der holländischen Presse. Das hier verkaufte Exemplar galt lange für ein Unikum, im Jahre 1866 jedoch kam ein zweites Exemplar in der Auktion der schönen Bibliothek von Van Coetsem in Gent vor, das für mehr als den doppelten Preis von der königlichen Bibliothek im Haag erworben wurde.

Es ist interessant, bei Frederik Muller nachzulesen,*) wie er bei seinen Betrachtungen über die Auktionen Van Voorst (die im ganzen 65000 Gulden ergab) und Enschedé einen Zusammenhang

*) Allgemeene Konst- en Letterbode. 1860. Nr. 20, 23.

zwischen den Bücherpreisen und der Litteraturgeschichte findet und den Einfluss der Litteratur auf die Entwickelung der allgemeinen Bildung nachweist. Doch das würde uns hier zu weit führen.

Auch Muller konstatiert dieselbe Erscheinung für Holland, der wir schon in anderen Ländern begegnet sind: die Zeit der umfangreichen Werke ist auch dort vorbei, die kleineren Werke und Monographien dagegen sind gesucht, eine Folge des Mangels an Platz und des Mangels an Zeit, die beide zur Konzentrierung zwingen.

Altfranzösische, altspanische, englische und italienische Litteratur ist heute noch reichlich in Holland zu finden; wenn man sich fragt, wie diese von den Nachbarländern so hoch geschätzten und so sehr gesuchten Werke in dem kleinen Holland durch Jahrhunderte hindurch erhalten bleiben konnten, so findet dies wohl seine Erklärung darin, dass die Bewohner in früheren Jahrhunderten bei grossem Reichtum früher schon als andere Nationen Privatbibliotheken zu sammeln pflegten und dass bei einem im allgemeinen hohen Bildungsgrade der Bevölkerung die Presse dort allezeit Freiheiten genossen hat, wie in keinem anderen Lande. Das alles hat zusammengewirkt, um der Buchdruckerkunst und der Pflege der Wissenschaften in Holland eine Bedeutung im öffentlichen Leben zu verschaffen, auf die man in den Nachbarländern Jahrhunderte hindurch mit Bewunderung und Neid blickte.

A. C. Kruseman sagt in seinen Bouwstoffen,*) dass dem kleinen Holland unter allen Ländern der Erde, was den Buchhandel betrifft, die Krone gebühre; nach Verhältnis der Bevölkerungsziffern werde nirgends so viel fremde Litteratur eingeführt und produziere kein Volk so viel eigene Geisteserzeugnisse, als in Holland.

Es ist dies eine scheinbar auf Statistik beruhende kühne Behauptung, die mit Zahlen schwerlich zu beweisen sein dürfte, das stark entwickelte Selbstgefühl, das vielen Holländern eigen zu sein pflegt, spricht daraus. Richtig ist nur — und ich habe im vorhergehenden wiederholt darauf hingewiesen — dass die Niederlande seit Erfindung der Buchdruckerkunst ganz hervorragende Leistungen aufzuweisen haben und dass der holländische Buchhandel noch heute eine litterarische Produktionsziffer aufweist, die im Verhältnis zur Bevölkerungsziffer erstaunlich wäre, wenn nicht der Umstand sie erklärte, dass man es bei unseren Nachbarn bis heute verstanden hat, sich unter rücksichtsloser Hinwegsetzung über

*) Bouwstoffen voor een geschiedenis des boekhandels, Band II, S. 814. Amsterdam 1887. 8.

die Autorenrechte anderer Länder die freie Benutzung aller Litteraturerzeugnisse von Deutschland, England, Frankreich, Italien u. s. w. zu sichern, wofür diese Länder schwerlich Holland die Krone zuerkennen werden. Da ist es freilich leicht, zu drucken und zu verlegen, wenn einem die besten Werke aller Autoren mühe- und kostenlos als reife Frucht, gleichsam wie ein Geschenk vom Himmel in den Schoss fallen! Es bleibt abzuwarten, wie lange das noch dauern wird; es mehren sich die Anzeichen, dass es mit der in Holland so viel gepriesenen Freiheit auf diesem Gebiete bald vorbei sein wird, man wird sich der Berner Konvention nicht lange mehr entziehen können, und dann wird es sich zeigen, ob unter den veränderten Verhältnissen die Produktion des holländischen Buchhandels die gleiche bleiben wird, wie bisher. Ich bezweifle es.

Übrigens könnte man gegen Kruseman den Ausspruch von Frederik Muller anführen, der sich am angeführten Orte (S. 280) darüber beklagt, es scheine ihm die Liebe zu guten Büchern in Holland beinahe ausgestorben zu sein. Angesichts dieses Widerspruches zwischen den Behauptungen zweier der hervorragendsten Vertreter des neuesten holländischen Buchhandels darf man auch hier getrost die goldene Mittelstrasse wählen und wird dann wohl das Richtige treffen.

Ich möchte dieses Kapitel nicht schliessen, ohne der Verdienste zweier Männer zu gedenken, die in den letzten fünfzig Jahren die Bücherliebhaberei in Holland neu belebt und gefördert haben: Frederik Muller und Martinus Nijhoff. Muller machte sich 1843 auf bescheidenstem Fusse in Amsterdam selbständig, errang aber bald Erfolge durch die von ihm veranstalteten Auktionen und namentlich durch seine Kataloge, die sich auszeichneten durch sorgfältige Beschreibung der Titel, streng systematische Einteilung und wichtige Anmerkungen, die von einer ungewöhnlichen, umfassenden Bücherkenntnis Zeugnis ablegten.

Abb. 204. Muller wurde schnell berühmt als Bibliograph, die Gelehrten des In- und Auslandes erholten sich Rat bei ihm, und das Katalogisieren und Versteigern kostbarer Bibliotheken ward ihm mit Vorliebe übertragen. Mit grossem Geschick knüpfte er mit den Bibliotheken aller Länder Verbindungen an, die ihm glänzende Aufträge brachten. So sammelte er für die kaiserliche Bibliothek in Petersburg alles, was in Holland über Russland erschienen ist. An das British Museum in London lieferte er eine umfangreiche Sammlung von Werken der holländischen Belletristik, die ganze Jansenistische Litteratur, eine Kollektion holländischer Spottschriften und Bilder zur englischen Geschichte.

Die Bibliothek des Observatoriums in Pulkowa versah er mit einer Bibliothek alter astronomischer und mathematischer Werke. Für die Bibliothek der Grossen Synagoge in New York beschaffte er eine Menge seltener hebräischer und jüdischer Bücher, die Bibliothek des Surgeon-general's Office in Washington erhielt von ihm eine vollständige Sammlung der holländischen medizinischen Litteratur, und eine andere amerikanische Bibliothek versorgte er mit mehr als zehntausend theologischen Dissertationen. Daneben verkaufte er an die holländische Regierung Sammlungen von dreissigtausend politischen Flugschriften, von siebentausend Portraits von Holländern, von zwölftausend holländischen geschichtlichern Bildern u. s. w. Wie Muller alle diese Sammlungen hat zusammenbringen können, ist rätselhaft, er war eben Meister in seinem Beruf, wie es heute noch Quaritch in London ist. Muller war am 22. Juli 1817 geboren und starb am 4. Januar 1881.



Abb. 204. Frederik Muller.
Nach der Gedenkschrift über „Frederik Muller".

Zehn Jahre nach Muller's selbständigem Auftreten etablierte sich (1853) einer seiner tüchtigsten Zöglinge, Martinus Nijhoff im Haag, der in gleichen Bahnen, wie sein Lehrmeister, sich bewegte. Er gab in den Jahren 1853 bis 1894 ungefähr zweihundertfünfzig Kataloge seines Bücherlagers heraus, die dieselben Vorzüge, wie die von Muller zeigen. Während Muller beinahe ausschliesslich sich mit älterer Litteratur befasste, erkannte Nijhoff von vornherein, dass er sich in der Residenz seines Landes auch auf der Höhe der neueren und neuesten Litteratur zu halten habe. Er folgte deshalb, sowohl in seinen Auktionen, wie in seinen Katalogen, den litterarischen und wissenschaftlichen Bewegungen seiner Zeit mit Aufmerksamkeit und Geschick. Vor Muller hatte Nijhoff voraus, dass er ebenso in der neueren Litteratur, wie in der älteren zu Hause war.

Nijhoff war geboren am 26. Dezember 1826 und starb am 24. September 1894.

Muller, Nijhoff und Kruseman sind das Dreigestirn, auf das der heutige holländische Buchhandel mit Recht stolz ist. Ich habe alle drei persönlich gekannt und in der Begegnung mit ihnen stets den Eindruck gehabt, dass sie nicht nur tüchtige Buchhändler, sondern überhaupt bedeutende Menschen waren.

NEUNTES KAPITEL.

DIE BÜCHERLIEBHABEREI IN DEUTSCHLAND.

Als einer der ersten deutschen Bücherliebhaber ist Ulrich von Hutten (geboren am 21. April 1488, gestorben am 29. August 1523) anzusehen, der gelehrte Ritter, berühmt durch seine, meistens in lateinischer Sprache geschriebenen Streitschriften. Die lateinische Sprache herrschte im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert im Verkehr der Gelehrten noch überall in Deutschland, nur in den niederen Schulen wurde die deutsche Sprache geduldet; vor Studenten deutsch zu sprechen hat nur ein Mann des sechzehnten Jahrhunderts gewagt: Paracelsus zu Basel, und sein Vorgang blieb ohne Nachfolge. Ulrich von Hutten war 1518 für Abb. 205.
seine lateinischen Schriften vom Kaiser Maximilian zu Augsburg mit dem Lorbeer gekrönt, eine Sitte, die mit dem Aufblühen des Humanismus von Italien zu uns gekommen war. Er hat nur einzelne deutsche Bücher geschrieben, darunter ein Reimgedicht „Clag und Vermanung gegen dem übermässigen unchristlichen Gewalt des Bapsts zu Rom und der ungeistlichen Geistliche".

Aufgestachelt durch die Geistlichkeit gegen ihn drohten die Mainzer seine Bibliothek zu zerstören, worauf er ihnen antwortete: „Verbrennt ihr meine Bücher, so werde ich euere Stadt verbrennen."

Hervorragende Bücherliebhaber waren auch die reichen Fugger in Augsburg, von denen Karl V. zu sagen pflegte, wenn er irgendwo eine Prachtentfaltung sah: „Ich habe einen Bürger in Augsburg, der das noch besser versteht." Der Reichtum der Fugger war so gross, dass sich Abb. 206.
das Volk erzählte, sie hätten den Stein der Weisen gefunden; sie fanden ihn einfach durch ihren Handel mit dem Osten und in den Quecksilbergruben von Almadén, welche sie über hundert Jahre von der spanischen Krone gepachtet hatten und mit Harzer Bergleuten ausbeuteten.

Raimund Fugger hatte am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eine stolze Bibliothek zusammengebracht. Seinen Nachfolger

Ulrich haben wir schon bei der Beschreibung der Thätigkeit der Etienne als den Freund von Henricus Stephanus kennen gelernt, der sich auf vielen seiner Büchertitel als den Drucker der Fugger bezeichnete (S. 56). Und Ulrich Fugger gab so viel Geld für Bücher aus, dass ihn seine Familie unter Kuratel stellen liess. Es hiess damals, seine Bibliothek habe so viel Bücher, als der Himmel Sterne; einen bedeutenden Zuwachs hatte sie durch die käufliche Erwerbung der bedeutenden Sammlung des Achilles Gasparus erhalten. Nach seinem Tode hinterliess Ulrich die ganze Masse seiner Bücher dem Kurfürsten, und von diesem sind dann die kostbaren Schätze in den Besitz der Heidelberger Bibliothek übergegangen. Als Tilly 1622 Heidelberg einnahm, bot er die Bibliothek dem Vatikan an; von Rom wurde der Bibliothekar Leo Allatius entsandt, um eine Auswahl daraus zu treffen und den Transport nach Rom zu überwachen. Später hat Napoleon I. von den Heidelberger Manuskripten die besten nach Paris entführt, die Verbündeten aber liessen 1815 den ganzen Raub wieder nach Heidelberg zurückbringen.



Abb. 205 Ulrich von Hutten's Bildnis, von einer seiner Streitschriften gegen Erasmus. Nach dem Exemplare in der Bibliothek des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu Leipzig.

Ich führe hier noch einen hervorragenden Sammler an, der zwar nicht in Deutschland lebte, von dessen Bibliothek aber nach deren Auflösung vieles nach Deutschland gekommen ist: Matthias Corvinus, König von Ungarn. Er hatte seiner Zeit die grösste Bibliothek in Europa, ihren Bestand schätzte man auf mehr als fünfzigtausend Bände, und ihre Vernichtung im Türkenkriege muss als ein grosses Unglück für die Litteratur betrachtet werden.

Matthias kam 1458 an die Regierung und hat während der zweiunddreissigjährigen Dauer derselben unermüdlich seine Büchersammlung in Ofen vermehrt. Er lies es sich zugleich angelegen sein, die Bildung

des ungarischen Volkes zu heben. Für seine Bibliothek beschäftigte er fortlaufend dreissig Schreiber in Ofen, ausserdem vier, denen es durch die Erlaubnis des Lorenzo de Medici gestattet war, für Matthias in Florenz zu arbeiten. Seine Bibliothek gestaltete sich dadurch in gewissem Sinne zu einer Kolonie der Florentiner Schätze. Fontius, der Hauptagent des Königs in der Levante, war als Gelehrter in Florenz sehr geachtet; sein Kommentar des Persius, den er dem Matthias einst zum Geschenk gemacht, befindet sich jetzt in der herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel. Attavante, ein Schüler des Fra Angelico, war als Illuminator der Handschriften bei dem Könige angestellt. Ein schöne Probe seiner Kunstfertigkeit, ein Breviarium des heiligen Jeremias, aus dem Ofener Palast stammend, kam in den Besitz des Herzogs de la Vallière und gelangte nach Paris in die Nationalbibliothek.



Abb. 206. Porträt Jakob Fugger's, Begründers der Fuggerschen Grösse. Silberstiftzeichnung Hans Holbein's des älteren nach dem Leben, jetzt im Berliner Museum.

Wir besitzen den Bericht eines Reisenden, Brassicanus, der Ungarn schon früher, zur Zeit der Regierung Ludwigs des Grossen, besuchte und von dem schon damals stattlichen Bibliotheksgebäude in dem grossen Palaste am Donaufluss erzählt. Man geleitete ihn durch die Säle, und er verwunderte sich über die grossen goldenen und silbernen Globen, die wissenschaftlichen Instrumente an den Wänden und die unzählige Menge wohlgeordneter und wohlerhaltener Bücher.

Als Soliman II., der Prächtige, 1527 Ofen eroberte, wurden der Palast und die Bibliothek zerstört. Der kommandierende Pascha wies eine grosse Summe Geldes zurück, die man ihm anbot, falls er die Bibliothek schonen wollte. Seine Janitscharen rissen die wertvollen Metallbeschläge von den seltenen Handschriften ab und warfen die letzteren

beiseite; das einzige bekannte Exemplar des Heliodorus, von dem alle unsere Ausgaben der Erzählung von Chariclea abstammen, wurde in einer offenen Dachrinne gefunden. Viele Bücher wurden verbrannt, andere zerhackt und verstümmelt oder mit Füssen getreten, viele auch in benachbarte Orte verschleppt oder nach Konstantinopel geführt. Ungefähr vierhundert speicherte man in einem verlassenen Turm auf und schützte sie durch das angelegte Siegel des Grossveziers vor der Zerstörung.

Diese Gefangenen hatten traurige Schicksale zu erleiden. Mancher neugierige Wanderer musste unverrichteter Sache vor dem einsamen Turme wieder umkehren. Einmal wurde es dem Reisenden Busbec, der als Gesandter des Kaisers kam, gestattet, in den Turm, der auf ihn den Eindruck eines grossen Beinhauses machte, einzutreten; er sah die wundervollsten Manuskripte dort in wilden Haufen aufgetürmt, eine Berührung derselben aber wurde ihm nicht gestattet. Erst im Jahre 1686 gelang es mit Waffengewalt etwa vierzig der so arg misshandelten Werke zu befreien und sie in der kaiserlichen Bibliothek in Wien in Sicherheit zu bringen. Kaiser Rudolf hatte schon vorher durch einen Dr. Sambucus die benachbarten Orte um Ofen absuchen lassen, um die überall verstreuten Bücher möglichst vor dem Untergang zu retten.

Es ist seitdem eine Lieblingsbeschäftigung vieler gewesen, die Spuren der wenigen übriggebliebenen Corvinus-Manuskripte bis in ihre entlegensten Schlupfwinkel zu verfolgen. Man fand einige im Vatikan, andere in Ferrara, und verschiedene kamen an ihrem ursprünglichen Geburtsorte Florenz wieder zum Vorschein, wieder andere will man hier und da in Ungarn gesehen haben. Venedig besitzt eine „Geschichte des Hauses Corvinus" aus der Bibliothek, und Jena hat ein Werk von Guarini mit den Insignien des Königs auf dem Titel sehr sauber gemalt.

Auf einem anderen Bande, den der Herzog August von Braunschweig für seine Bibliothek in Wolfenbüttel erwarb, finden sich die Porträts des Königs Matthias und seiner Gemahlin. Maria von Österreich, die Wittwe König Ludwigs, schenkte der Bibliothèque de Bourgogne in Brüssel zwei Bände aus der Corvinus-Bibliothek, der eine ein Missale, von Attavante reich geschmückt, auf das später die Fürsten von Brabant vereidigt wurden, der andere, ein „goldenes Evangelium", wanderte nach Spanien und war dort lange der Stolz des Escurials, ist jetzt aber an Belgien zurückerstattet.

Die Spuren anderer Bände aus der Corvinus-Bibliothek sind in verschiedenen französischen und deutschen Städten entdeckt. Man hat auch lange darüber gestritten, ob Exemplare nach England gekommen sind.

So halten einige verschiedene der Arundel-Handschriften im British Museum in London für von Ofen herstammend. Bekannt ist, das Tho-



Abb. 207. Wilibald Pirckheimer's Bildnis aus dem 53. Jahre seines Lebens, 1524 von Albrecht Dürer gestochen
„Vivitur ingenio caetera mortis erunt"
Am besten durch das Schiller'sche Wort zu übersetzen
„Wenn der Leib in Staub zerfallen, lebt der grosse Name noch"

mas, Earl of Arundel, auf einer seiner Expeditionen, die er zur Erlangung seltener Bücher öfter unternahm, auch nach Heidelberg kam, und dort mancherlei aus der berühmten Palatina-Bibliothek kaufte.

Und in Nürnberg erwarb er auf derselben Reise über hundert Handschriften aus dem Nachlass des grossen deutschen Büchersammlers Abb. 207. Pirckheimer, der sie, nach dem Urteile von damaligen Autoritäten, aus der Schatzkammer in Ofen gekauft hatte. Bilibald Pirckheimer, der Senator von Nürnberg, starb 1530, drei Jahre nach der Zerstörung von Ofen durch die Türken. An Gelegenheit, sich manche der wüst zerstreuten Bücher zu verschaffen, hat es ihm nicht gefehlt, denn er sagt in eigenen Briefen, dass er Besitzer von seltenen Manuskripten geworden sei, die aus ungarischen Beutestücken herstammten.*) —

Als eine der segensreichsten Wirkungen der Erfindung der Buchdruckerkunst ist die rasche Durchführung der Reformation anzusehen. Luther hatte in seiner Bibelübersetzung dem deutschen Volke ein Licht angezündet, das nicht wieder verlöschen sollte und das seinen Glanz weit über die Grenzen Deutschlands hinaus über die ganze Welt verbreitete. Wir haben im vorhergehenden gesehen, wie die Bibelausgaben bei allen Nationen, namentlich in Holland (S. 273), eine grosse Rolle spielten; man kann sich aber nur schwer eine Vorstellung davon machen, in welchen unzähligen Mengen dies Buch seit der Erfindung der Buchdruckerkunst Verbreitung gefunden hat und auch heute noch immer findet.

Nicht selten wird die Frage aufgeworfen, in wie viele Sprachen und Mundarten der Welt die Bibel bis jetzt übersetzt sei. Die Antwort, die man hierauf gewöhnlich erhält, dass die heilige Schrift in nahezu vierhundert Sprachen übersetzt sei, ist nur mit einer gewissen Einschränkung richtig. Sie ist es nur insofern, als damit einzelne Teile der heiligen Schrift gemeint sind, deren Übersetzungen sich allerdings auf nahezu vierhundert belaufen. Versteht man aber unter jener Frage die vollständige Bibel Alten und Neuen Testaments in allen ihren Teilen, so beziffert sich die Anzahl ihrer Übertragungen in die verschiedenen Sprachen der Welt auf hundertundacht. Wir ersehen dies aus einer Liste, die der Sekretär der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft, J. G. Watt, vor kurzem aufgestellt hat.*) Nach ihr ist bis jetzt die heilige Schrift in vollständiger Ausgabe in vierzig europäischen, einundvierzig asiatischen, vierzehn afrikanischen, zehn australischen bezw. oceanischen und drei amerikanischen Sprachen erschienen. Dabei ist aber zu beachten, dass die Ausgaben von verschiedenen Übersetzern in

*) Ludwig Fischer, König Matthias Corvinus und seine Bibliothek. Wien 1878. 8.

**) Mitteilung der „Bibelblätter“, herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel. Jahrg. 1896.

einer und derselben Sprache, sowie solche in verschiedener Schrift als eine Ausgabe gezählt sind. Ebenso sind solche, die nur in Bruchstücken existieren, wie z. B. die gotische Bibelübersetzung, in der Liste nicht miteingerechnet.

Bemerkenswert ist die grosse Anzahl von Bibelausgaben in asiatischen Sprachen. Fast alle derselben sind erst im Laufe dieses Jahrhunderts hergestellt worden. Sie sind ein beredtes Zeugnis von dem Fleiss und Eifer der heutigen Missionen, durch deren Arbeiter dieses mühevolle Werk gethan worden ist. Asien hat hierin sogar Europa bereits überholt, und noch stehen für jenes manche Übersetzungen in Aussicht, während das bei Europa wohl kaum der Fall sein dürfte.

Die vierzehn afrikanischen Bibelausgaben, sowie die zehn der Südsee gehören ihrer Entstehung nach alle ebenfalls diesem Jahrhundert an. Bei Afrika sind es sozusagen erst die Erstlingsausgaben, und es ist zu erwarten, dass bei der Rührigkeit der Missionare auf diesem Gebiet die Zahl der Übersetzungen sich von Jahr zu Jahr mehren werde.

Ich will noch darauf hinweisen, dass die englische Bibelgesellschaft, die British and Foreign Bible Society, seit ihrer Gründung im Jahre 1804 bis 1881 mit einem Aufwande von etwa 175 Millionen Mark nicht weniger als 93953000 Exemplare der heiligen Schrift druckte und allein im Jahre 1881 davon 2938000 Exemplare verbreitete. Die 1816 gestiftete Amerikanische Bibelgesellschaft, deren Jahreseinnahme jetzt etwa drei Millionen Mark beträgt, druckte während der sechzig ersten Jahre ihres Bestehens über dreiunddreissig Millionen Bibeln in zwanzig verschiedenen Ausgaben. Und die Preussische Hauptbibelgesellschaft hat allein im Jahre 1896 ebenfalls 107679 Bibeln und 48827 Neue Testamente ausgegeben. Man rechne zu dieser Thätigkeit auch diejenige anderer Nationen und früherer Jahrhunderte. Kein Wunder, dass die Heilige Schrift als das Buch aller Bücher gilt und als einer der bedeutendsten Faktoren unserer ganzen Kulturentwickelung betrachtet wird.

Neben der Bibel waren es gleich im Anfange die Kirchenväter, die man in korrekten und schönen Ausgaben druckte, wie Lactantius, Augustinus, Eusebius, Nemesius u. a. War der Nutzen dieser Werke für die Wissenschaft auch kein durchweg unzweifelhafter, so wurden doch mancherlei nützliche Kenntnisse durch sie verbreitet.

Gross waren die Fortschritte in der klassischen Litteratur und der Philologie. Die römischen Dichter erschienen fast alle schon in den ersten fünfundzwanzig Jahren nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, die griechischen in den letzten Decennien des fünfzehnten und in den

ersten des sechzehnten Jahrhunderts. Der Lieblingsdichter war Virgil, von dem im Jahre 1500 schon siebzig verschiedene Ausgaben existierten. Auch von Cicero's Werken erschienen bis zum Jahre 1500 über hundert verschiedene Ausgaben.*)

Frühzeitig schon hat sich die Typographie den Erd- und Reisebeschreibungen zugewandt. Die Holländer haben darin, wie wir gesehen haben (S. 276), Bedeutendes geleistet. Die Kreuzzüge und die grossen Entdeckungen gaben reichlich Stoff dafür. Die Kreuzzüge setzten die Streiter für die Kirche massenhaft in Bewegung, aber auch friedliche Reiselustige, Minstrels und Abenteurer aller Art zogen nach dem Orient.

Dadurch entstanden die romantischen Legenden vom heiligen Lande, von den Heldenthaten und Abenteuern der Ritter. Mitunter gingen auch europäische Gesandtschaften an die Herrscher Asiens. Als Reisender wurde zuerst der Venetianer Marco Polo berühmt, die erste italienische Ausgabe seiner Reisebeschreibungen erschien 1496. Von noch grösserer Bedeutung als die Kreuzzüge waren die Entdeckungen von Columbus und Cortez in Amerika, von Vasco de Gama und Albuquerque in Afrika und Indien, die durch die Presse rasch zur allgemeinen Kenntnis kamen. In der Rechtswissenschaft waren es die Institutionen des Justinian, zuerst von Schöffer 1468 gedruckt, welche nach der Erfindung der Kunst in vielen Ausgaben erschienen. So kam in die verschiedensten Verhältnisse der damaligen Zeit ein ganz neues helles Licht, ein Erwachen der Geister zu neuem Leben.

Das Buchgewerbe in Deutschland hatte anfänglich grosse Schwierigkeiten, die neugedruckten Werke in weiteren Kreisen bekannt zu machen; wenn die Gelehrten nicht zufällig durch Briefwechsel von dem Erscheinen eines Buches Kenntnis erhielten, so waren sie ganz von ihren Buchhändlern abhängig. Hatten sie mit ihrem Auftrage eine „Messe" versäumt, so musste in der Regel die nächste Messe abgewartet werden.

Der Bücher-Messverkehr, welcher nahezu drei Jahrhunderte hindurch den Geschäftsverkehr der Angehörigen des Buchgewerbes in Deutschland ganz wesentlich beeinflusste, lässt sich bis in das fünfzehnte Jahrhundert verfolgen und entwickelte sich besonders im sechzehnten Jahrhundert.

Frankfurt a. M. war zu jener Zeit schon einer der berühmtesten und bedeutendsten Messplätze Europas und gestaltete sich zuerst zum Büchermarkt, da in Süddeutschland, der Wiege des deutschen Buch-

*) Lorck, Geschichte der Buchdruckerkunst. I. S. 92 ff.

handels, kein anderer Handelsplatz für den internationalen Verkehr so günstig, wie Frankfurt, gelegen war. Von fremden Besuchern waren die Holländer und Belgier, die Pariser und Lyoner Buchhändler die wichtigsten. Daneben verkehrten auch Engländer, Italiener, Österreicher und Ungarn. Aber nicht nur die Buchhändler kamen zur Messe nach Frankfurt, sondern alle Personen, die mit dem Buchgewerbe in Verbindung standen. So waren viele Universitäten durch Gelehrte aller Fakultäten, Schriftsteller u. s. w. vertreten, auch die Dichter fehlten nicht, daneben sah man auch Papierhändler, Buchbinder u. a. m.

Dieser internationale Verkehr fand statt, solange sich die Bücherproduktion vornehmlich auf die scholastische, ausschliesslich in lateinischer Sprache verfasste Gelehrtenlitteratur beschränkte. Als aber die deutsche Litteratur durch die Reformation zu hoher Geltung kam und die lateinische Sprache mehr und mehr verdrängte, da blieben die fremden Buchhändler nach und nach aus, namentlich auch weil der Absatz ihrer eigenen Bücher durch die Übersetzungen der deutschen Verleger immer geringer wurde.

Der Verkehr mit Italien war schon um 1570 durch den Index librorum prohibitorum des Papstes Julius IV. so gut wie vernichtet. Mit den spanischen Niederlanden verfiel der buchhändlerische Verkehr nach den Ordonnanzen Philipps II. Am längsten erhielt sich der Verkehr mit Holland, bis der dortige Buchhandel dem klassischen Verlage untreu wurde und sich den französischen Artikeln und dem Nachdrucke zuwandte.

Als Rivalin Frankfurts trat bald Leipzig auf, als bedeutende Handelsstadt hauptsächlich besucht von Mittel-, Nord- und Ostdeutschland, im Gegensatz zu Frankfurt a. M. den spezifisch deutschen Büchermarkt pflegend. Der Schwerpunkt der Kultur war nach der Reformation in Deutschland immer mehr nach dem Norden verlegt, hier wehte eine frischere Luft, während der Süden mehr unter dem Einflusse der katholischen Kaiser, den Einflüsterungen der Geistlichkeit und den Plackereien der kaiserlichen Bücherkommissionen und Censoren stand. Das hatte die natürliche Folge, dass sich der Norden von den Frankfurter Büchermessen zu emancipieren suchte. Zu Gunsten Leipzigs wirkte auch noch die Gründung der Universitäten in Wittenberg, Frankfurt a. O. und später in Königsberg und das Interesse der sächsischen und brandenburgischen Kurfürsten für Kunst und Wissenschaft. Das alles zusammen verschaffte Leipzig nach und nach ein Übergewicht über Frankfurt a. M.

Die Entstehung des litterarischen Verkehrs in diesen beiden Messplätzen liegt zeitlich nicht weit auseinander, den urkundlichen Beweis

hierfür liefern die Stehlin'schen Regesten,*) aus ihnen geht hervor, dass der Bücherverkehr auf der Leipziger Messe schon in der ersten Hälfte der siebziger Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts bestand. Der Streit um den Vorrang zwischen diesen beiden Centren des Bücherverkehrs, der sich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert besonders lebhaft entwickelte, ist ein Charakteristikum des deutschen Buchhandels und muss deshalb auch hier betont werden.

Der erste Frankfurter Messkatalog, von Georg Willer in Augsburg herausgegeben, erschien 1564, er gelangte bald zur allgemeinen Anerkennung, je mehr er den Charakter eines allgemeinen Bücherverzeichnisses annahm. Anfangs war die innere Einrichtung eine sehr primitive. Angaben der Verleger und Verlagsorte fehlten ganz, späterhin wurde der Verlagsort ohne den Verlegernamen hinzugefügt, Ladenpreise anzugeben war nicht üblich. Die verzeichneten Bücher wurden in zwei Hauptabteilungen geschieden, in die lateinischen, denen noch die orientalischen und griechischen beigefügt waren, und die deutschen. Seit der Herbstmesse 1592 unterschied man drei Hauptabteilungen, die dritte umfasste die italienischen, spanischen und französischen Werke. Innerhalb dieser Hauptabteilungen wurden die einzelnen Werke, je nach der Wissenschaft, der sie angehörten, eingeteilt und zwar bis 1592 ohne alphabetische Ordnung, dann wird auch diese für die erste und zweite Hauptabteilung eingeführt.

Dieser Willer'sche Katalog erschien bis 1592 jährlich zweimal. Vom Jahre 1598 an liess der Rat der Stadt Frankfurt einen offiziellen Katalog („Cum permissu superiorum") erscheinen, der von 1618 an unter kaiserlichem Privilegium ausgegeben wurde. Neben diesem amtlichen Messkataloge erschienen bis etwa 1630 noch verschiedene Privat-Messkataloge, deren Bedeutung aber von Jahr zu Jahr geringer wurde. Und in dem Maasse, als Frankfurt von Leipzig überflügelt wurde, schrumpfte auch der Inhalt des amtlichen Frankfurter Messkatalogs immer mehr zusammen, bis er 1734 ganz zu erscheinen aufhörte.

Da der Frankfurter Katalog von Anfang an eine günstige Aufnahme fand, so wurde das Unternehmen in dem rivalisierenden Leipzig bald nachgeahmt. In der Michaelismesse 1594 erschien der erste Leipziger Messkatalog, herausgegeben von dem Buchhändler und Drucker Henning Gross, zu dem sich in den Jahren 1598 bis 1619 ein zweiter Katalog von Abraham Lamberg gesellte, der 1620 mit dem von

*) Stehlin, Regesten zur Geschichte des Buchdrucks bis zum Jahre 1500. Archiv für die Geschichte des Buchhandels. Bd. XI. S. 13. No. 41.

Gross vereinigt wurde und bei den Geschäftsnachfolgern von Henning Gross bis 1759 ohne Konkurrenz erschien. Von 1759 an erschien der Messkatalog im Verlage der Weidmann'schen Buchhandlung. Der letzte Messkatalog ward von dieser Firma Ostern 1852 ausgegeben.

Zwar konnte Leipzig als Verlagsplatz im Jahre 1595 nur 68 Artikel gegen 117 in Frankfurt aufweisen, aber schon 1600 war das Verhältnis ein besseres, 125 gegen 148, und 1632 hatte Leipzig gesiegt mit 221 Werken gegen 68 in Frankfurt, 1689 mit 310 gegen 90, 1699 mit 319 gegen 109 und im Jubeljahre 1740 mit 253 gegen 74.*) Die Messkataloge, die Gradmesser des damaligen Buchhandels, verzeichnen von 1565 bis 1640: 8216 in Leipzig erschienene Werke, davon kommen 243 als die stärkste Jahresproduktion auf das Jahr 1613, und von 1641 bis 1740: 19711 Erzeugnisse von Leipzig, unter denen das Jahr 1698 die stärkste Produktionsziffer mit 401 Artikeln stellt.

Die traurige Zeit des dreissigjährigen Krieges hatte den Auflösungsprozess des Deutschen Reiches eingeleitet, uns des Elsasses beraubt und jede Spur geistigen und politischen Lebens unter Roheit und Barbarei begraben. Die Kriegsnot hatte auf ganz Sachsen besonders schwer gelastet und den ungünstigsten Rückschlag auf den Buchhandel und die Buchdruckerei in Leipzig geübt. Wie sich unser ganzes Vaterland nur sehr langsam von den gewaltigen Schlägen erholte, so dauerte es auch nach dem Friedensschluss noch lange, ehe sich das Buchgewerbe in Leipzig von seinem tiefen Verfall erholen konnte. Ein dauernder Aufschwung datiert erst aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts, wovon die angesehenen Verlagshandlungen von Weidmann, Gleditsch, Fritsch, Zedler, Heinsius u. a. Zeugnis ablegen.**) Seitdem hat das Wachstum des Leipziger Buchgewerbes stetig zugenommen, und dieses hat heute Dimensionen, welche alle anderen Städte in Deutschland weit hinter sich lassen.

Nach dem Beispiele anderer Länder sollte die Reichshauptstadt zugleich auch die Hauptstadt des Buchhandels sein, wie es thatsächlich in Paris, London, Brüssel und Rom der Fall ist. Nicht so in Deutschland, wo in den vielen Einzelstaaten jede Residenz um die Palme und den Ruhm, eine Pflanzstätte für Kunst und Wissenschaft zu sein, sich bemüht hat. Die heutige deutsche Reichshauptstadt Berlin ist in der Entwickelung des Buchgewerbes hinter Frankfurt und Leipzig anfänglich weit zurückgeblieben.

---

*) G. Schwetschke, Codex Nundinarius. Halle 1850.

**) Lorck, Geschichte der Buchdruckerkunst. I.

Noch im Jahre 1500, obschon die Residenz eines Kurfürsten, war Berlin eine so unbedeutende Stadt, dass sie keine einzige Druckerei besass, während benachbarte kleine Orte, wie Kloster Zinna bei Jüterbogk und Stendal schon vor dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sich einer Druckerei rühmen konnten. In Frankfurt a. O. lies sich 1502 Martin Trether als Drucker nieder. Erst im Jahre 1540, als der Süden Deutschlands bereits seine typographische Glanzzeit hinter sich hatte, berief Kurfürst Joachim II. den Johann Weiss, der seit 1525 als tüchtiger Drucker in Wittenberg thätig war, nach Berlin. Das erste von ihm in diesem Jahre in Berlin gedruckte Buch war die „Kirchenordnung im Kurfürstentum der Marken". Weiss lieferte bis 1544 noch etwa zwanzig Druckwerke. Nach ihm fehlt dreissig Jahre lang jede Spur einer anderen Dru.kerei, bis 1574 Leonhard Thurneysser erschien, den wir schon früher bei den Privatdruckereien kennen gelernt haben (S. 150). Von der Zeit an lassen sich dürftige Spuren des Buchgewerbes in Berlin verfolgen.

Im Jahre 1615 wurde die erste Zeitung in Berlin gedruckt, 1660 der erste Hofbuchdrucker ernannt, Georg Schultze, der mit seiner Druckerei von Guben nach Berlin übersiedelte, wo ihm im Schlosse Räumlichkeiten angewiesen wurden. Seine Nachfolger brachten es alle nicht weit und erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nahm das Buchgewerbe in Berlin Aufschwung.

Heute rivalisiert Berlin mit Leipzig sehr stark, doch nur in seiner eigenen Produktion, in der Bedeutung für den Gesamtbuchhandel kann sich Berlin nicht entfernt mit Leipzig messen. Nach Schulz' Adressbuch für den deutschen Buchhandel, Jahrgang 1896, zählt Berlin jetzt 828 Firmen, Leipzig 760. In dieser Zahl ist sowohl der Buch-, Kunst-, Musikalien- und Landkartenhandel enthalten, wie auch deren sämtliche Hilfsgewerbe.

Leipzig ist in seiner gesamten Herstellungstechnik Berlin noch weit überlegen, auch an Zahl und innerem Werte der eigenen Verlagswerke. Dagegen ist Leipzig von Berlin im Zeitungs- und Zeitschriftenwesen in den letzten dreissig Jahren gewaltig überholt. Anfang 1897 erschienen in Berlin nicht weniger als 1054 Zeitungen und Zeitschriften, darunter 47 täglich und 25 wöchentlich erscheinende politische Zeitungen. Die grossen politischen Berliner Zeitungen sind nur insofern tonangebend für Deutschland, als sie ihre Nachrichten aus den Regierungskreisen schöpfen und deren Anschauungen wiedergeben. Im übrigen kann sich ihre Bedeutung nicht mit der von Weltblättern, wie der Times, der Kölnischen Zeitung u. a. messen.

Die Zeitschriftenpresse aber beherrscht das ganze Deutschland, es erscheinen z. B. 160 Zeitschriften für die Gewerbe aller Art, 90 für den Handel, 62 für die Rechts- und Staatswissenschaften und die Volkswirtschaft, 54 für die Religion, 34 für das Theater und die Musik, 52 für die belletristische Unterhaltung, 39 für das Bau- und Ingenieurwesen, 35 für die Frauen und die Mode, 24 für die Geographie und Geschichte u. s. w. Um die gewaltige Aufgabe der Herstellung dieser 1054 periodischen Unternehmungen zu erfüllen, sind 660 Buchdruckereien und 324 lithographische Anstalten und Steindruckereien mit einer Armee geschulter Arbeiter unausgesetzt thätig. Es ist auf diesem Gebiete recht ersichtlich, dass Berlin der Brennpunkt des geistigen Lebens von ganz Deutschland geworden ist. Welcher Unterschied zwischen dem Berlin von 1540, wo hundert Jahre nach Erfindung der Buchdruckerkunst die erste Druckerei errichtet wurde, und dem heutigen Berlin, in dem nahezu tausend Druckereien der verschiedensten Art thätig sind! —

Was lässt sich nun über die heutige deutsche Bücherliebhaberei im engeren Sinne sagen? Dürfen wir dem Urteile zweier bekannter Autoren Glauben schenken, so ist es damit schlecht bei uns bestellt. Hören wir das Urteil von Ernst Eckstein und von Eduard von Hartmann, um alsdann zu prüfen, inwieweit dasselbe richtig ist.

Eckstein, der durch langjährigen Aufenthalt in Paris die dortigen litterarischen Zustände kennen lernte, stellt in seiner Schrift „Leichte Ware" einen Vergleich an und sagt unter anderem folgendes: „Es ist nicht schwer statistisch nachzuweisen, dass gute und gediegene Bücher in Frankreich wenigstens fünfmal so eifrig gelesen und zwanzigmal mehr gekauft werden als in Deutschland. Wenn das Volk der Denker sich wirklich einmal herablässt, eine Novität wie Freytag's Ahnen oder Paul Heyse's ‚Kinder der Welt' zu lesen, so geschieht dies auf einem sehr zweifelhaften Umwege, durch die Leihbibliothek. Unsere vornehmsten Damen erröten nicht, einen Band in die Hand zu nehmen, der durch so und so viele unsaubere Hände gegangen ist und alle Düfte eines Materialwarenladens in sich vereinigt.

In Frankreich existiert die Leihbibliothek nur für arme Näherinnen oder Droschkenkutscher. Wer sich einigermaassen zur Gesellschaft rechnet, der ersteht seinen Bedarf an Büchern käuflich. Vom Standpunkte des Deutschen ist es alles mögliche, wenn er ein Buch überhaupt nur liest, obschon auf illegitimem Wege. In der Regel aber unterlässt er selbst dies, denn — er hat keine Zeit! Der Deutsche hat wohl Zeit, allabendlich sein Bier zu trinken, er hat Zeit für Bälle, Theater und Konzerte, für Skatgesellschaften, Billardpartien und Kegelabende; er hat Zeit

für zweckloses politisches Kannegiessern, für Stiftungs- und Schützenfeste und Weltausstellungen. Aber für eine behagliche Aufnahme geistiger Nahrung, für das, was am unmittelbarsten zu Herz und Verstand spricht, für das, was jedem gebildeten Menschen ein unabweisliches Bedürfnis ist, für das Lesen von Büchern hat er keine Zeit.

Es ist in der That ein Mangel an wahrhaft idealem Interesse, der unsere sogenannten ‚gebildeten' Zirkel in traurigster Weise kennzeichnet. Ich sehe hier natürlich von einzelnen auserlesenen Miniaturkreisen ab und taxiere die Gesellschaft nach der tonangebenden Majorität.

Wie anders der Franzose seinen Autoren gegenübersteht, als der Deutsche, davon liefern die Annalen des Buchhandels in beiden Ländern höchst charakteristische Beispiele. Wenn François Coppée ein Genrestück, wie seine ‚Grève des forgerons' schreibt, ein Werkchen, das zwar anmutig gearbeitet, aber gewiss nicht epochemachend ist, so kauft allein Paris binnen sechs Wochen dreizehntausend Exemplare! Und die Grève des forgerons ist nicht etwa ein Roman, sondern ein Gedicht. Nun möge einer unserer gefeiertsten Autoren, wie Paul Heyse, Julius Wolff oder Georg Ebers den Versuch machen, etwas Ähnliches wie das Coppée'sche Gedicht auf den Markt zu bringen! Das Resultat wäre jammervoll. Dafür sind die Deutschen das Volk der Dichter und Denker, das über Frankreich mit olympischem Stolze die Achseln zuckt!

Ich weiss nicht, wie hoch sich die Honorare belaufen, die Emanuel Geibel für seine lyrischen Gedichte geerntet hat; ich zweifele indes fast, dass sie ausgereicht haben würden, ihm eine Existenz zu gründen. In Frankreich würde ein Dichter, wie Geibel, sein eigenes Hôtel in der Rue d'Amsterdam und eine Villa in Meudon besitzen, Equipagen und Diener halten und sich mit der Zeit eine hübsche Gemäldegalerie anlegen. Man frage Victor Hugo, wieviel Hunderttausende er seiner Lyrik verdankt, von den Romanen und Dramen ganz zu schweigen. Ich weiss aus des Dichters eigenem Munde, dass er für die kurze Einleitung, die er zu dem Pariser Fremdenführer (Paris-guide) schrieb, 10000 Francs erhielt. Solche Honorare sind in Frankreich möglich, denn der Autor von Ruf erfreut sich hier einer geschlossenen Riesenkolonne von Lesern. In Deutschland schrumpfen die Verhältnisse liliputanisch zusammen, denn der Deutsche möchte wohl, aber — er hat keine Zeit!"

So weit Ernst Eckstein. Hören wir nun, was Ed. von Hartmann in seinen „Modernen Problemen", in dem Kapitel „Der Bücher Not" sagt.

„Deutschland verdankt seine hervorragende Stellung im wissenschaftlichen Wettkampf der Völker neben der Tüchtigkeit seiner Schulen und Hochschulen wesentlich dem Umfange und der Bedeutung seiner wissenschaftlichen Litteratur. Weil die jährliche Bücherproduktion Deutschlands grösser ist als diejenige von Frankreich und England zusammengenommen,*) deshalb kann auch jährlich eine grössere Zahl hervorragender Erscheinungen auf dem deutschen Büchermarkt gefunden werden, als auf dem französischen und englischen, während die übrigen Nationen als Konkurrenten auf dem Gebiete der Wissenschaft noch wenig in Betracht kommen. In neuerer Zeit treten Erscheinungen hervor, welche die gedeihliche Fortentwickelung der wissenschaftlichen Litteratur in Deutschland in Frage stellen; und diese Gefahr ist wichtig genug, um ihren Ursachen und ihrer Bekämpfung einige Aufmerksamkeit zu widmen. Der Absatz auch der wirklich wertvollen wissenschaftlichen Bücher wird immer geringer .... Ich sehe die Gründe für die Abnahme des Ankaufs wissenschaftlicher und schöner Litteratur in folgendem.

1. Die Abnahme der Mussezeit der Gebildeten und ihrer Fähigkeit, dieselbe mit Ernst und Sammlung zu benutzen, begünstigt eine Litteratur, welche der Erholung und Zerstreuung dient, und benachteiligt solche, die zur Lektüre eine gewisse Stetigkeit und Konzentration verlangt.

2. Das Überwuchern der politischen Interessen drängt diejenigen an Wissenschaft, Kunst u. s. w. in den Hintergrund und die zerstreuende und aufreibende Unruhe des modernen grossstädtischen Lebens in Berufsarbeit und Geselligkeit macht die Sammlung immer schwerer.

3. Die Verteuerung der städtischen Mietswohnungen und die zunehmende Häufigkeit der Umzüge machen einen grösseren Bücherbesitz zu einer immer wachsenden Last, vor deren Aufbürdung der Deutsche sich scheut, während erst das eigene Haus (wie in England) ein Behagen an eigenen Büchern aufkommen lässt.

4. Die aus der Steigerung der Setzerlöhne folgende Verteuerung der Bücherpreise ist dem Sinken des Geldwertes beträchtlich vorausgeeilt und trägt dazu bei, vom Ankaufe neuer Bücher abzuschrecken.

5. Das Anstandsbedürfnis an Bücherbesitz wird durch billige Klassikerausgaben, Sammel- und Nachschlagewerke, populärwissenschaftliche Markbibliothen, Moderomane, gelegentliche Geschenkslitteratur und unentbehrliche Hilfsmittel des Berufs befriedigt; meist wird auch der in der Wohnung verfügbare Raum durch dieselben erschöpft.

6. Die für Lektüre verfügbare Zeit wird durch das Bestreben, in der

---

*) Siehe die Anmerkung auf Seite 9.

eigenen Berufswissenschaft notdürftig auf dem Laufenden zu bleiben, durch eine Zeitung, einen Journalzirkel und die neuesten Moderomane meist vollständig ausgefüllt, ohne dass Lust und Zeit zur Lektüre wissenschaftlicher Originalwerke übrig bleibt.

7. Die Gewöhnung an Journal- und Zeitungslektüre verdirbt den Geschmack und die Fähigkeit zum Lesen zusammenhängender Werke und schon rückt auch uns Deutschen die Zeit näher, wo der ‚Leitartikel' bereits als eine zu grosse Zumutung an das Konzentrationsvermögen gilt und in ein Mosaik von ‚Entrefilets' aufgedröselt wird.

Die Gefahr, welche in dem erdrückenden Einfluss der Zeitungen und Journale liegt, muss auf doppeltem Wege bekämpft werden. Die Jugend muss begreifen, dass sie mit der Hingabe an den flüchtigen Reiz dieser Lektüre ihre Seele verkauft, d. h. auf die gründliche und allseitige Ausbildung ihres Geistes verzichtet. Die Älteren aber müssen selbst aufhören, der periodischen Litteratur aus Bequemlichkeit einen Wert beizulegen, den sie nicht verdient, müssen sie als ein notwendiges Übel betrachten und namentlich die Tagespresse mit der gebührenden Missachtung behandeln, damit die Jugend nicht durch den Nachahmungstrieb verführt werde, mit derselben ihre kostbare Mussezeit zu verderben. Die gebildete Jugend bis zu dreissig Jahren sollte ebensowenig Zeitungen lesen, wie Politik treiben, sondern alle ihre verfügbare Zeit auf Bücher verwenden; der Schnee vom vergangenen Jahre ist nicht wesenloser als der Inhalt der Zeitung von gestern. Die Jugend soll aber auch keine Journale lesen, weil solche nur die Aufgabe haben, den auf ein gewisses fertiges Bildungsniveau Gelangten auf dem Laufenden zu halten, aber nicht geeignet sind, eine noch fehlende Bildung zu vermitteln. Sie sind um so weniger schädlich, je zusammenhängendere und umfangreichere Abhandlungen sie bieten, je ähnlicher sie also dem Buche werden; um so schädlicher, je mehr sie sich dem Charakter der Zeitung annähern. Die reifen Männer sollten zu der Einsicht gelangen, dass man die ‚grossen, Tageszeitungen bekämpfen und die „kleinen" kurzen Blätter begünstigen muss, und zwar um so mehr, je weniger sie einer bestimmten Partei dienen und je mehr sie sich bemühen, die wichtigeren Thatsachen der Tagesgeschichte und die wichtigeren Urteile über dieselben in unparteiischer Kürze zu registrieren. Von Journalen sollten sie nur so viel in ihr Haus kommen lassen, als notdürftig ausreicht, sie auf dem Laufenden zu erhalten und namentlich sie auf wichtige Erscheinungen der Litteratur hinzuweisen. Dann aber soll auch der beschäftigtste und angespannteste Mann nicht unterlassen, an freien Sonntagen oder in Ferienzeiten persönlich zu den Quellen hinabzusteigen, aus denen der Geist der natio-

nalen Kultur sich verjüngt, d. h. zu den Originalwerken der Forscher, Denker und Dichter."

Ich habe hier zwei Vertreter verschiedener Litteraturgebiete zu Worte kommen lassen: Eckstein beklagt sich, dass keine schönwissenschaftliche Litteratur gekauft und gelesen wird, dasselbe behauptet von Hartmann von der wissenschaftlichen Litteratur, weil seiner Meinung nach zu viel schönwissenschaftliche Litteratur konsumiert wird. Die Urteile stehen sich also direkt gegenüber, denn jeder der Herren spricht pro domo! Eckstein schreibt nur Romane, Bücher, die man zu seinem Vergnügen, zur Unterhaltung liest; von Hartmann schreibt nur wissenschaftliche, philosophische Werke, beide sind mit ihrem Publikum offenbar unzufrieden. Was ist Wahres daran?

Es muss zugegeben werden, dass die Herren in vieler Beziehung recht haben, aber ich bin doch weit entfernt davon, den Klagen in dieser allgemeinen Fassung ohne Widerspruch beizustimmen. Es stände wahrlich schlimm um die Bildung in Deutschland, wenn namentlich die Eckstein'schen Vorwürfe unanfechtbar wären. Er urteilt einseitig als Belletrist und verfällt in den Fehler, den ich auf verschiedenen internationalen Litterarkongressen in den letzten Jahren mehrfach habe beobachten können, dass nämlich unsere heutigen Belletristen und Journalisten sich gern als die Vertreter der gesamten Litteratur betrachten und ganz ausser acht lassen, dass sie doch nur einen Bruchteil der Gesamtlitteratur produzieren, dass der Schwerpunkt einer nationalen Litteratur mindestens ebenso in der wissenschaftlichen und der Fachlitteratur liegt, wie in der schöngeistigen und journalistischen, lediglich der Unterhaltung gewidmeten.

Ich bin in meiner mehr als vierzigjährigen Berufsthätigkeit als Buchhändler zu ganz anderen Resultaten gelangt, als die beiden Herren und behaupte, dass weder in Frankreich, noch in England so viel Bücher gelesen werden, als in Deutschland, und darauf kommt es doch wohl im Grunde genommen am meisten an! Wenn bei uns nicht so viele Bücher gekauft werden, als bei unseren Nachbarn, den Engländern, Franzosen und Holländern — und ich gebe das als richtig zu , so liegt das daran, dass unsere Nation nicht so reich ist, wie jene es sind. Wäre der Deutsche wohlhabender, so würde er sich zunächst wohl, wie von Hartmann richtig bemerkt, eine behaglichere Wohnung, womöglich im eigenen Hause schaffen, damit Raum für Bücher gewinnen, und dann auch die Bücher mehr liebgewinnen können, als es heute möglich ist. Trotzdem habe ich sehr oft die Wahrnehmung machen können, dass der in äusserlich beschränkten Verhältnissen lebende Deutsche von seinem bescheidenen

Einkommen einen nicht unerheblichen Bruchteil dazu verwendet, in seiner Fachlitteratur sich gewissenhaft auf dem Laufenden zu erhalten. Es hat bei uns mancher eine ansehnliche Bibliothek, deren Anschaffung eigentlich über seine Vermögensverhältnisse hinausgeht; die benutzt er fleissig, mehr kann er sich aber nicht leisten, und schon deshalb wird die Unterhaltungslektüre von vielen als eine für sie minderwertigere gar nicht beachtet.

Das mag schmerzlich für die Belletristen sein, aber es ist eine Thatsache. Der erstere sinnige Deutsche thut es freilich den Franzosen in dem Konsum der Tageslitteratur auch unter günstigeren Verhältnissen nicht gleich, aber doch aus anderen Gründen als sie Eckstein angiebt. Erst kommen bei uns die älteren Klassiker wie Goethe, Schiller, Lessing u. s. w. in den Bücherschrank, ehe man daran denkt, die modernen Tagesromane anzuschaffen.

Ein sprechender Beweis hierfür liegt vor in einem kürzlich veröffentlichten Bericht der Verlagshandlung von Philipp Reclam jun. in Leipzig über ihre Verlagsthätigkeit. In der bekannten Reclam'schen Universalbibliothek, eins der edelsten und erfolgreichsten Mittel unserer Zeit zur Hebung der Volksbildung, zur Läuterung des Geschmackes, zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse und zur Erweckung reiner und erhabener Gefühle namentlich bei der jüngeren Generation, finden wir, dass unsere Klassiker heute noch die grösste Lesergemeinde haben. Schiller's „Tell“ hat einen Absatz von 619000 Exemplaren gehabt, Goethe's „Hermann und Dorothea“ von 490000 Exemplaren. Der erste Teil von Goethe's „Faust“ ist in 290000 Exemplaren verkauft. Eine andere Tragsäule der Sammlung bilden Shakespeare's Dramen. Ja, zwei Romane, die von unseren modernen Realisten schon längst in die Rumpelkammer geworfen sind, erfreuen sich im Publikum immer noch grosser Beliebtheit: Walter Scott's „Ivanhoe“ und Dickens' „Pickwickier“ haben es bei Reclam auf 45000 und 40000 Abnehmer gebracht. Solcher Erfolge können sich unsere heutigen Belletristen allerdings nicht rühmen!

Übrigens ist diese Klage über die Teilnahmlosigkeit des Publikums der schönwissenschaftlichen Litteratur gegenüber nicht neu. Wir hören sie schon deutlich genug aus einem jener Briefe, welche Goethe im Jahre 1797 aus seiner Vaterstadt Frankfurt, als er sie nach langer Abwesenheit zum erstenmal wiedersah, an seinen Freund nach Jena schrieb.

„Sehr merkwürdig,“ schrieb der an die Andacht seiner kleinen Gemeinde gewöhnte Jupiter von Weimar, „sehr merkwürdig ist mir aufgefallen, wie es eigentlich mit dem Publico einer grossen Stadt beschaffen ist. Es lebt in einem beständigen Taumel von Erwerben und

Verzehren und das, was wir Stimmung nennen, lässt sich weder hervorbringen noch mitteilen .... ich glaube sogar eine Art von Scheu gegen poetische Produktionen, oder wenigstens insofern sie poetisch sind, bemerkt zu haben, die mir aus eben diesen Ursachen ganz natürlich vorkommt. Die Poesie verlangt, ja sie gebietet Sammlung, sie isoliert den Menschen wider seinen Willen, sie drängt sich wiederholt auf und ist in der breiten Welt (um nicht zu sagen in der grossen) so unbequem, wie eine treue Liebhaberin."

Nun, wenn schon Goethe vor hundert Jahren in seiner eigenen, stilleren und den litterarischen Interessen mehr zugewandten Zeit solche Wahrnehmungen machte, was dürfen wir dann von der unserigen erwarten, die von den grossartigsten politischen Erfolgen ebenso berauscht wurde, wie sie von den gewaltigen technischen Fortschritten, von den Erfindungen der Neuzeit immer wieder aufs neue in Mitleidenschaft gezogen und in Bewegung gesetzt wird. Von der heutigen Gesellschaft, die in einer Überfülle des Luxus das materielle Geniessen zu einer raffinierten Kunst ausgebildet, von welcher man zu Goethe's Zeit noch keine Ahnung hatte.

Darüber allerdings kann kein Zweifel sein, dass die schönwissenschaftliche Litteratur in Deutschland gegenwärtig nicht so populär, im weitesten Sinne des Wortes ist, als in England, Amerika und besonders in Frankreich. Darüber klagt auch Julius Rodenberg in einem Vortrage, den er im Jahre 1874 in Brünn gehalten.*) Er meint, es läge wohl daran, dass Deutschland während unseres ganzen Jahrhunderts in erster Linie ein politischer Militärstaat war und noch heute ist. Populär sei bei uns vor allem erst der Staatsmann, der Feldherr, die Armee und was sonst mit der Vorbereitung, der Gründung und der Erstarkung des neuen Deutschen Reiches zusammenhängt. Der Schriftsteller, der Dichter wird erst in zweiter Linie beachtet.

Und doch ist das heute schon besser, als es z. B. in den dreissiger Jahren unseres Jahrhunderts war, für deren Misère der Dichter Grabbe ein sprechender Zeuge ist. Der unglückliche Mann richtete an den damaligen Kronprinzen von Preussen, den nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV. einen Brief, in dem er sagte, er stehe auf dem Punkte unterzugehen, wenn jener, der Kronprinz, sich seiner nicht annehme. Die Leute behaupteten, er wäre ein Genie; er wisse nicht, was daran sei, aber etwas fühle er, das er eins mit dem Genie habe — den Hunger; er sei z. B. wegen Geldmangels genötigt, diesen Brief mit einem Span zu

*) Die Litteratur und das Publikum. Abgedruckt im „Salon" 1874. Heft 1. Seite 26ff. Leipzig.

schreiben, weshalb er zu gleicher Zeit wegen der schlechten Handschrift um Verzeihung bitte. Der Fluch vollständiger Vereinsamung, unter welcher dieser Dichter erlag, war so gross, dass selbst die Nachwelt sich nicht die Mühe nahm, eine seiner Dichtungen kennen zu lernen, bis Rudolf Gottschall Anfang der achtziger Jahre dem Dichter durch Herausgabe seiner gesammelten Werke zur Anerkennung verhalf.

Heute dürfte so etwas kaum vorkommen, dank der wohlorganisierten genossenschaftlichen Selbsthilfe der Schriftsteller, deren Einrichtungen, die Schillerstiftung an der Spitze, den Dichtern eine gewisse feste Stellung in der Gesellschaft verschafft haben.

Und was nun das Leihbibliotheks-Unwesen angeht, so ist diese bei uns leider nur zu beliebt gewordene Einrichtung im Grunde genommen doch nicht nur eine Folge des geringeren allgemeinen Wohlstandes in Deutschland, denn bekanntlich ist das Bücherleihen in dem reichen England noch viel mehr eingebürgert, als bei uns, man denke nur an das grosse Mudie'sche Institut in London. Es erscheint sehr fraglich, ob die Vorteile des Bücherverleihens nicht die Nachteile überwiegen. Ich gebe aber zu, dass die schmutzige Beschaffenheit der Bücher in Deutschland häufig eine recht hässliche Zugabe bei den Leihbibliotheken ist.

Ed. von Hartmann geht darin zu weit, wenn er den sonst reifen Mann in der Politik und dem Zeitungslesen bis zum dreissigsten Lebensjahre unter Kuratel stellen will. Was er aber sonst bezüglich der Zeitungen sagt, ist mir aus der Seele gesprochen. Dieses tägliche Naschen an Bruchstücken aus den verschiedensten Gebieten führt zu einer unglaublichen Verflachung des guten Geschmackes. Da werden durcheinander sensationelle Gerichtsverhandlungen, öffentliche Skandale und pikante Stadtneuigkeiten gelesen, dann die Fortsetzungen von Romanen, die wie ein Bandwurm drei Monate lang unter dem Strich der Zeitung umherkriechen, täglich in einer genau nach Zeilen abgehackten Portion; dann kommen die Parlamentsverhandlungen an die Reihe, in den Leitartikeln werden allenfalls die fettgedruckten Stellen flüchtig angesehen, den Beschluss machen die buntscheckigen Inserate.

Wenn ein moderner Zeitungsleser sich durch diesen täglichen zusammenhanglosen Wust glücklich durchgearbeitet hat, so legt er das Blatt erschöpft beiseite und ist dann meistens nicht mehr imstande, noch ein Buch im Zusammenhange zu lesen oder zu studieren. Und so sitzt er täglich hinter seiner Zeitung wie ein Eichhörnchen im drehenden Rade; er arbeitet und arbeitet und kommt doch nicht von der Stelle, alle Mühe ist umsonst.

Wenn nun aber E. von Hartmann klagt, dass auch die wissenschaftliche Litteratur nicht die ihr zukommende Berücksichtigung fände, so kann ich auch ihm darin nicht so ganz beistimmen. Allerdings werden auch hier die teueren Ausgaben gescheut, wiederum weil der Deutsche kein Geld dafür übrig hat. Ich habe schon in der Einleitung des Buches darauf hingewiesen, wie der Zug der Zeit darauf bedacht ist, in den encyklopädischen Unternehmungen einen Ersatz für den kostspieligen Apparat der Monographien zu schaffen (S. 10). Auch ich beklage es vom Standpunkte des Buchhändlers, wie von Hartmann vom Standpunkte des wissenschaftlichen Autors, dass die teueren wissenschaftlichen Werke bei uns verhältnismässig wenig gekauft werden. Aber man kann deshalb doch nicht behaupten, dass die wissenschaftliche Litteratur vom Publikum vernachlässigt werde. Es ist den Lesern in den grossartig angelegten Sammelunternehmungen von Cotta, Brockhaus, Spemann, dem Bibliographischem Institut, Tauchnitz, Teubner, Weber, Weidmann, Seemann und (last but not least) Philipp Reclam jun. ermöglicht, die Schätze unserer Litteratur sowohl auf wissenschaftlichem, wie belletristischen Gebieten in den billigsten Ausgaben zu erwerben, so dass darunter notwendig der Absatz der teueren Werke leidet. Ich beklage das, wie gesagt, mit mehr oder weniger berechtigtem Egoismus, aber die Leserwelt steht sich gut dabei und fragt mit Recht nicht danach, ob Autor und Verleger viel oder wenig verdienen.

Man kann es, namentlich im Auslande, oft hören, dass unsere deutschen Bücher, d. h. die neu erscheinenden Originalwerke zu teuer seien; das hat zum grossen Teil seinen Grund in den hohen Honoraren, die bei uns gezahlt werden, neben dem kleinen Absatzgebiete, das im eigenen Lande durch den mangelnden Wohlstand der Bücherkäufer und im Auslande sprachlich viel begrenzter ist, als das der Engländer und Franzosen. Für belletristische Werke zahlen letztere allerdings bei weitem höhere Honorare als wir, haben aber auch ganz anderen Absatz. Und dann haben es namentlich die Franzosen in den letzten Decennien fertig gebracht, sich durch Kartellverbände mancherlei Art das Publikum für die Benutzung ihrer Geistesprodukte in einer Weise tributpflichtig zu machen, die es allerdings ermöglicht, die modernen Autoren, namentlich die Theaterdichter und auch die Komponisten in der von Eckstein angedeuteten Art zu Millionären zu machen. Das Tantièmesystem ist von den Franzosen heute schon in der raffiniertesten Weise ausgebildet, und doch ist man drauf und dran, das Publikum auch noch für die Benutzung der älteren Litteratur, womöglich bis zum Vater Homer hinauf heranzuziehen.

Auf dem achtzehnten Kongress der Association littéraire et artistique internationale in Bern im August 1896 hielt der Advokat Ed. Mack aus Paris darüber einen Vortrag. Er forderte, dass den Erben der Urheber die Tantième an den Erträgnissen ihrer Werke auch dann noch gesichert bleiben müsse, wenn nach Ablauf der gesetzlichen Schutzfrist das Urheberrecht erloschen und das Werk Allgemeingut geworden sei. Und wenn solche Erben nicht mehr vorhanden seien, so sollten an deren Stelle Gesellschaften treten, die zu Gunsten der heute lebenden Schriftstellergeneration mit öffentlichen Rechten auszustatten seien, damit sie noch ad infinitum ein Einkommen an den Werken ihrer Vorfahren einheimsen könnten! Der Kongress folgte den Ausführungen Mack's zustimmend und mit grossem Interesse, lehnte indessen vorläufig noch eine Beschlussfassung darüber ab. Aber die Sache ist für die Herren doch zu verlockend, als dass sie nicht darauf wieder zurückkommen sollten.

Vergleiche man mit diesen heutigen Ansprüchen unsere fruchtbarsten Autoren des Mittelalters, Martin Luther und Hans Sachs, sie haben für ihre vielen Schriften nicht einen Pfennig Honorar erhalten, und sie haben mehr geschrieben als unsere modernen Autoren. Luther hat das grosse Werk seiner Bibelübersetzung in dreizehn Jahren (1521 bis 1534) zustande gebracht. Seine Prosaschriften belaufen sich auf etwa fünfhundert, alles grundlegende, stilistisch bahnbrechende, sprachgewaltige Muster und Vorbilder, von denen das heutige Geschlecht noch viel lernen kann. In der 1826 bis 1886 in Erlangen und Frankfurt erschienenen Ausgabe seiner Werke machen die deutschen Schriften achtundsechzig Bände, die lateinischen achtunddreissig Bände aus.

Abb. 208. Und Hans Sachs, der berühmte Nürnberger Meistersinger, war nicht weniger fruchtbar; als er selbst 1567 die Summe alle seiner Dichtungen zog, fand er 4257 Meisterlieder in 275 verschiedenen „Tönen", 208 Tragödien, Komödien, Spiele und Fastnachtsspiele, etwa 1700 Gedichte, Schwänke, Gespräche, Fabeln u. s. w., 73 Kirchen-, Gesellschafts- und Liebeslieder und 7 Prosadialoge. Er hat damit der deutschen Dichtung gewaltige, die Bildung fördernde Stoffmassen zugeführt. Und diese beiden haben niemals ein Honorar für ihre Schriften beansprucht!

Die Autoren waren in früheren Zeiten häufig Selbstverleger, riskierten selbst den Gewinn und Verlust und dedizierten ihre Schriften hochgestellten Persönlichkeiten. Dafür erhielten sie, aber gar nicht selten auch erpressten sie ansehnliche klingende Gegengeschenke. Das genau fixierte Honorar der Autoren ist erst eine Errungenschaft verhältnis-

mässig neueren Datums, es hat aber auch bei uns in diesem Jahrhundert so gewaltige Fortschritte gemacht, dass Herr Eckstein sehr irrt, wenn er glaubt, Fälle, wie er sie bei den Franzosen allein finden will, kämen bei unseren Belletristen und Gelehrten nicht vor. Die Diskretion verbietet es, hier Namen von Lebenden zu nennen, es würde mir sonst ein



Abb. 208. Hans Sachs im einundfünfzigsten Lebensjahre.
Holzschnitt von Hans Brosamer (1545). Verkleinert. Original in der Kupferstichsammlung der k. k. Familienfideikommiss-Bibliothek zu Wien.
Unterschrift aus einem der Gedichtbände der Königlichen Bibliothek zu Dresden.

Leichtes sein, eine ganze Reihe von deutschen Autoren nachzuweisen, die durch ihre schriftstellerische Thätigkeit zu grossem Vermögen gekommen sind. Man denke nur an die Theaterdichter und deren Tantiemen!

Herr von Hartmann sagt, dass die Steigerung der Setzerlöhne die Bücherpreise verteuert habe, aber von der Steigerung der Autoren-

honorare schweigt er. Beides ist aber nur die Folge der für jedermann gesteigerten Ausgaben für die ganze Lebensführung, wie Wohnung, Gehälter, Steuern, Lebensmittel u. s. w. Alles ist teuerer geworden, also auch die Bücher.

Herr von Hartmann schlägt nun (am angeführten Orte) ein eigentümliches Radikalmittel vor, um die teueren Bücherpreise zu beseitigen. Nach ihm erhalten die Verleger in Deutschland einen zu geringen Teil des vom Publikum gezahlten Preises, — weil „der Zwischenhandel zu hohe Provisionen verschluckt"! Er fährt dann fort: „Dem Publikum müsste die Möglichkeit eröffnet werden, direkt mit den Verlegern in Verbindung zu treten und die Distributionsspesen zu ersparen, wenn es keine Bemühungen des Distributeurs (Sortimentsbuchhändlers) in Anspruch nimmt. Dies ist ausführbar durch Bildung eines Litteraturbezugsvereins, der als Sortimentsbuchhandlung ins Handelsregister eingetragen wird und den Mitgliedern nur die wirklichen Auslagen als Aufschlagsprovision berechnet. Gründlicher freilich wäre die Abhilfe, wenn die Post ebenso die Bücherspedition wie die Zeitungsspedition übernähme, neben dem periodischen Postzeitungskatalog einen periodischen Postbücherkatalog zu billigem Abonnement herausgäbe und ein Centralbücheramt zur Beantwortung von Anfragen und zur Ergänzung ungenauer Bestellungen einrichtete. Bücherbezug zur Ansicht auf bestimmte Frist würde auch beim Postbuchhandel unter Hinterlegung des Preises als Pfand ganz wohl möglich sein, und nur die unverlangten Büchersendungen zur Ansicht würden in Wegfall kommen, welche ich wegen ihres zerstreuenden Einflusses für überwiegend schädlich halte."

Diesen Gedanken führt dann von Hartmann noch weiter aus, es wird aber diese Probe genügen, um zu zeigen, wohin sich ein Autor verirren kann, der, wie Herr von Hartmann, gewohnt ist, alles was er schreibt, vom Publikum gut aufgenommen zu sehen, und der infolgedessen wohl glaubt, es ginge mit den Werken anderer Autoren ebenso glatt zu, wie mit den seinigen.

Die Organisation des deutschen Buchhandels, das Ergebnis einer jahrhundertelangen Entwickelung, ist namentlich in dem Vertriebe der Neuigkeiten eine so vorzügliche, den Interessen der Autoren und Verleger, wie des Publikums gleichmässig dienende, dass uns alle anderen Länder bekanntlich darum beneiden. Und diese Organisation glaubt Herr von Hartmann einfach von heute auf morgen durch einen modernen litterarischen Konsumverein nach Schulze-Delitzsch'schem System, oder durch die kaiserlich Deutsche Reichspost mit ihren stramm militärisch geschulten Beamten ersetzen zu können! Bei der langjährigen schrift-

stellerischen Thätigkeit des berühmten Verfassers hätte derselbe mit den einschlägigen Verhältnissen eigentlich genauer bekannt sein können.

Von Zeit zu Zeit sind früher schon Reformversuche gemacht, um den buchhändlerischen Zwischenhandel zu Gunsten der Autoren und des Publikums zu beseitigen. Schon Leibniz, der sich viel mit der Aufbesserung des Bücherwesens zu schaffen machte, gab 1715 die Anregung zur Organisation des Selbstverlages der Autoren; er hatte wenig Meinung von den Buchhändlern, die er geldgierig, unwissend und anmaassend in der Abwägung des praktischen Wertes von Gelehrtenarbeit schalt. Noch schlechter darauf zu sprechen war Lessing. Er kommt in seiner Dramaturgie auch auf das Erwägenswerte des Leibniz'schen Gedankens zu sprechen. Klopstock brachte denselben 1773 in seiner „Gelehrtenrepublik" zur Ausführung, gab aber das Unternehmen trotz guter Erfolge bald wieder auf. Gegen Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts endlich entstehen die sogenannten „Gelehrtenbuchhandlungen", welche ganz nach der Leibniz'schen Idee den Selbstverlag zusammenfassen, ihn erleichtern und dem Autor möglichst die vollen Früchte seiner Thätigkeit zuführen sollen. Das hervorragendste Institut war die 1781 eröffnete „Buchhandlung der Gelehrten" in Dessau, deren Selbstverlag immerhin so bedeutend war, dass sie zur Ostermesse 1782 hundertfünfzig, und Ostern 1783 zweihundert auf Kosten der Autoren erschienene Bücher auf den Markt brachte. Der gelehrte Leiter derselben, Magister Reiche, gelangte jedoch im Laufe weniger Jahre vollständig auf den Standpunkt des regulären Buchhandels, und da er seinen schriftstellerischen Kommittenten keine richtigeren Anschauungen der Verhältnisse beizubringen vermochte, zog er sich ärgerlich und verdrossen zurück. Damit nahm auch dieser vielversprechende Versuch gleich den anderen sein Ende. Seitdem wird es vom Selbstverlage der Autoren stiller.*)

E. von Hartmann hat nun allerdings ein anderes Ziel vor Augen; er will die Bücherpreise im Interesse des kaufenden Publikums billiger stellen, aber sein Mittel ist dasselbe: Beseitigung des buchhändlerischen Zwischenhandels. Er darf versichert sein, dass die Verleger längst schon selbst den direkten Verkehr mit dem Publikum eingerichtet hätten, wenn der Zwischenhändler, der Sortimentsbuchhändler, nicht unentbehrlich für sie wäre. Es giebt ja einzelne Fälle, in denen dies Vermittelungsglied zwischen Produzent und Konsument entbehrlich sein mag,

*) August Schürmann, Rechtsverhältnisse der Autoren und Verleger. Halle 1889. Seite 104.

aber im allgemeinen wird jeder Verleger, der nur direkt mit dem Publikum verkehren wollte, ebenso sicher zu Grunde gehen, als es bei den Gelehrtenbuchhandlungen und den sogenannten Selbstverlegern früher der Fall war und noch heute geschieht. Eine Darlegung der mancherlei tiefer liegenden Ursachen hierfür wäre zwar eine interessante lohnende Aufgabe, würde mich hier aber zu weit führen. —

Wir haben in den vorhergehenden Kapiteln gesehen, zu welcher Höhe die Preise seltener Bücher in anderen Ländern gestiegen sind; auch in Deutschland beginnt man in neuerer Zeit mit hohen Preisen zu rechnen. Um einige Beispiele davon anzuführen greife ich aufs Geratewohl einen Antiquarkatalog heraus, denn Katalogpreise geben einen besseren Maassstab für den heutigen Bücherwert als Auktionspreise. Bei den Versteigerungen ersten Ranges sind immer Vertreter aller Länder zur Stelle und treiben sich mitunter im Interesse ihrer reichen Auftraggeber die Preise gegenseitig künstlich in die Höhe. Ich nehme Katalog 7 von Jacques Rosenthal in München (1897 erschienen) zur Hand und finde darin unter anderem:

„Copia der Newen Zeytung aus Presillg Landt". 16000 Mark.

Ein Buch in 4⁰, ohne Angabe des Druckers, des Erscheinungsortes und der Zeit. Wahrscheinlich um 1520 gedruckt. Weller giebt in seinen Annalen (315) das Druckjahr 1505 an. Dies ausserordentlich seltene und interessante Büchelchen enthält die Beschreibung der Ankunft eines brasilianischen Schiffes in einem nicht näher bezeichneten Hafen. Rosenthal behauptet, es sei dies das erste in den Handel kommende Exemplar. Daher der kolossale Preis.

Laurentius Friess: „Underweisung . . . der Cartha Marina oder Mercarte." Druck von Joh. Grieninger in Strassburg 1530. 3000 Mark.

Enthält nur 22 Blätter in Folio, mit 3 Holzschnitten. Man kennt nur zwei Exemplare dieses einzig seltenen Americanums (Harrisse No. 151, 158 and Add. 90).

Levin Hulsius: „Sammlung der Schiffahrten." 22 Tle. in 3 Bänden. 4⁰. Frankfurt a. M. 1606—29. 3000 Mark.

Das Werk enthält 197 fein gestochene Kupfer und Karten. Ein Originalpergamentband. Brunet giebt nur 191 Kupfertafeln an, in Asters bibliographical essay sind nur 186 angegeben. Ein Beispiel, wie hoch auch bei uns Reisebeschreibungen im Preise stehen.

Albericus Vespucius: „Mundus nouus." Aug. Vind. Joh. Otmar. 1504. 8000 Mark.

Die erste (und wahrscheinlich älteste) Ausgabe mit Angabe des Ortes, Druckers und Jahres dieses berühmten Werkes über Amerika, andere bekannte Ausgaben sind undatiert.

„Das alt vnnd New Testament, dütsch, der vrsprünglichen Ebreischen waarheyt nach vff das allertrüwelichest verteutschet" (von Leo Juda). 6 Tle. Folio Gebunden mit zahlreichen Holzschnitten. Zürich, Froschower 1524—29. 1200 Mark.

Diese erste Ausgabe der ersten Schweizer Bibelübersetzung ist von grosser Seltenheit; ganz vollständige Exemplare, wie das vorliegende, kommen fast nie in den Handel.

„Ars moriendi" kl. fol. 4000 Mark.

Das Fragment eines Holztafeldruckes, enthaltend 5 Holzschnitte und 6 Seiten Text. Ein vollständiges Exemplar dieser Ausgabe besitzt die Königliche Bibliothek in München. (Siehe auch die Notiz auf Seite 240.)

Josephus Flavius: „Li dieci ultimi libri di Giosefo de le antichita giudaiche" Vinezia, Vicenzo Vaugris 1544. 2800 Mark.

Das Exemplar ist in herrlichem braunen Maroquin gebunden, mit der Devise von D. Canevari, dem Arzte des Papstes Urban VII., dessen Einbände sehr geschätzt werden.

Gerle, H.: „Tabulatur auff die Laudten etlicher Preambel, Teutscher, Welscher vnd Francösischer stück, von Liedlein, Muteten vnd schöner Psalmen" Nürnberg, gedr. v. Jeor. Formschneider 1533. 95 Blatt Quer 4^{0}. 6000 Mark.

Einzig bekanntes vollständiges Exemplar dieses für die Geschichte der Musik äusserst wichtigen Werkes. Man kennt nur noch ein zweites Exemplar, dem aber das Titelblatt fehlt; es wurde vor einiger Zeit von einem Wiener Antiquar für 6600 Gulden ausgeboten und gelangte in den Besitz des British Museum in London.

„Missale Herbipolense" Herbipoli, Geo. Reyser 1481. 378 Bl. gr. folio. 1000 M.

Hoch im Preise wegen des schönen Einbandes mit dem Wappen Rudolphs von Scherenberg. Von diesem seltenen liturgischen Werke sind nur defekte Exemplare bekannt, auch an diesem Exemplare fehlen verschiedene Blätter.

„Breviarium Toletanum." Venetiis, Joh. Herborn de Selgenstadt 1483. 262 S. in 4^{0}. 3000 Mark.

Ein bisher unbekannter Pergamentdruck. Die erste bisher bekannt gewordene Ausgabe ist von 1493. Also ein Unikum.

„Gratiani Decretales cum apparatu Barth. Brixiensis." Argentinae, Henr. Eggesteyn 1471. 459 S. gr. folio. 2500 Mark.

Die Editio princeps einer Seltenheit ersten Ranges, zugleich das erste in Strassburg gedruckte mit Jahreszahl versehene Buch.

Diese Zusammenstellung wertvoller Bücher aus deutschen Katalogen liesse sich leicht vermehren, man brauchte nur die Kataloge einiger grösseren Antiquariate, wie Oswald Weigel in Leipzig, Baer in Frankfurt, Alb. Cohn in Berlin, Karl W. Hiersemann in Leipzig u. a. zur Hand zu nehmen, um sich zu überzeugen, dass auch bei uns hohe Preise für Seltenheiten angesetzt werden, die dann allerdings mehr in das Ausland gehen, als in Deutschland bleiben.

Denn die Bücherliebhaberei bewegt sich bei uns noch in bescheidenen Grenzen, verglichen mit der Sammelwut der französischen und englischen Bibliophilen, die für kostbare Einbände und sonstige Äusserlichkeiten übertrieben hohe Preise zahlen. Dahin wird es bei uns voraussichtlich niemals kommen, dieses System des Sammelns, das sich mehr auf das Äussere, wie auf das Innere richtet, widerspricht der Natur des Deutschen. Aber an der Liebe zu Büchern, die zur Liebhaberei wird, wenn sie mehr kaufen lässt, als zur Befriedigung des eigenen Wissensdranges nötig ist, fehlt es auch in Deutschland nicht. Jedem Antiquar wird eine ganze Anzahl von Sammlern bekannt sein. Der eine sammelt nur Bücher mit Kupfern von Chodowiecki, ein anderer bemüht sich, die ersten Klassikerausgaben vollständig zusammenzubringen; ein dritter trachtet danach, alles anonym Erschienene zu erlangen, und selbst an Sammlern, die nur Bücher kleinsten Formates kaufen, fehlt es in Deutschland nicht. Bisweilen ist von deutschem Sammelfleisse mit geringen Mitteln, aber zäher Ausdauer Staunenswertes geleistet, Sammlungen wie die von Bledow, Goedecke, Hagen, Heyse, Hirzel, Klemm, Maltzahn, Meusebach, Mittler u. a. legen beredtes Zeugnis davon ab, und man kann diesen Männern nur Anerkennung und Bewunderung zollen.

Unter den neueren deutschen Sammlern ragt die Familie Weigel in Leipzig ganz besonders hervor, der Vater Johann August Gottlob und seine beiden Söhne Rudolf und Theodor Oswald. Der Vater, Universitätsproklamator in Leipzig, legte den Grund zu den ausgedehnten Sammlungen, durch welche das Haus Weigel berühmt geworden ist. Er sammelte Kupferstiche, Radierungen, Handzeichnungen und Ölgemälde und veröffentlichte eine Reihe von hervorragenden Arbeiten über seine Schätze.

Sein ältester Sohn Rudolf erbte den künstlerischen Sinn des Vaters, er eröffnete noch zu Lebzeiten desselben eine Kunsthandlung, deren in fünfunddreissig Abteilungen erschienener Katalog noch heute als ein vor-

zügliches Nachschlagemittel gebraucht wird. Er veröffentlichte daneben ein Supplement zu dem berühmten „Peintre graveur“ von Bartsch und anderes mehr.

Uns interessiert hier besonders der zweite Sohn Oswald, der die Buchhandlung des Vaters übernahm und in den weitesten Kreisen der Kunstfreunde und Bücherliebhaber bekannt geworden ist durch sein Abb. 209.



Abb. 209. Oswald Weigel

grosses, zusammen mit Professor Zestermann herausgegebenes Werk, „Die Anfänge der Druckerkunst in Bild und Schrift“ mit hundertundfünfunddreissig farbigen Tafeln, Leipzig 1866. Diesem Werke lag seine eigene, ganz hervorragende Sammlung zu Grunde, die im Jahre 1872 versteigert wurde, nachdem sie vorher dem Museum in Berlin vergeblich für 150000 Mark angeboten war; sie ergab auf dem Auktionswege 250000 Mark.

Neben den Weigels sei noch H. Lempertz in Köln genannt und J. M. Heberle, ebenfalls in Köln, ersteren namentlich führte sein Antiquariat zu eingehenden Studien über Bücher und Buchhandel; er ver-

öffentlichte „Bilderhefte zur Geschichte des Buchhandels“, die in dreizehn Jahrgängen von 1854 bis 1866 erschienen sind; seine kostbaren Sammlungen sind von dem Börsenverein der deutschen Buchhändler für dessen Bibliothek erworben.

Von den heutigen Privatsammlungen will ich nur eine nennen, allerdings eine der hervorragendsten: die Freiherrlich von Lipperheide-
Abb. 210. sche Sammlung für Kostümkunde in Berlin, die an interessanten und wertvollen Werken zur Kunst- und Kulturgeschichte wohl nur von wenigen Privatsammlungen übertroffen wird, die aber in ihrer Art und auf dem von ihr beherrschten Gebiete der Kostümkunde einzig dasteht.

Allerdings haben auch staatliche Institute, wie das Berliner Kunstgewerbemuseum, das Museum für Kunst und Industrie in Wien, das bayerische Nationalmuseum in München, das Germanische Museum in Nürnberg, die Pariser Nationalbibliothek, die grossen Porträtgalerien in Florenz, London, Kopenhagen u. s. w. die Trachtenkunde in Büchern, Einzelblättern, Gemälden und anderen Dokumenten in wertvoller Weise berücksichtigt, doch immer nur als kleinen Teil eines Ganzen, während die Lipperheide'sche Sammlung seit zwanzig Jahren nach dieser Richtung planmässig ausgebaut worden ist. Der Besitzer hat in dem genannten, verhältnismässig kurzen Zeitraum Ungewöhnliches geleistet. Die Sammlung enthält 686 Ölbilder, fast durchweg Familienporträts aus dem sechzehnten bis neunzehnten Jahrhundert, 200 Miniaturbildnisse, an 30000 Handzeichnungen, Kupferstiche, Holzschnitte, Lithographien und Photographien, 45 Handschriften und über 5500 Bände kostümgeschichtlicher Werke, 840 Jahrgänge von Modealmanachen, 1620 Jahrgänge von Modenzeitungen, 410 Jahrgänge illustrierter Zeitungen allgemeinen Inhalts und 155 Jahrgänge von Zeitschriften für Kunst und Gewerbe — wie man sieht, ein enormes Material. Von den Katalogen ist zunächst derjenige der Büchersammlung im Erscheinen; er wird vollständig drei starke Bände umfassen. Der erste Halbband liegt bis jetzt vor und ist für sich schon ein Prachtwerk, sowohl in Bezug auf bibliographische Genauigkeit, wie auf typographische Schönheit der Ausstattung.

154 Abbildungen in gleichmässig trefflichen Reproduktionen schmücken den Band von 288 Seiten. 88 Bilder illustrieren die Tracht verschiedener Zeiten und Völker; die Reproduktionen von 21 Büchertiteln und 18 Buchdruckerzeichen liefern einen Beitrag zur Geschichte der Typographie; verschiedene Abbildungen haben vorzugsweise kunsthistorischen Wert; andere sind für die allgemeine Kulturgeschichte von Interesse. In den Unterschriften finden die Illustrationen ergänzende Erklärungen in einer Weise, wie es bisher kaum der Fall gewesen ist. Wahrlich, in diesem Kataloge

ist von der sonst üblichen Trockenheit der bibliographischen Wissenschaft keine Spur mehr vorhanden!

Als eine Art Vorgänger dieses Werkes darf der schon vorher bei der Bücherliebhaberei in England von mir erwähnte von Dibdin so trefflich gearbeitete Katalog der Bibliothek des Lord Spencer gelten, der 1814 in vier stattlichen Bänden, mit Holzschnittreproduktionen geschmückt, erschien und der die Inkunabeln dieser damals wertvollsten aller Privatbibliotheken ausführlich beschreibt. Sodann ist zu nennen der siebenbändige Katalog der Bibliothek Ambroise Firmin-Didot, Paris 1877 bis 1884, von Pawlowski ausgearbeitet und mit vielen Tafeln versehen. Nach den Vorbildern Englands und Frankreichs erscheint nun zum erstenmale in Deutschland ein Werk, das sich den oben genannten würdig anreiht, wenn es in einzelnem sie nicht übertrifft. Als Bibliographie der Kostümkunde ist der Lipperheide'sche Katalog auch von hervorragender praktischer Bedeutung.



Abb. 210. Franz Freiherr von Lipperheide.

Die Bibliothek des Lord Spencer wurde im Oktober 1892 an Mrs. Henry Rylands für 225000 £ ($4^1/_2$ Millionen Mark) verkauft; sie ist jetzt als John Rylands Library in Manchester zur öffentlichen Benutzung aufgestellt; die Bibliothek des Herrn Firmin-Didot ergab bei den Versteigerungen in den Jahren 1877 bis 1884 den Betrag von gegen 3 Millionen Francs; die Lipperheide'sche Sammlung wird nach dem Tode des Besitzers als Schenkung an den preussischen Staat übergehen, ihre von mehreren Bibliothekaren verwalteten Schätze sind aber der öffentlichen freien Benutzung bereits übergeben. Auf diese Leistung eines Privatsammlers kann Deutschland stolz sein.

Eine andere hervorragend schöne Bibliothek, die des Grafen Lobris in Schlesien, kam im April des Jahres 1895 bei Rosenthal in München

zur Versteigerung und erzielte hohe Preise. Ich beschränke mich darauf, einige bemerkenswerte Americana zu nennen, die dort fortgingen.

(Sebastien Cabot) Declaratio chartae novae navigatoriae Domini Almirantis erzielte 3300 Mark.

Ein Heft von vierundzwanzig Seiten in Quart, ohne Ort, Drucker und Jahr, man vermutet einen Antwerpener Druck aus 1544. Es ist dies der erläuternde Text in lateinischer und spanischer Sprache zu der 1544 von S. Cabot gezeichneten grossen Karte, von der sich nur ein einziges bekannt gewordenes Exemplar in der Nationalbibliothek in Paris befindet. Dies Exemplar des Textes ist ebenfalls das einzige bekannt gewordene.



Abb. 211 August Klasing.

Extraict ou recueil des isles nouellement trouues en la grand mer oceane ou temps du roy Despagne Fernand et Elizabeth sa femme, faict premierement en latin par Pierre Martyr de Millan et depuis translate en languaige francoys. Paris 1532, impr. par Simon de Colines. 3400 Mark.

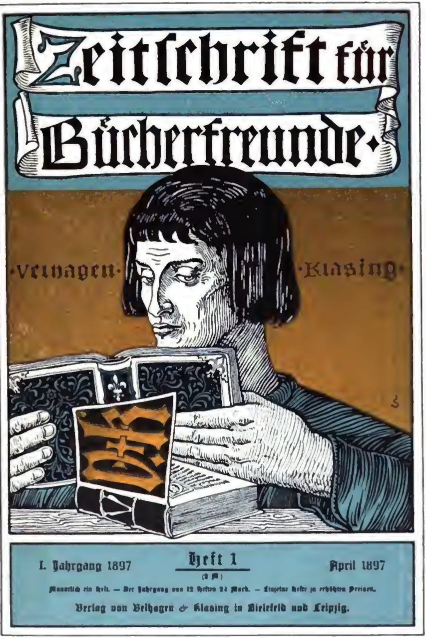
Eine äusserst seltene Ausgabe der Übersetzung des Berichtes von Ferd. Cortez über seine Entdeckungen.

Provinciae sive regionis in India occidentali noviter repertae ultima navigatione. Ex Valleoleti septima Martii 1520. 4600 Mark.

Ein kleines Heft von vierzehn Seiten klein Quartformat, enthaltend den Bericht über den Feldzug des Diego Velasquez auf Cuba, aus dem Spanischen in das Lateinische übersetzt, sehr selten.

Vespucius, Americus, Mundus Nouus. 5000 Mark.

Ohne Ort, Drucker und Jahr, etwa 1502 gedruckt, umfasst die Schrift nur vier Seiten in Quart. Dies ist das erste in den Handel gekommene



Titel der „Zeitschrift für Bücherfreunde“, entworfen von J. Sattler.

Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Exemplar des Vespucius, prachtvoll eingebunden und vorzüglich erhalten.

Diese Auktion war eine hochinteressante; schon der Katalog zeigt in seinen Faksimile-Illustrationen und den den Titeln beigefügten bibliographischen Anmerkungen, dass der Verkauf in den besten Händen war; und solch tüchtiger antiquarischer Buchhändler in Deutschland liesse sich eine ganze Reihe nennen.

Wir haben allerdings keine Gesellschaften, die sich nach Art der englischen Societies mit der Reproduktion seltener alter Bücher befassen, dafür aber haben wir Verleger, die mit Vertrauen auf die deutsche Bücherliebhaberei geschmackvolle Luxusausgaben auf den Büchermarkt bringen. Velhagen & Klasing's Ausgaben der Bücherfreunde, Hirth's Liebhaberbibliothek alter Illustratoren, die Luxusausgaben von Müller-Grote und Lipperheide in Berlin, von Hanfstängl und Bruckmann in München, Seemann's Elzevierausgaben u. s. w. sind Erscheinungen, die nur bei vorhandener Bücherliebhaberei bestehen können. Und die „Zeitschrift für Bücherfreunde", welche Fedor von Zobeltitz seit April 1897 im Verlage von Velhagen & Klasing herausgiebt, ist ihrer ganzen Anlage und gediegenen Ausführung nach ein so vornehmes Unternehmen, wie die anderen Nationen kaum ein zweites aufzuweisen haben werden. Das Bildnis des Begründers dieser Zeitschrift soll hier nicht fehlen, sie war eine der letzten Unternehmungen des um den deutschen Buchhandel hochverdienten Verlegers. August Klasing in Bielefeld starb am 5. August 1897 in dem hohen Alter von 88 Jahren. Wo solch schöne Erscheinungen, wie die hier genannten, Aufnahme finden, da muss ein guter Boden für die Bücherliebhaberei sein!


Abb. 222. Georg Hirth

Ich bin am Ende meiner Betrachtungen, die ich leicht noch weiter ausdehnen könnte, das Gesagte wird aber wohl genügen und Beachtung

Exemplar des Vespucius, prachtvoll eingebunden und vorzüglich erhalten.

Diese Auktion war eine hochinteressante; schon der Katalog zeigt in seinen Faksimile-Illustrationen und den den Titeln beigefügten bibliographischen Anmerkungen, dass der Verkauf in den besten Händen war; und solch tüchtiger antiquarischer Buchhändler in Deutschland liesse sich eine ganze Reihe nennen.

Wir haben allerdings keine Gesellschaften, die sich nach Art der englischen Societies mit der Reproduktion seltener alter Bücher befassen, dafür aber haben wir Verleger, die mit Vertrauen auf die deutsche Bücherliebhaberei geschmackvolle Luxusausgaben auf den Büchermarkt bringen. Velhagen & Klasing's Ausgaben der Bücherfreunde, Hirth's Liebhaberbibliothek alter Illustratoren, die Luxusausgaben von Müller-Grote und Lipperheide in Berlin, von Hanfstängl und Bruckmann in München, Seemann's Elzevierausgaben u. s. w. sind Erscheinungen, die nur bei vorhandener Bücherliebhaberei bestehen können. Und die „Zeitschrift für Bücherfreunde", welche Fedor von Zobeltitz seit April 1897 im Verlage von Velhagen & Klasing herausgiebt, ist ihrer ganzen Anlage und gediegenen Ausführung nach ein so vornehmes Unternehmen, wie die anderen Nationen kaum ein zweites aufzuweisen haben werden. Das Bildnis des Begründers dieser Zeitschrift soll hier nicht fehlen, sie war eine der letzten Unternehmungen des um den deutschen Buchhandel hochverdienten Verlegers. August Klasing in Bielefeld starb am 5. August 1897 in dem hohen Alter von 88 Jahren. Wo solch schöne Erscheinungen, wie die hier genannten, Aufnahme finden, da muss ein guter Boden für die Bücherliebhaberei sein! —



Abb. 212. Georg Hirth.

Abb. 212.

Beilage XI (S. 316/317)

Abb. 211.

Ich bin am Ende meiner Betrachtungen, die ich leicht noch weiter ausdehnen könnte, das Gesagte wird aber wohl genügen und Beachtung

bei denen finden, welche die Liebe zu guten und schönen Büchern als eine nobele Passion betrachten und pflegen.

Die Wissenschaft der Bücherkunde nimmt fortwährend einen weiteren Aufschwung, unser Jahrhundert hat eine ganze Reihe bibliographischer Arbeiten von der grössten Bedeutung entstehen sehen, auf denen das kommende Jahrhundert weiterbauen kann. Wir können auf diese Werke gestützt übersehen, auf welchen breiten, unerschütterlich kraftvollen Grundlagen die Litteratur im allgemeinen beruht. Aus diesem Bewusstsein schöpft auch die Bücherliebhaberei die wunderbare Lebenskraft und Energie, die sie die blutigsten Revolutionen hat überstehen lassen, die sie befähigte, sich nach den heftigsten politischen Erschütterungen, die die ganze Welt durchzitterten, stets wieder neu und kräftiger als zuvor aufzurichten, die ihre Jünger von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer begeisterter und opferfreudiger werden lässt.

Unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf: Was wird in Zukunft aus den seltenen Büchern werden, die heute schon so teuer bezahlt werden? Wird ein Rückschlag eintreten? Werden die drohenden Krisen des nächsten Jahrhunderts die Bücherliebhaberei vernichten?

Das glaube ich nicht, ich nehme vielmehr an, dass unsere Nachkommen ihre Vorfahren ebenso achten und lieben werden, wie wir selbst, und zwar auch in ihren Büchern.

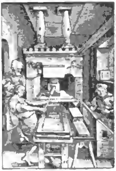


Abb. 213. Abbildung einer Buchdruckerpresse von 1520.
Aus der Sammlung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu Leipzig.

REGISTER.

(Die beigefügten Zahlen geben die Seiten an.)

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN IM TEXT.

VERZEICHNIS DER KUNSTBEILAGEN.

Bibli[illegible]
St. L[illegible]
Pom[illegible]
25. Bibli[illegible]
von
26. Bibli[illegible]
the[illegible]
27. Bi[illegible]
b[illegible]
c[illegible]
28. [illegible]
[illegible]
29. [illegible]